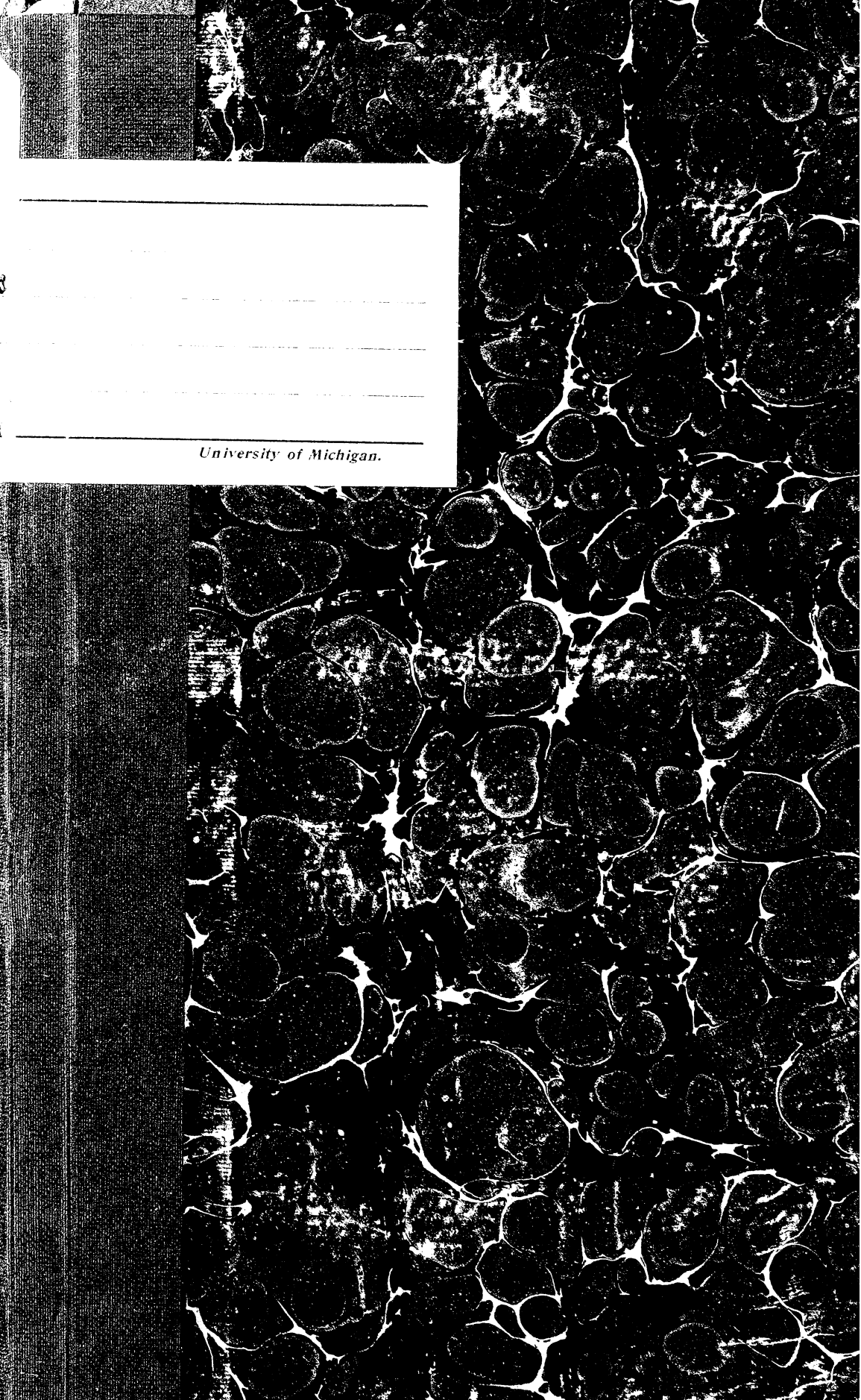

University of Michigan.

Rights of Crop

Thiers

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Ueber das Eigenthum.

Ins Deutsche übersetzt

von

P. E. Obermayer.

Erste Hälfte.

Mannheim.

Verlag von Reuer & Angely.

1848.

Die zweite Hälfte befindet sich unter der Presse und wird gleich nach Beendigung des Originals ausgegeben.

Da nun einmal die Gesellschaft in Frankreich zu einem so hohen Grade von moralischer Zerrüttung gediehen ist, daß die natürlichsten, einleuchtendsten, allgemein anerkannten Ideen in Zweifel gezogen und frech abgeleugnet werden, so mag es uns erlaubt sein, ihre Wahrheit darzuthun, als ob sie eines Beweises bedürfte. Es ist dies eine lästige, schwierige Aufgabe, denn es gibt nichts Schwierigeres, nichts Ermüdenderes, als die Wahrheit dessen schlagend darzuthun, was schon klar und in die Augen springend ist. Sie zeigt sich von selbst, ohne daß wir erst nöthig haben, von ihr überzeugt zu werden. So giebt es z. B. in der Geometrie Grundsätze, bei welchen man anhält, sobald man zu ihnen gelangt, indem man es ihnen selbst überläßt, sich geltend zu machen. Man sagt z. B. zwei parallele Linien können nie zusammenstoßen. Oder: die gerade Linie ist die kürzeste Verbindung eines Punktes mit einem andern. Hat man einmal diese Wahrheiten aufgestellt, so grübelt man nicht weiter nach, bespricht sie nicht mehr, und läßt das Einleuchtende der Behauptung auf den Geist wirken. Man enthebt sich hierdurch der weitern Durchführung, daß wenn diese beiden Linien sich begegnen sollten, sie nicht fortwährend in gleicher Entfernung von einander geblieben sein könnten, folglich keine parallele Linien wären; man erspart sich die Mühe, hinzuzufügen, daß wenn eine von einem Punkte zum andern gezogene Linie nicht die kürzeste wäre, es nur daran liegen müsse, daß sie keine gerade Linie sei. Mit einem Worte, man begnügt sich mit der augenscheinlichen Gewißheit, man geht nicht darüber hinaus.

Wir betrugen uns ebenso in Bezug auf gewisse moralische Wahrheiten, welche wir eben ihrer Klarheit wegen für unbeweisbare Grundsätze ansahen. Ein Mann arbeitet und erntet den Lohn seiner Arbeit — dieser Lohn ist das Geld; — dieses Geld verwandelt er in Brot und Kleidung oder er verzehrt es, oder wenn er dessen zu viel besitzt, leiht er es auf Zinsen aus, von welchen er lebt, oder er gibt es nach Belieben seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden. Wir hielten diese Thatsachen für sehr einfach, rechtmäßig, unvermeidlich; wir glaubten, sie könnten nicht bestritten, sie brauchten nicht bewiesen zu werden. Aber es war dem nicht so. Diese Thatsachen, erwiedert man uns heute, waren gewaltthätige tyrannische Handlungen; davon will man die erstaunte, bewegte, leidende Menge überführen, und während wir in vollem Vertrauen auf die Anerkennung gewisser Vordersätze die Welt gleichsam von selbst gehen ließen, wie sie damals ging, als ein großer Politiker sagte: Il mondo va da se; haben wir sie von einer falschen Wissenschaft untergraben gefunden, und müssen jetzt, damit die Gesellschaft nicht zu Grunde gehe, das beweisen, was man aus Achtung vor dem menschlichen Gewissen bisher nie zu beweisen unternommen hat. Es sei denn, wohlan! — Wir müssen die Gesellschaft gegen die schädlichen Irrlehrer vertheidigen, mit Gewalt müssen wir sie in Schutz nehmen, gegen die bewaffneten Versuche ihrer Anhänger, mit Vernunft gegen ihre Trugschlüsse, und deßhalb müssen wir unsern Geist, und den unserer Zeitgenossen zu einer langsamen Beweisführung der alltäglichen Wahrheiten verdammen. Ha, wir müssen die erschütterten Ueberzeugungen auf's Neue befestigen und die wird uns nie besser gelingen, als wenn wir über die einfachsten Grundsätze Rechenschaft ablegen. Ahmen wir die Holländer nach. Wenn sie hören, daß der Holzwurm ihre Dämme unsichtbar zu nagen anfing, eilen sie zu denselben, um das schädliche Insekt zu zerstören, ja laßt uns auf die Dämme eilen! Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, die Wohnungen auszuschmücken, in welchen unsere Familien

leben; — wir müssen verhindern, daß sie nicht in den Abgrund stürzen, wir müssen die Grundsäulen, auf welchen sie ruhen, mit geschickter Hand befestigen.

Mein Zweck ist also der, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zu untersuchen. Ich bitte meine Zeitgenossen, mich mit ihrer Geduld zu unterstützen, mir durch ihre Aufmerksamkeit zu jener drückenden Beweisführung, die ich nun unternehmen will, Muth einzuflößen. Ich spreche hier mehr für Sie, als für mich. Ich bin nun aus der Jugend in das gereifte Alter gelangt und werde in wenigen Jahren ein Greis sein; ich war der Zeuge mehrerer Revolutionen, habe Staatsformen und politische Charaktere in Irrthümern verfallen sehen, erwarte nichts mehr, wünsche keine Macht auf Erden und verlange von der Vorsehung nicht mehr, als mit Ehre zu sterben, wenn ich sterben soll, oder geachtet zu leben, wenn es mir zu leben vergönnt ist. Ich bin nicht für mich thätig, sondern für die Gesellschaft, die in Gefahr; — und wenn in allem dem, was ich thue, sage und schreibe, irgend ein persönliches Gefühl durchdringt, ist es nur, ich gestehe es, das der tiefsten Entrüstung, welche mir jene Irrlehren, die Töchter der Unwissenheit, des Stolzes und verbrecherischen Ehrgeizes einflüstern; — jene Irrlehren, welche sich erheben wollen, indem sie zerstören, statt aufzubauen. Deshalb rufe ich die Geduld meiner Zeitgenossen um Beistand an. Ich werde trachten, kurz, bündig und deutlich zu sein; da ich Ihnen nun einmal schon beweisen muß, was Sie, um bewiesen zu werden, nöthig erachteten, nemlich, daß das, was Sie gewonnen haben, Ihnen, wirklich Ihnen gehört, und daß Sie damit entweder Sich selbst oder Ihre Kinder ernähren können. So weit ist es mit uns gekommen, so weit haben uns die falschen Propheten im Bunde mit der irregeleiteten Menge gebracht. Ich trage den Grundgedanken dieses Werkes bereits seit drei Jahren in meinem Kopfe; ich mache mir Vorwürfe darüber, daß ich diese Seiten nicht damals veröffentlicht habe, wo die Irrlehren ihre Verwüstungen noch nicht so weit erstreckt hatten. Beharrliche

Nachforschungen im Gebiete der Geschichte, und die aufgeregte Thätigkeit meines politischen Lebens haben mich allein daran verhindert. Als ich vor drei Monaten zurückgezogen auf dem Lande lebte, und der Muße genoß, welche mir die Wähler meines Geburtslandes vergönnt hatten, fand ich endlich Zeit, mein Vorhaben zu Papier zu bringen. Der Aufruf, welchen das Institut an alle seine Mitglieder erlassen, entschied mich zur Veröffentlichung dieser Blätter. Dessenungeachtet erkläre ich, daß ich meine Arbeit nicht der Abtheilung der politischen Wissenschaften, welcher ich angehöre, zur Prüfung unterworfen habe; ich gehorche dem Institute, indem ich sie veröffentliche, aber ich mache es nicht verantwortlich für meine Ansichten, und wenn es seine Befehle sind, welche ich jetzt ausführe, so sind es dennoch einzig und allein meine Gedanken, die ich in jener freien, heftigen, aufrichtigen Sprache niedergeschrieben habe, deren ich mich stets bediente und stets bedienen werde.

Paris im September 1848.

A. Thiers.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Ueber das Eigenthumsrecht.

Erstes Kapitel.

Ursprung der gegenwärtigen Einwürfe, auf welche Art es dazu gekommen ist, daß in unserem Jahrhunderte das Besitzthum in Frage gestellt werden konnte.

Zweites Kapitel.

Ueber die anzuwendende Methode.

Drittes Kapitel.

Ueber die Gesammtheit des Eigenthums.

Viertes Kapitel.

Ueber die Fähigkeiten des Menschen.

Fünftes Kapitel.

Von der Anwendung der Fähigkeiten des Menschen; oder über die Arbeit.

Sechstes Kapitel.

Ueber die Ungleichheit des Besitzes.

Siebentes Kapitel.

Von der Uebertragung des Besitzthums.

Achtes Kapitel.

Ueber die Schenkung.

Neuntes Kapitel.

Ueber die Erbschaft.

Zehntes Kapitel.

Ueber den Einfluß der Erbschaft auf die Arbeit.

Eilftes Kapitel.

Ueber Reichthum.

Zwölftes Kapitel.

Ueber die wahre Begründung des Eigenthumsrechtes.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber die Verjährung.

Vierzehntes Kapitel.

Ueber unrechtmäßige Besitzergreifung in Folge von Ausdehnung des Eigenthumsrechtes.

Zweites Buch.

Ueber den Communismus.

Erstes Kapitel.

Ueber das Prinzip des Communismus im Allgemeinen.

Zweites Kapitel.

Ueber die unvermeidlichen Bedingungen des Communismus.

Drittes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf die Arbeit.

Viertes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf die Freiheit des Menschen.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf das Familienleben.

Sechstes Kapitel.

Ueber das Kloster oder das gemeinschaftliche Leben unter den Christen.

Drittes Buch.

Ueber den Socialismus.

Erstes Kapitel.

Ueber den Socialismus.

Zweites Kapitel.

Ueber die gesellschaftlichen Leiden.

Drittes Kapitel.

Ueber Associationen und deren Anwendung auf die verschiedenen Arbeiter-Klassen.

Viertes Kapitel.

Ueber das Kapital in dem Systeme der gesellschaftlichen Vereinigung.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Leitung der Unternehmen bei einer gesellschaftlichen Vereinigung.

Sechstes Kapitel.

Ueber verdungene Arbeit.

Siebentes Kapitel.

Ueber Unterdrückung der Concurrenz.

Achtes Kapitel.

Ueber Wechselseitigkeit.

Neuntes Kapitel.

Ueber das Recht der Arbeit.

Zehntes Kapitel.

Ueber den Charakter der Socialisten im Allgemeinen.

Viertes Buch.

Von den Abgaben.

Erstes Kapitel.

Ueber die Art und Weise das Besitzthum mit Abgaben zu belegen.

Zweites Kapitel.

Ueber das Prinzip der Abgaben.

Drittes Kapitel.

Ueber die Vertheilung der Steuern.

Viertes Kapitel.

Ueber die verschiedenen Arten von Abgaben.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Verbreitung der Abgaben.

Sechstes Kapitel.

Von den Vor- und Nachtheilen, die aus den Abgaben hervorgehen können.

Siebentes Kapitel.

Schluß. Ueber das Böse in der Welt.

Erstes Buch.

Ueber das Eigenthumsrecht.

Erstes Kapitel.

Ursprung der gegenwärtigen Einwürfe, auf welche Art es dazu gekommen ist, daß in unserem Jahrhunderte das Besitzthum in Frage gestellt werden konnte.

Wer trägt die Schuld davon, daß das Eigenthum, jener angeborene Instinkt des Menschen, des Kindes, des Thieres, der einzige Zweck, die unentbehrliche Vergeltung der Arbeit in Zweifel gezogen werden konnte. Wer konnte uns in jene Verwirrung stürzen, von der man in keiner Zeit, in keinem Lande ein Beispiel gesehen hat, selbst nicht in Rom. Denn als man daselbst über das agrarische Gesetz stritt, handelte es sich da nicht ausschließlich blos um Grundstücke, die man vom Feinde erobert hatte. Wer hat uns an diese Zweifel gewöhnt? Die nächsten Zeilen werden es beweisen.

Die Männer, welche das im Jahre 1830 gegründete Gouvernement bekämpften, theilten sich zu Ende des letzten Königthums in verschiedene Klassen. Die Einen wollten es nicht vernichten, im Gegentheile retten und griffen deshalb nicht die Form dieses Gouvernements an, sondern die Art, wie es geltend gemacht wurde. Sie verlangten die wahre Freiheit, jene, welche die Angelegenheiten des Landes vor dem doppelten Einflusse der Höfe und der Straße sicher stellt, eine kluge Administration der Finanzen, eine mächtige Organisation der öffentlichen Gewalt, eine kluge aber nationale Politik. Andere griffen entweder aus glühender Ueberzeugung oder aus dem Drange, sich vor ihren Mitstreitern auszuzeichnen, die Form des Gouvernements selbst an; und

wünschten die Republik, ohne den Muth zu haben, es zu gestehen. Unter diesen Letzteren willigten die Aufrichtigsten ein, so lange zu warten, bis man die Erfahrung mit der constitutionellen Monarchie machen könne, und verhielten sich bieder. Die Eiligsten wollten sich vor den Republikanern selbst herausheben, strebten mit größerer Ungeduld nach der Republik und sprachen, um sich eine eigene Sprache zu bilden, immer und immer von den Interessen des vergessenen, verkannten, geopferten Volkes. Andere suchten sich auf noch auffallendere Weise bemerkbar zu machen; sie gaben sich den Anschein, alle politische Streitigkeiten zu verachten, verlangten eine sociale Revolution, und unter ihnen gab es einige, welche das Ziel so weit hinausrückten, daß sie diese sociale Revolution sogar vollständig wollten.

Durch seine Verlängerung wurde der Streit immer bitterer, und als endlich das Königthum, zu spät gewarnt, die Macht aus den Händen der einen in die der andern Parthei übergehen lassen wollte, entglitt ihr diese selbst in der allgemeinen Aufregung. Allein andere bemächtigten sich ihr. Die Männer, welche heut die Gewalt in Händen haben, und die durch die ersten Erfahrungen bereits gewitzigt sind, beeilen sich nicht, die unklugen Versprechungen zu halten, die übrigens viele von ihnen gar nicht persönlich gegeben haben; aber jene, welche nicht am Ruder stehen, und noch durch keine Erfahrung erleuchtet worden sind, verlangen noch immer eine sociale Revolution. Eine sociale Revolution! Genügt es sie zu wollen um sie zu erfüllen? Selbst wenn man die Macht hätte, die man zuweilen findet, indem man ein leidendes Volk aufregt, müßte man auch den Stoff zu ihr finden. Man muß eine Gesellschaft haben, an der noch etwas umzugestalten ist; aber wenn sie bereits seit langen Jahren reformirt ist, was dann? Ah! Ihr seid nach dem Ruhme lüstern, eine sociale Revolution zu vollenden? Nun denn, da hättet Ihr vor 60 Jahren geboren werden und im Jahre 1789 in die Streitbahn treten sollen. Damals konnte man, ohne das Volk zu betrügen oder moralisch zu verderben, noch seine Begeisterung erwecken, und nachdem man sie erweckt hatte, in gleicher Wärme erhalten; denn zu jener Zeit trugen nicht alle gleichmäßig die Steuern. Auf den Adel kam nur ein gewisser Theil, keiner auf die Geistlichkeit, außer wenn es ihr beliebte, das zu bewilligen, was man freiwillige Schenkungen nannte. Selbst die Strafen waren nicht für alle Rechtsvertreter gleich, für die einen stand der Galgen, für die anderen gab es tausend Arten, die Ehrlosigkeit oder den wohlverdienten Tod zu vermeiden. Die öffentlichen Aemter waren nicht allen zugänglich; die Geburt oder die Religion legten selbst dem ausgezeichnetsten Talente Hindernisse in den Weg. Unter dem Namen von Feudal-Rechten bestand eine Menge von Lehensabhängigkeiten, deren Ursprung sich nicht auf einen freiwillig eingegangenen Vertrag, sondern auf eine Usurpation der Gewalt über die Schwäche zurück-

führen ließ. Man mußte sein Brod in dem Ofen der Herren backen; sein Getraide in seiner Mühle mahlen, die Lebensmittel ausschließlich von ihm kaufen, seine Ernten von seinem Wild verwüsten lassen, — kurz seiner Gerechtigkeit unterstehen. Die Ausübung der verschiedenen Gewerbe hing von der vorläufigen Zulassung ab, welche nach der Einrichtung der Geschwornengerichte und Innungen beurtheilt wurde. Von Provinz zu Provinz gab es Zollanstalten und die Art und Weise der Erhebung der Steuern war unerträglich. Die Steuer selbst war im Verhältniß zur Gütermasse erdrückend. Die schönsten Grundstücke gehörten nicht nur der Geistlichkeit und waren so der todten Hand verfallen, sondern man mußte ihr noch den Zehnt, oft den besten Theil der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zahlen. Alles dies lastete auf der unteren Klasse des Volkes, und was die Nationen im Allgemeinen anbelangte, so gab es Censoren für die, welche zu schreiben versuchten, die Bastille für ungelehrige Charaktere aller Art, die Parlamente für La Barre und Callus, endlich lagen oft mehrere Jahrhunderte zwischen der Einberufung der Generalstaaten, welche allen diesen Mißbräuchen hätten steuern können.

Darum konnten in jener unsterblichen Nacht vom 4. August alle Klassen der Nation, die so herrlich in der Constituante neben einander saßen, hervortreten, und eine nach der andern etwas auf dem Altare des Vaterlanders opfern. Jede konnte etwas da ablegen: die bevorzugten Stände ihre Steuerfreiheit, die Geistlichkeit ihre Güter, der Adel seine Lehensrechte und Titel, die Provinzen ihre abgesonderten Verwaltungen. Kurz, alle Klassen konnten ein Opfer bringen und brachten es mit unerhörter Freude. Diese Freude, — sie kam nicht blos aus dem Herzen einiger Männer, sondern aller. Es war die Freude eines Volkes, das sich von allen Plackereien befreit hatte, die Freude des dritten Standes, der sich aus seiner Erniedrigung erhob, ja sogar die Freude des Adels selbst, der damals das Vergnügen, Gutes zu thun, sehr lebhaft empfand. Es war ein maßloser Taumel, eine Ueberspannung von menschenfreundlichen Gefühlen, die uns fast dahintrieb, die ganze Welt mit unserer glühenden Vaterlandsliebe zu umfassen. Man hat seit einiger Zeit nichts versäumt, um die Volksmasse aufzuregen; hat man dessenungeachtet die Begeisterung vom Jahre 1789 hervorgebracht? Nein und warum? Weil das, was gethan ist, nicht mehr zu thun bleibt und wir in einer heutigen Nacht vom 4. August nicht mehr wüßten, was zu opfern. Gibt es irgend wo eine Mühle oder einen Backofen, wohin wir unser Getraide, unser Brod tragen müßten? Wer tödtet jetzt nicht das Wild, wenn es in sein Feld einbricht? Giebt es jetzt andere Censoren, als die aufgezeigte Menge oder die Diktatur, welche sie vertritt? Besteht die Bastille noch? Wird man noch aus religiösen oder Geburts-Verhältnissen zu irgend einem Amte unfähig? Kann nicht ein Jeder bis zu den höchsten Ehrenstellen gelangen? Giebt

es eine andere Ungleichheit als die des Geistes, welche sich durch das Gesetz nicht regeln läßt, oder die des Vermögens, welche auf dem Rechte des Eigenthums beruht? Versucht, wenn Ihr wollt, wieder eine Nacht vom 4. August, vernichtet einen Altar des Vaterlandes und sagt uns, was Ihr opfern wollt? Mißbräuche — oh gewiß, es giebt deren genug, jemals, jetzt, wie in jeder Zeit; aber einige elende Mißbräuche auf den Altar des Vaterlandes gelegt, das ist zu wenig. Man muß würdigere Spenden darbringen. Suchet doch darnach im Schoße dieser Gesellschaft, die seit 1789 so oft über den Haufen geworfen und mühevoll wieder zusammengekittet worden ist. Suchet und ich wette, Ihr findet nichts anderes zu opfern, als das Eigenthum. Darum wollte man auch diese Opfer bringen, und das ist der beklagenswerthe Ursprung der heutigen Einwürfe über diesen Gegenstand.

Nicht alle Anhänger der socialen Revolution wollen, das ist wahr, das Eigenthum in einem gleichen Grade opfern. Die Einen wollen es gänzlich, die Andern theilweise abschaffen; — die Einen würden sich damit begnügen, die Arbeit auf eine andere Art zu vergelten, die Anderen führen kein Wort als das der Steuer im Munde. Aber Alle, die Einen mehr die Anderen weniger greifen das Eigenthum an, weil sie nur auf diese Weise das Wort halten können, das sie gegeben in dem Versprechen einer socialen Revolution. Wir müssen folglich alle diese gehässigen, kindischen, lächerlichen aber zugleich auch unheilvollen Systeme bestreiten, welche wie eine Menge Insekten aus der Auflösung aller Staatsformen entstanden sind, und die Atmosphären, in welchen wir leben, erfüllen. Das ist der Ursprung des heutigen Zustandes, der uns, selbst wenn die Gesellschaft gerettet wird, entweder das Mitleiden oder die Verachtung der nachfolgenden Zeiten zuziehen wird, Gott gebe, daß unter diesen Gefühlen auch noch ein kleiner Raum für die Achtung derjenigen übrig bleibt, welche diesen Irrlehren, dieser ewigen Schande des menschlichen Geistes zu widerstehen wußten.

Zweites Kapitel.

Ueber die anzuwendende Methode. Wie die Beobachtung der menschlichen Natur die einzig zu verfolgende Methode sei, die Rechte des Menschen in der Gesellschaft darzuthun.

Bevor man nun den Beweis unternehmen kann, daß das Eigenthum ein Recht begründet, ein heiliges Recht, wie das der Freiheit zu gehen, zu bleiben, zu denken und zu schreiben, müssen wir uns über die Art und Weise der Beweisführung verständigen, welche wir bei unserem Stoffe anwenden müssen. Auf was stützt man sich, wenn man sagt: der Mensch hat das Recht, sich zu be-

wegen, zu arbeiten, zu denken und frei auszudrücken? Wo hat man den Beweis von allen diesen Rechten hergenommen? In den Bedürfnissen des Menschen, sagen einige Philosophen. Seine Bedürfnisse bilden seine Rechte. Er bedarf der freien Bewegung, der Arbeit, des Denkens, um nur leben zu können. Er muß, was er gedacht, auch frei ausdrücken dürfen, folglich hat er auch ein Recht, alle diese Dinge zu machen. Die so geklügelt haben, näherten sich der Wahrheit, ohne sie zu erreichen; denn aus ihren Vordersätzen würde sich folgender Schlußsatz ergeben: Jedes Bedürfniß ist ein Recht, — das wahre eben so gut als das falsche; das einfache angeborene eben so gut wie die Bedürfnisse, welche auf schlechter Gewohnheit beruhen. Denn in Wahrheit, wenn es echte Bedürfnisse giebt, so bestehen deren auch falsche. Der Mensch erschafft sich gleichsam selbst übertriebene und schädliche Bedürfnisse, indem er sich den Leidenschaften hingibt, wie z. B. der Wein, die Weiber, die Faulheit. Der Schlummer, die ungeregelte Thätigkeit, Revolutionen, Straßenkämpfe, Kriege. Ein Vergnügling achtet kein Weib, der Liebhaber von guten Getränken bedarf ganzer Flüsse von starken Geistern, und wer eroberungssüchtig wäre, dem genügte die ganze Erde nicht. Wenn die Bedürfnisse die Quelle des Rechtes wären, so hätte Cäsar in Rom das Recht gehabt, die Weiber, die Freiheiten, die Güter, den Ruhm der Römer für sich zu nehmen, und dann müßte man sagen, daß das Laster allein sich das Recht gebildet hätte.

Ich weiß sehr wohl, daß die Philosophen, die über diese Dinge nachgedacht haben, sie insoferne unterschieden, als sie sagten: Die wahren Bedürfnisse bilden die Rechte. Aber dann muß man wieder fragen, welches sind die wahren, wodurch unterscheiden sie sich von den faschen, und zu dieser Erfahrung gelangt man blos durch die Beobachtung der menschlichen Natur.

Die genaue Beobachtung der menschlichen Natur ist folglich die Methode, welche man anwenden muß, um die Rechte des Menschen zu entdecken und zu beweisen.

Montesquieu hat gesagt: Die Gesetze sind die Beziehungen der Dinge. Ich bitte diesen großen Geist um Verzeihung, er hätte vielleicht sich genauer ausdrücken können, wenn er gesagt hätte: die Gesetze beruhen auf dem dauernden Verhältnisse der Dinge. Newton beobachtet die schweren Körper. Er sieht einen Apfel vom Baume fallen, wie sich die gemeine Sprache der Bewohner unseres Planeten auszudrücken pflegt. Indem er diese Thatsache mit einer anderen in Verbindung bringt, mit der des Mondes, den die Erde anzieht, und der Erde, welche die Anziehungskraft der Sonne empfindet, bemerkt er eine eigenthümliche und unbedeutende Thatsache, ein allgemeines, bleibendes Gesetz und sagt: Die schweren Körper sind von einander angezogen, und er nennt diese Grundwahrheit das Gesetz der Schwerkraft, der natürlichen Anziehungskraft.

Ich beobachte einen Menschen und vergleiche ihn mit dem Thiere, und ich sehe, daß er, weit entfernt den bloß gemeinen Instinkten nachzuhängen, sich nicht damit begnügt, zu essen, zu trinken, sich zu gatten, zu schlafen, aufzuwachen und wieder von Neuem anzufangen, sondern daß er diese engen Grenzen verläßt und zusammengesetztere höhere Thätigkeiten mit ihnen in Verbindung bringt. Er hat einen durchdringenden Geist, der muß ihm die Mittel liefern, seinen Bedürfnissen zu genügen. Er wählt sich aus ihnen die, welche ihm die tauglichsten scheinen; er stürzt sich nicht, wie der Adler im Fluge auf seine Beute, noch legt er sich wie der Tiger auf die Lauer; er pflegt die Erde, bereitet seine Nahrungsstoffe vor, webt seine Tücher und tauscht das, was er hervorgebracht, mit den Erzeugnissen anderer Menschen aus, treibt Handel, vertheidigt sich, oder greift an, führt Krieg, schließt Frieden, schwingt sich bis zur Macht im Staate hinauf und erreicht die höchste Stufe, indem er zur Anerkennung Gottes gelangt. Je mehr er in diesen verschiedenen Kenntnissen vorschreitet, desto mehr beherrscht er die physische Gewalt, desto mehr horcht er auf die Stimmen der Vernunft, und wird so immer würdiger an der Herrschaft der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, Theil zu nehmen. Und wenn ich ihn nun so beobachte, in ihm die erhabene Erkenntniß erkannt habe, die sich in der Entwickelung erweitert, wenn ich bemerke, daß ich sie ihm raube, daß ich ihn erniedrige, daß ich ihn unglücklich mache, wie einen Sklaven, wenn ich ihm diese Fähigkeit nehme, so halte ich inne und sage: der Mensch hat ein Recht, frei zu sein, weil seine edle Natur, wenn ich sie genau beobachte, wie dieses Gesetz beweist, daß das denkende Wesen frei sein muß, ebenso wie der fallende Apfel Newton das Geheimniß entdeckt hat, daß die schweren Körper sich untereinander anziehen.

Ich stelle es daher in Zweifel, eine andere Art, diese Rechte zu beweisen zu finden, als die, welche sich auf einer tiefen und gesunden Beobachtung des Menschen gründet. Wenn man mit aufmerksamem Auge das Bleibende in ihrem Benehmen verfolgt hat, wird man auf das Gesetz geführt, das sie leitet, und von diesem Gesetze schließt man auf das Recht. Dennoch muß ich noch eine Bemerkung hinzufügen, um mich nicht selbst vielen Einwürfen in die Hände zu liefern. Werden Sie, frägt man mich, von dem Gesetze, das zwischen den schweren Körpern herrscht, auf das Recht schließen, werden Sie sagen: Die Erde hat das Recht zur Sonne hinaufzuklimmen? Nein, ich antworte mit Pascal: Erde, du weißt nicht, was du thust. Wenn du mich erdrückst, du weißt es nicht, ich aber weiß es. Ich bin folglich dein Vorgesetzter!

Nein, das Recht ist das Privilegium der moralischen, denkenden Wesen. Ich wäre fast versucht, zu sagen, aber ich wage es nicht, daß der Hund, der dir dient, der dich liebt, ein Recht hat, gut behandelt zu werden, weil dieses treuliebende Thier sich zu deinen Füßen wirft und sie küßt. Und dessen ungeachtet würde

Ueber das eigenthum. Ins deutsche übersetzt von P. C. Obermayer.

Thiers, Adolphe, 1797-1877.
Mannheim, Rener & Angely, 1848.

http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015070867539

www.hathitrust.org

Public Domain

http://www.hathitrust.org/access_use#pd

We have determined this work to be in the public domain, meaning that it is not subject to copyright. Users are free to copy, use, and redistribute the work in part or in whole. It is possible that current copyright holders, heirs or the estate of the authors of individual portions of the work, such as illustrations or photographs, assert copyrights over these portions. Depending on the nature of subsequent use that is made, additional rights may need to be obtained independently of anything we can address.

ich, wenn ich mich so ausdrückte, der vollkommenen Richtigkeit der Sprache Gewalt anthun. Wenn du diesem anhänglichen Wesen gegenüber eine Verpflichtung hast, so kömmt es daher, daß du einsiehst, daß es ihrer bedarf; das Thier hat kein Recht, weil es wünscht ohne zu wissen; das Wort Recht kann nur auf die Beziehungen unter denkenden Wesen angewendet werden. Alle Wesen auf der Welt haben ihre Gesetze, die moralischen wie die physischen Wesen. Aber die Gesetze für die ersteren machen auch ihre Rechte aus. Nachdem ich den Menschen genau beobachtet habe, bemerke ich, daß er denkt, daß es für ihn eine Nothwendigkeit ist zu denken, diese Fähigkeit auszuüben; — daß sie durch ihre Anwendung sich entwickelt und vergrößert und ich sage, daß er ein Recht zu denken, zu sprechen hat, denn denken, sprechen ist eines und dasselbe. Ich muß ihm dieses Recht zuerkennen, wenn ich zum Gouvernement gehöre, nicht so wie dem Hunde, dessen ich eben Erwähnung gethan habe, sondern wie einem Wesen, das weiß, was ihm zusteht, das das Gefühl seines Rechtes hat, das meines Gleichen ist, dem ich gebe, was ihm zukömmt, und das stolz das in Anspruch nimmt, auf das er ein Recht zu besitzen fühlt. Mit einem Worte, es kommt stets auf dieselbe Methode heraus, d. h. auf die Beobachtung der Natur. Ich weiß, daß der Mensch jene Fähigkeit besitzt und jenes Bedürfniß, sie auszuüben, und sagte, daß ich ihm dazu die Mittel gewähren muß, und da die menschliche Sprache unendlicher Bildbarkeit fähig ist, und in ihren unzähligen Feinheiten die unzähligen Verhältnisse der Dinge entwickelt, so sage ich, wenn es sich von den schweren Körpern handelt, sie bestreben sich, aufzusteigen, weil sie dazu gezwungen sind; ich sage vom Hunde: mißhandle ihn nicht, denn er empfindet deine schlechte Behandlung und seine gutmüthige Natur hat sie nicht verdient. Gelange ich so bis zum Menschen, bis zu meinem Bruder vor Gott, so sage ich: er besitzt Rechte. Das Gesetz, dem er untersteht, begründet dieses erhabene Wort.

Gehen wir folglich von dem Grundsatze aus, daß das Eigenthum, wie Alles, was zum Menschen gehört, ein Recht wird, ein wohlerwiesenes Recht, sobald die Beobachtung der Gesellschaft den Beweis der Nothwendigkeit dieser Einrichtung, ihrer Schicklichkeit, ihrer Nützlichkeit darthut; — wenn ich endlich beweise, daß das Eigenthum ebenso unentbehrlich zum Dasein des Menschen ist, als die Freiheit selbst. Bin ich bis hieher gelangt, so kann ich rechtmäßig sagen: Das Eigenthum ist ein Recht, als wenn ich dieses von der Freiheit behaupte.

Drittes Kapitel.

Ueber die Gesammtheit des Eigenthums. Das Besitzthum ist eine ausgemachte, allen Zeiten und allen Ländern gleich gemeine Thatsache.

Nachdem wir die Beobachtung als die einzig gute Methode sowohl der moralischen als der physischen Wissenschaften erkannt haben, untersuche ich zuerst die menschliche Natur in allen Ländern, zu allen Zeiten, auf allen Stufen der Bildung, und finde überall, ohne Ausnahme, das Eigenthum als anerkannte Thatsache.

Die Publizisten des letzten Jahrhunderts erfanden, um zwischen dem natürlichen Zustande des Menschen und seinem Bürgerlichen etwas zu stellen, einen Zeitraum, wo der Mensch in Wäldern und Wüsten umherirrte, keinem andern festen Gesetze gehorchte und einen anderen Zeitraum, wo sich die Menschen zusammengezogen, vereint und durch Verträge, welche man Gesetze nennt, gegenseitig verbunden haben. Man nannte die vorausgesetzten Bedingungen jenes ersten Zustandes: das Naturrecht und die wirklichen und bekannten des zweiten das Civilrecht. Das ist eine reine Hypothese; denn nirgends hat man den Menschen in völliger Absonderung gefunden, selbst nicht unter den unentwickeltsten Wilden Amerika's und Australiens. Ebenso wie es Thiere giebt, welche aus Instinkt in Heerden leben und in Gemeinschaft weiden, wie alle grasfressenden, während dem die, welche sich vom Fleische nähren, vereinzelt leben, um ohne Nebenbuhler jagen zu können, ebenso hat man den Menschen stets in Gesellschaft gefunden. Der Instinkt, dieses erste älteste Gesetz zieht ihn zu seinem Nächsten und macht aus ihm gleichsam ein geselliges Thier; wozu würde ihm, wenn es anders wäre, jener verständige Blick dienen, durch welchen er frägt und antwortet, noch ehe er zu sprechen weiß; wozu jener Geist, der auffaßt, eintheilt und die Dinge bezeichnet; — wozu jene Stimme, welche sie durch den Ton unterscheidet, wozu endlich das Wort, jenes Werkzeug des Gedankens, jenes reizende Band der Gesellschaft? Ein so edel ausgestattetes Wesen, das das Bedürfniß und die Möglichkeit empfindet, sich mit seines Gleichen mitzutheilen, konnte nicht für die Einsamkeit erschaffen sein. Sogar jene traurigen Einwohner Australiens, die den Affen am nächsten stehen und die die wenigst belehrende Beschäftigung des Menschen, die Fischerei, ausschließlich betreiben, sie sogar hat man neben einander in Gemeinschaft leben gefunden und gehört, wie sie sich durch rauhe, wilde Töne verständigen.

Allüberall hat man den Menschen in seiner abgesonderten Wohnung gefunden, und in dieser Wohnung sein Weib, seine Kinder, welche seit dem ersten Zusammenleben des menschlichen Geschlechtes das bilden, was man Familien nennt, während mehrere derselben neben einander lebend Völkerschaften bilden, welche aus angeborenen Trieben sich ebenso gut zusammen vertheidigen, wie

sie zusammen leben. Sehet die Hirsche, die Gesellen, welche friedlich in den schönen gelichteten Stellen unsrer europäischen Wälder sich herumtreiben oder auf den grünenden Abhängen der Alpen und der Pyrenäen; — wenn ihnen ein warnender Luftzug einen gefahrdrohenden Ton zuträgt, so geben sie mit ihrer Stimme oder ihrem Fuße ein Zeichen, das sich allsogleich der ganzen Heerde mittheilt und flüchten zusammen, denn ihre Vertheidigung besteht eben nur in der wundervollen Schnelligkeit ihrer Füße. Der Mensch, der geschaffen, um die Kanonen zu erfinden und ihnen zu trotzen, der Mensch wirft sich, statt sie zu fliehen, muthig den mehr oder minder vollkommenen Waffen, die er erfunden, entgegen. Er nimmt ein Stück Holz, an dessen Ende er einen schneidenden Stein befestigt, drückt sich mit dieser schwerfälligen Lanze an seinen Nächsten, hält seinem Feinde Stand, widersteht jetzt, weicht jetzt, wie ihn der Geschickteste, der Kühnste seiner Völkerschaft leitet.

Der Instinkt allein treibt zu allen diesen Handlungen, ohne daß man ein Wort über Gesetze oder über Künste geschrieben hat, ohne daß man irgend ein Uebereinkommen traf. Man kann wohl mit Grund die instinktmäßigen Anordnungen dieses Urzustandes, die allgemeinsten, nothwendigsten, Naturrecht nennen. Seit diesem Augenblicke besteht das Eigenthum, denn niemals, selbst in diesem Zustande, ist es vorgekommen, daß der Mensch nicht wenigstens seine Hütte oder ein Zelt, seine Frau, seine Kinder gehabt hätte, daß er nicht etwas von dem Ertrage der Fischerei, der Jagd und der Heerden zurückgelegt habe, um für die zukünftige Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen. Und sollte ein Nachbar aus unzeitigem Triebe zur Unbilligkeit Sinnens sein, ihm etwas von seiner nothdürftigen Habe zu rauben, so wendet er sich an einen mächtigeren, geschickteren Anführer, unter dessen Befehl er in den Kampf zu gehen gewohnt ist, bittet nun diesen um Abhülfe und Schutz, worauf denn dieser nach den in der Völkerschaft entwickelten Begriffen Recht spricht.

Bei allen Völkern, so sehr sie auch in der Bildung zurück sind, findet man das Besitzthum zuvörderst als Thatsache, dann aber als eine Idee, die stets unveränderlich festgestellt ist, wenn sie auch mehr oder minder klar ihnen vor Augen steht, je nachdem sie in der geistigen und sittlichen Ausbildung vorgeschritten sind. So besitzt der Wilde, der von der Jagd lebt, als unbestimmtes Eigenthum, seinen Bogen, seine Pfeile und das von ihm erlegte Wild. Der Nomade, dessen Beschäftigung die Viehzucht ist, nennt seine Zelte, seine Heerden sein Eigenthum. Er erkennt noch nicht das Besitzthum des Grundbodens an, weil er es noch nicht nöthig erachtet hat, darauf seine Thätigkeit zu lenken. Der Araber aber, der zahlreiches Vieh aufzieht, und der darauf hält, sein Eigenthümer zu bleiben, wechselt die daraus gewonnenen Erzeugnisse gegen das Getreide eines anderen Arabers aus, der, bereits ansässig, dasselbe in einem andern Landstriche gewonnen hat. Er schätzt mit

Genauigkeit den Werth des ihm zum Tausche angebotenen im Vergleiche mit dem, was er herbeibringt, er ist nach seiner Ueberzeugung Eigenthümer seiner Erzeugnisse *vor* dem Abschlusse des Tausches, Eigenthümer der eingetauschten Gegenstände *nach* dessen Vollziehung. Er hat noch keinen Begriff von unbeweglichem Eigenthume. Nur in wenigsten Fällen läßt er sich während einiger Monate des Jahres in einem Niemand zugehörigen Landstriche nieder, bebaut diesen, sät, erntet und zieht weiter. Während der Zeit aber, wo er das Land anbaut, aussät und einerntet, betrachtet sich der Nomade als den Herrn des von ihm bewohnten Landstückes, und würde sich mit den Waffen in der Hand gegen den vertheidigen, der ihm dessen Ertrag abstreitig machen wollte. Er ist so lange Besitzer, als seine Arbeit währt. Nach und nach siedelt auch er sich an und treibt Ackerbau, denn es ist der Natur des Menschen gemäß, seinen eigenen Heerd haben zu wollen, ebenso wie der Vogel sich ein Nest baut, ebenso wie manche Vierfüßler ihren Bau machen. Er gelangt endlich dahin, sich einen Landstrich auszusuchen, diesen in erbliche Grundstücke abzutheilen, und hierauf lassen sich dann die Familien nieder, arbeiten und bebauen das Land für sich und ihre Nachkommen. Und gleich wie der Mensch seine Zärtlichkeit nicht auf alle Mitglieder des Namens gleichmäßig ausdehnen kann, sondern das nothwendige Bedürfniß in sich fühlt, ein Weib, Kinder zu haben, die er liebt, pflegt und beschützt, die den Hauptgegenstand seines Kummers, seiner Hoffnungen ausmachen, kurz für die und durch die er lebt; ebenso ist es auch nothwendig für ihn, ein Stück Landes zu besitzen, das er sein nennt, das er bebaut, bepflanzt, verschönert, wie es ihm sein Geschmack eingiebt, das er umgrenzt, das er seinen Nachkömmlingen zu hinterlassen hofft, — ein Landstück, mit Bäumen bepflanzt, die nicht für ihn, sondern für jene groß geworden sind. Dann wird aus dem beweglichen Eigenthum des Nomaden das unbewegliche des ackerbauenden Volkes. Die zweite Gattung des Eigenthums entsteht und mit ihr freilich verwickelte Gesetze, welche erst die Zeit gerechter und vorsichtiger macht, ohne an ihren Grundsätzen zu rütteln. Der Richter findet sich, sie anzuwenden, und die öffentliche Gewalt, ihnen Achtung zu verschaffen. Das Eigenthum, welches das erste Resultat des Instinktes ist, wird auf diese Weise eine sociale Annahme, denn ich vertheidige ihr Eigenthum nur so lange, als sie das meinige. Ich vertheidige es entweder als Soldat durch meine Person, oder als Steuerpflichtiger durch mein Geld, indem ich einen Theil meines Eigenthums zu den Kosten der Erhaltung der Truppen beisteuere.

Sorglos erscheint uns der erste Mensch für den Boden, der ihm wilde Früchte und Thiere zur Nahrung bietet, ohne daß er sich deshalb viele Mühe zu geben braucht; er läßt sich an dieser Tafel, strotzend von natürlicher zubereiteten Gerüchten nieder, wo jeder ohne Eifersucht und Zank Platz findet, Einer nach dem andern hintritt,

sie verläßt, wieder zurückkehrt wie zu einem Festessen, das ein großmüthiger Wirth, der kein Anderer als Gott selbst ist, für Alle bereiten ließ. Aber nach und nach gewinnt er für seltsame Speisen Geschmack. Er muß die Bestandtheile derselben hervorbringen und er hält darauf, weil ihm seine Speisen so besser schmecken, und weil er sich mehr mühen mußte, sie zu erzeugen. So kömmt er dazu, sich die Erde zu vertheilen, sich an seinen Theil mit Liebe anzuschließen und wenn eine ganze Nation sie ihm streitbar macht, so kämpft er mit seiner ganzen Nation gegen sie. Streitet ihm im Innern der Stadt oder der Gegend, wo er lebt, einer seiner Nachbar sein Stück Land ab, so trägt er Klage vor dem Richter. Aber sein Zelt und seine Heerde vorerst, seine Erde und dann sein Meierhof, ziehen nach und nach all seine Neigung an sich und bilden die verschiedenen Gattungen seines Eigenthums.

So schließt sich der Mensch, je mehr er sich entwickelt, immer inniger an das, was er besitzt; so wird er, wenn man so sagen kann, immer mehr Eigenthümer. Im Urzustande ist er es kaum, mit Gleichgültigkeit, im civilisirten ganz und gar, mit Leidenschaft. Man hat behauptet, daß die Idee des Eigenthums in der Welt immer schwächer werde. Das ist thatsächlich falsch. Das Eigenthum im Gegentheile wird immer mehr geordnet, immer genauer bestimmt, immer tiefer befestigt. Es hört z. B. da auf, wo es nicht möglich ist, von einer Sache zu reden, die im Besitzthum ist, d. h. beim Menschen, und sobald man zu dieser Erkenntniß gelangt, giebt es keine Sklaverei mehr. Das ist ein Fortschritt in der Idee der Gerechtigkeit und keine Schwächung in der Idee des Eigenthums. Noch ein Beispiel: Der Herr allein konnte im Mittelalter das Wild tödten, das in den Feldern von Allem sich nährt. Wer immer heute ein Thier auf seinem Grundstücke findet, darf es tödten, weil es bei ihm, von ihm gelebt hat. Bei den Alten gehörte das Eigenthum der Republik, in Asien den Despoten, im Mittelalter dem Oberlehnsherrn. Mit dem Fortschritte der Idee der Freiheit befreite man zuerst den Menschen, dann die Sache, man erklärte ihn zum Eigenthümer seines Grundstücks, unabhängig von der Republik, dem Despoten, dem Oberlehnsherrn. Von diesem Augenblicke ist die Gütereinziehung abgeschafft, von dem Tage an, wo der Mensch in Besitz seiner Fähigkeiten gekommen ist, hat sich das Eigenthum täglich mehr individualisirt. Es ist, wenn man so sagen kann, immer mehr Eigenthum geworden, als es jemals war.

Ein anderes Beispiel. In den despotischen Staaten, oder im Mittelalter trat man dem Menschen die Oberfläche der Erde ab, aber kannte ihm kein Recht auf den Grund zu. Das Recht, ein Bergwerk zu graben, war ein Recht der Krone, das man nur um Geld und auf bestimmte Dauer an gewisse Leute übertrug. Mit dem Fortschritte der Zeit hat man begriffen, daß das Innere der Erde die Bühne einer neuen Arbeit werden könne und man hat das Eigenthum auch unterhalb der Erde gegründet, so daß es heut

zweierlei Eigenthümer in der Welt giebt, eines auf, eines unter der Erde, das des Landmanns und das des Besitzers der Bergwerke.

Das Eigenthum ist folglich eine allgemeine, immer zunehmende, nicht abnehmende Thatsache. So nennen die Naturforscher, wenn sie von Thieren reden, die wie der Biber oder die Biene Zellen bauen, sie ohne Anstand bauende Thiere. Mit demselben Grunde kann der Philosoph, der der Naturforscher des menschlichen Geschlechtes sein soll, behaupten, daß das Eigenthum ein Gesetz des Menschen ist, daß er dafür geschaffen, daß sie ein Gesetz seiner Gattung ist! Und damit behauptet man nicht zu viel, denn das Eigenthum ist nicht allein ein Gesetz der menschlichen, sondern auch aller andern Gattungen. Hat der Hahn nicht seinen Bau, der Biber nicht sein Zelt, die Biene nicht ihren Stock und die Freude unseres Klimas im Frühling, die wiederkehrende Schwalbe, sucht sie nicht ihr Nest auf, das sie keiner Schwester abtritt, und wenn sie denken könnte, würde nicht auch sie unsere Entrüstung theilen über die Irrlehren der sogenannten Philosophen? Das Thier, das auf die Weide geht, gemächlich in der Mitte der Heerde das Land durchzieht, lebt wie jene Nomaden der Wüste auf gewissen Weideplätzen, von welchen es sich niemals ganz entfernt, denn bei ihm drückt sich das Eigenthum durch die Gewohnheit aus. Die fleischfressenden Thiere, die Löwen können, wie die Jäger der wilden Völkerstämme nicht beisammen leben, weil sie sich gegenseitig schaden würden, aber auch er, der Löwe, würde sich, wenn er denken könnte, zum Eigenthümer erklären; und wenn wir jetzt zu den Menschen zurückkehren, betrachten wir das Kind, das nicht weniger als das Thier von dem Instinkte beherrscht wird! Mit welcher Naivetät giebt sich nicht auch bei ihm der Hang zum Eigenthum kund. Ich beobachte zuweilen einen jungen Knaben, den Erben eines bedeutenden Vermögens. Er begreift bereits, daß er das Schloß, wo ihn die Mutter jeden Sommer hinführt, nicht mit andern Knaben theilen muß; er fühlt sich bereits den einzigen Eigenthümer jener schönen Räume, wo seine Jugend verfließt und siehe da! kaum ist er angekommen, so will er im Schloß seinen eigenen kleinen Garten haben, wo er Gemüse pflanzt, die er nie verzehren, Blumen, die er nie pflücken wird, aber wo er der Herr sein wird, der Herr auf einem kleinen Stückchen seines Besitzthums, bis er später der des ganzen werden wird.

Wenn man sonach zu allen Zeiten, in allen Ländern den Menschen sich Alles aneignen sieht, mit dem er in nächster Berührung steht, zuerst seinen Bogen und seine Pfeile, dann sein Grundstück, sein Haus, seinen Pallast, wenn man bemerkt, wie er immer bemüht ist, das Eigenthum als den nothwendigen Preis der Arbeit zu verkündigen, so würde man, wenn man ebenso zu seinen Gunsten verfahren würde, wie Plinius oder Buffon zu dem der Thiere, nicht anstehen zu erklären, daß das Eigenthum ein noth-

wendiges Gesetz seiner Gattung ist. Aber dieses Thier ist kein gewöhnliches, es ist ein König, der König der Schöpfung, was man einst sagte, und man macht ihm seine Rechte streitig. Man hat Recht; man muß in der Nähe untersuchen; die Thatsache sagt man, ist nicht das Recht, denn auch die Tyrannei ist eine allgemeine Thatsache. Es ist folglich zu beweisen, daß das Eigenthum ein Recht und mit Recht diesen Namen führt. Es ist bereits viel damit gethan, wenn man nachweist, daß es eine zunehmende und keine abnehmende Thatsache; denn die Tyrannei nimmt ab, verschwindet, statt sich zu vermehren. Fahren wir dessen ungeachtet fort und Sie werden einsehen, daß diese Thatsache eine sehr achtungswerthe, sehr folgenreiche und vollkommen würdig ist, ein Recht genannt zu werden, denn Gott hat die Welt durch das Eigenthum civilisirt, aus der Wüste in die Stadt, aus der Grausamkeit in die Sanftmuth, aus der Unwissenheit zur Kenntniß, aus der Barbarei zur Civilisation geleitet.

Viertes Kapitel.

Ueber die Fähigkeiten des Menschen. Der Mensch hat in seinen persönlichen Fähigkeiten ein unbestreitbares Urbesitzthum, das der Ursprung aller andern ist.

Ich habe das Eigenthum eine allgemeine Thatsache genannt. Unterwerfen wir diese Thatsache dem Richterspruche der menschlichen Vernunft. Untersuchen wir, ob der Hang des Menschen sich den Fisch, den er gefangen, den Vogel, den er erlegt, anzueignen oder sein Verlangen, die Frucht, die er gepflanzt, oder das Feld, das er mit seinem Schweiße genährt, sein Eigenthum zu nennen von seiner Seite ein gewaltsames Anschreißen zum Nachtheil des menschlichen Geschlechtes genannt werden muß.

Gehen wir so weit als möglich zurück, um nichts zu übergehen. Betrachten wir zuerst an uns selbst, was wir können. Das Kleid, das ich trage, ich darf es wohl, ob ich es selbst verfertigt oder dem dafür gezahlt habe, der es mir lieferte, mein Eigenthum nennen, denn dieses Kleid, das mich vor Kälte oder Wärme schützt, ist doch offenbar kein übertriebener Genuß, der der übrigen Menschheit einen Nachtheil bringt. Aber ich will in der Prüfung dessen, was mir gehört, oder nicht, noch weiter gehen; ich will meinen Körper betrachten und in meinem Körper das lebendige Princip, das ihn beseelt.

Ich fühle, ich denke, ich will. Diese Gefühle, diese Gedanken, diesen Willen, ich führe sie auf mich selbst zurück. Ich fühle, daß sie in meinem Innern vorgehen und ich sehe mich als ein Wesen an, das von Allen, die es umgeben, verschieden ist, ver-

schieden von dem ganzen Weltall, das mich bald anzieht, bald zurückstößt, mir bald gefällt, bald wunderlich ist; ich fühle wohl, daß ich darin lebe, allein ich unterscheide mich vollständig davon, und ich verwechsle meine Person weder mit der Erde, die mich trägt, noch mit all den Wesen, die sich mir nähern und mir mehr oder weniger gleichen, und in welchen ich manchmal sogar aufgehen könnte, so theuer sind sie mir, wie meine Frau, meine Kinder. Ich unterscheide mich folglich vollkommen von der ganzen übrigen Schöpfung und fühle, daß ich mir selbst angehöre. Mögen die Philosophen, welche über die Realität unserer Kenntnisse nachsinnen, sich fragen, ob das ganze Schauspiel des Weltalls wirklich ist oder nicht, ob Gott mit meiner Leichtgläubigkeit ein Spiel treibt, indem er mich mit Gestalten umgeben hat, die mich betrügen, und die keine Realität besitzen — was kümmert das mich bei dem Gegenstande den ich behandle? Wenn dieser Felsen, an dem meine Barke bald gescheitert wäre, dieses wild gewordene Pferd, das sich auf mich stürzt, auch weder Stein noch Pferd, sondern ein bloßes Gebilde meiner Einbildung sein würden, deßhalb werden sie auf mich weder mehr noch weniger wirken. Der Felsen, der mein Schiff bedroht, das Pferd, das mich verwunden könnte, ich glaube genug an sie, um ihnen auszuweichen. Die Einwirkung auf meine Sinne, welche durch sie verursacht werden könnte, reicht hin, mich dazu zu bestimmen. Von diesem Augenblicke an nehme ich das Schauspiel der Welt ernst und lasse den Metaphysikern die undankbare Sorge, ihre Realität zu verhandeln; ich aber stelle mich selbst in die Mitte dieser Wirklichkeit und eigne mir zuerst meine Person an, dann die Eindrücke, welche ich fühle, die Urtheile, welche ich fälle, den Willen, denn ich ausdrücke und ich glaube, ohne ein Tyrann oder ein Usurpator zu sein, sagen zu können, das erste Eigenthum, das ich besitze, bin ich, ich selbst . . . . . .

Bin ich einmal zu dieser Erkenntniß gelangt, so entferne ich mich ein wenig aus dem Mittelpunkte meiner Innerlichkeit; ich trete aus ihr heraus und betrachte, ohne erst weiter zu gehen, meine Füße, meine Arme, meine Hände. Da stehe ich denn doch gewiß noch in der unmittelbarsten Nähe meiner Wesenheit, und sage, diese Füße, diese Arme, diese Hände gehören unwiderstreitlich mir! — Man wird mir vielleicht die Pferde, welche mir ihre flüchtigen Füße leihen, abstreiten, man wird sie vielleicht im Namen der ihres Besitzes beraubten Menschheit mir wegnehmen wollen und sagen, sie gehören nicht mir, sondern Allen. Gut, ich gebe auch das zu. Aber man ist noch nicht auf den Gedanken verfallen, daß meine Füße, meine Hände der Gesammtheit des menschlichen Geschlechtes angehörten, man könnte mir das, so oft man wollte, wiederholen, ich würde es doch nicht glauben. Wenn Jemand sich an ihnen vergreifen würde oder absichtlich mir auf die Füße träte, würde ich mich erzürnen und wenn ich stark genug wäre, mich auf

den Beleidiger werfen. Diese Füße, diese Hände, diese verschiedenen Organe, mit denen ich zum Weltall in Beziehungen trete gehören folglich mir, d. h. ich bediene mich ihrer ohne Unterbrechung, ohne Anstand, ohne Vorwürfe, so daß ich nicht im Geringsten daran denke, sie einem Andern abzutreten, wenn ich nicht einem geliebten Wesen behülflich sein will, das den Gebrauch seiner Glieder eingebüßt hat. Immer aber bleibt es wahr, daß ich meine Glieder statt von denen anderer Personen unterscheide.

Gehen wir weiter. Diese Füße, diese Hände, die nie dazu dienen, mich zu tragen, oder jene Gegenstände zu fassen, deren ich bedarf, diese Augen, welche ich zum sehen brauche, diesen Geist, der alle Dinge unterscheidet, und dessen ich mich mit Vortheil bediene, diese meine Füße, meine Hände, meine Augen, mein Geist, sie gehören gewiß mir, und keinem Andern. Und sollte zwischen ihnen und denen meiner Brüder kein Unterschied statt finden? Gewiß; — ich bemerke in meinen Fähigkeiten und denen meiner Brüder wichtige Abstufungen und sehe, daß die Einen in Folge dieser Verschiedenheit in Elend oder Reichthum leben, sich entweder kaum vertheidigen können, oder die Herrschaft über die Anderen erwerben.

Ist es wirklich wahr, daß dieser eine große physische Kraft, der andere eine geringe besitzt, dieser stark aber ungeschickt, der andere schwach aber geistig begabt ist, der eine nur wenig thun, der andere viel schaffen wird; daß diese zu diesem Amte, der andere zu einem andern tauglich ist? Ist es wahr, ja oder nein, daß wenn man von den traditionellen Ungleichheiten der Geburt und des Vermögens absieht und zwei Arbeiter in was immer für einer Werkstatt betrachtet, der eine eine außerordentliche Geschicklichkeit, eine verständige Thätigkeit entwickeln, drei oder viermal mehr gewinnen wird als der andere, seine Ersparnisse anlegen, ein Capital bilden und damit auf eigene Rechnung Geschäfte machen und vielleicht unendlich reich werden wird; diese glücklichen physischen oder moralischen Fähigkeiten gehören gewiß ihm; man wird dies nicht in Abrede stellen und könnte sie ohne einen Sprachfehler sein Eigenthum nennen. Aber dieses Eigenthum ist ungleich, denn mit gewissen Fähigkeiten bleibt dieser sein ganzes Leben hindurch arm, und mit gewissen anderen wird jener reich und mächtig. Sie sind der wesentliche Grund, daß der Eine viel, der Andere wenig besitzt.

So sind wir nun zu einer neuen Gattung von Eigenthum angelangt, die man gewiß auf keinen gewaltigen Uebergriff in die Rechte der Anderen zurückführen kann: mein Ich vorerst, dann meine geistigen und physischen Fähigkeiten, meine Füße, meine Hände, meine Augen, mein Gehirn, mit einem Worte, mein Leib und meine Seele.

Das ist ein unbestreitbares, untheilbares Eigenthum, worauf noch Niemand das agrarische Gesetz anzuwenden gedacht;

worüber kein Mensch bisher weder gegen mich, noch gegen die menschliche Gesellschaft Klage geführt hat; — ein Eigenthum, dessentwillen man mich beneiden und hassen, von dem man aber mir keinen Theil zum Vortheil eines Andern nehmen kann. Da bleibt Nichts anderes übrig, als sich mit Gott zu streiten, indem man ihn ungerecht, böse, machtlos nennt, Vorwürfe, über welche Er sich wohl zu stellen wissen wird, und von welchen ich Ihn noch vor dem Schlusse dieses Buches rechtzufertigen hoffe.

Fünftes Kapitel.

Von der Anwendung der Fähigkeiten des Menschen; oder über die Arbeit. Aus der Anwendung der Fähigkeiten des Menschen entspringt ein zweites Besitzthum, das von der Arbeit herzuleiten ist, und das die Gesellschaft im allgemeinen Interesse heilig halten muß.

Der Mensch besitzt folglich sehr ungleichartige Fähigkeiten in Bezug auf dieses oder jenes Glied seiner Gattung, die ihm aber unstreitig gehören. Jetzt — wie wird er sie gebrauchen, hat sie ihm Gott gegeben, wie die Stimme dem Vogel, damit er wirkungsvoll im Walde singe, seinen Müssiggang beschäftige, oder der Träumerei des einsamen Spaziergängers wegen? Vielleicht wird er einst die Sprache Homer's oder Tasso's, von Demosthenes oder Bossuet führen, aber einstweilen hat ihm Gott andere Pflichten auferlegt, als die Natur oder den Sturz der Reiche zu besingen; er hat ihn zur Arbeit bestimmt, zu einer schweren Arbeit von Morgen bis zum Abend.

Nudus in nuda humo — das ist der Zustand, in dem ihn Gott auf die Welt geworfen, wie sich der ältere Plinius ausdrückt. Nur durch Arbeit kann sich der Mensch alles verschaffen, dessen er bedarf. Um sich kleiden zu können, muß er den Tiger oder den Löwen seines Felles berauben, — dann, wenn sich die Künste entwickelt haben, muß er die Wolle der Schafe zu weben verstehen, daraus einen Stoff bilden und ihn zum Zwecke seiner Kleidung verwenden. Das genügt noch nicht; er muß sich vor den Veränderungen des Klimas schützen, ein Haus bauen, um den sengenden Sonnenstrahlen, der Kälte des Winters, und dem Regen widerstehen zu können. Dann muß er sich ernähren, täglich, mehrmals des Tages ernähren und während das vernunftlose Thier, das ein warmes Gefieder oder Fell beschützt, reife Früchte an den Bäumen findet, wenn es ein Vogel ist, und wenn es sich vom Grase nährt, den gedeckten Tisch der Weide findet, während die fleischfressenden Thiere ihr Wild von der Weide nehmen, muß der Mensch sich seine Nahrungsmittel entweder selbst pflanzen oder Thieren streitig machen, weil viel sie raubgieriger und stärker sind

als er. Dieser Vogel, dieses Reh, das ihn ernähren könnte, besitzen Flügel oder flüchtige Füße. Der Mensch muß seinen Zweig vom Baume brechen, ihn biegen, zum Bogen schnitzen, darunter eine Saite spannen und das Thier treffen, um sich seiner zu bemächtigen; — dann erst muß er es dem Feuer nähern, denn der Anblick des Blutes und des zuckenden Fleisches wiederstrebt seinem Magen. Hier hängen bittere Früchte, aber süßere daneben, der Mensch muß sie aussuchen und durch Pflege süßer und geschmackvoller machen. Unter den Körpergattungen giebt es leere und leichte und andere, welche ungleich nahrhafter sind, und abermals muß der Mensch seine Wahl treffen; die fettere Erde aufsuchen, worin er sie sät und ihrer so warten, bis sie ein gutes Getraide liefere. Nur nach allen diesen Sorgen kann sich der Mensch ein erträgliches Dasein schaffen, wenn ihm Gott beisteht, viele Revolutionen auf der Erde stattfinden, ein Reich nach dem andern vergeht, ganze Generationen einander nachfolgen, sich von Norden und Süden, Osten und Westen vermischen, ihre Ideen, ihre Erfindungen mittheilen, wenn kühne Segler von Vorgebirge zu Vorgebirge, von dem mittelländischen Meere in den stillen Ozean, von da in das indische Meer von Europa nach Amerika ziehen, und so die verschiedenen Erzeugnisse des ganzen Weltalls gegeneinander austauschen; nur auf diesem Wege ist der Mensch dahin gekommen, daß sich sein Elend in Reichthum verwandelt, daß er nicht Felle sondern Kleider von Seide und Sammt trägt, daß er sich mit den schmackhaftesten verschiedenartigsten Produkten nährt und daß seine Wohnung, welche früher nicht höher war als der Bau des Bibers, die ungeheuren Verhältnisse des Vaticans und der Tuilerien erreicht hat.

Gehen wir weiter: der Mensch muß arbeiten, er ist dazu gezwungen, wenn er seinem angebornen Elend, den Wohlstand der Civilisation verschaffen will, aber für wen soll er arbeiten, für sich oder einen Andern.

Ich bin auf einer Insel Australiens geboren, ich ernähre mich von Fischen. Ich bemerke, daß die Fische während einer bestimmten Stunde des Tages, nach jenem Theile des Gewässers hinziehen, ich mache ein Netz aus den gebogenen Ruthen eines Gesträuches, ich werfe es in das Wasser und bringe einen Fisch in meinen Besitz, Oder ich bin in Kleinasien geboren, auf jener Stelle, wo sich die Arche Noa's niedergelassen haben soll und wo sich das Getraide das man Roggen nennt sich zum erstenmale darbot. Ich widme mich dem Ackerbaue. Ich stecke ein Eisen in die Erde. Ich setze die so umgewandte Erde dem befruchtenden Einflusse der Luft aus, werfe ein Korn hinein und wache bis es aufgeht. Ich schneide es wenn es reif ist, ich verreibe es, ich bringe es ins Feuer, ich mache Brod daraus. Dieser Fisch, den ich mit so viel Geduld gefangen habe; dieses Brod, das ich mit so vielen Mühen erzeugt habe, wem gehören sie? Mir, der es sich so

viele Mühe kosten ließ, oder dem Faulen, der während ich arbeitete schlief. Das ganze menschliche Geschlecht wird antworten, daß sie mein gehöre, denn ich muß doch leben und von welcher Arbeit sollte ich leben, wenn nicht von der meinigen. Wenn in dem Augenblicke, wo ich das Brod das ich gebacken zu meinem Munde führe, mich ein Fauler anfällt und es mir entreißt, was bliebe mir dann zu thun übrig, als mich meinerseits auf einen Andern zu werfen und ihn so ungerecht zu behandeln als man mich behandelt hat. Dieser würde dasselbe einem Dritten thun und der große Schauplatz der Arbeit, diese Welt das Theater des Raubes werden. Ja noch mehr, da das Rauben sich schnell und leichter vollzieht wenn man stark ist, während das Erzeugen ein schweres, langsames Geschäft ist, das man oft sein ganzes Leben hindurch treiben muß, so würde die Räuberei dem Fischfange, der Jagd, dem Ackerbaue vorgezogen werden. Der Mensch bliebe ein Tiger oder ein Löwe, statt ein Bürger von Athen, Florenz, Paris oder London zu werden.

Diese Beispiele sind alle dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft entnommen. Aber in der Entwicklung ändert sich der Mensch doch nicht. Er mag sich besser kleiden, er mag besser wohnen, sich besser nähren, sich mit Gold und Purpur bedecken, in Palästen von Bramane wohnen, sich daselbst die ausgesuchtesten Speisen schmecken lassen, er mag seine Seele bis zu Plato erheben, er wird doch immer dasselbe Herz haben, er ist denselben Unglücksfällen ausgesetzt und er bedarf derselben Mittel sich davon zu befreien. Wenn er einen Augenblick inne hielte in seinen Anstrengungen über die Natur, er würde wieder zum Wilden herabsinken. Man hatte einige Tage in Folge verbrecherischer Eifersucht zwischen Volk und Volk die wunderbare Straße vernachlässigt, welche den Simplon überzieht und die Natur, unaufhörlich Eisblöcke, Schneeströme und Wasserfälle auf diese an die Wand der Alpen lehnende Ebene wälzend, machte sie ganz unwegbar. Wenn der Mensch nur einen Augenblick seine Anstrengungen aussetzte, so wäre er von der Natur besiegt, und wenn er einen Tag aufhörte, vom Reize des Besitzes angeeifert zu sein, dann würde er seine Arme in den Schooß sinken lassen und über den Werkzeugen seiner verlassenen Arbeit sich hinstrecken und schlafen. Allen Reisenden sind der elende, traurige Zustand jener Brüder, wo das Eigenthum nicht hinlänglich sicher gestellt ist und die daselbst gebräuchlichen, übermäßigen hohen Zinsen aufgefallen.

Sehet in den Orient, wo der Despotismus sich zum alleinigen Eigenthümer aufwarf, oder schreitet bis in das Mittelalter zurück, und ihr werdet überall denselben Zustand finden: eine vernachläßigte Erde, weil sie der Gier der Tyrannen am meisten ausgesetzt ist, von Sklaven bebaut, denen die Wahl ihrer Beschäftigung nicht freisteht. Da wird der Handel vorgezogen, als ein leichtes Mittel, allen Erpressungen zu entgehen, und im Handel das Gold, das

Silber und die Geschmeide am meisten gesucht, weil sie leicht verbergliche Werthe vorstellen. Alles Capital strebt, sich in diese Werthe zu verwandeln, und wenn man sich endlich entschließt, es auszuleihen, so giebt man es auf außerordentlich hohe Zinsen, welche sich in den Händen einer verachteten Klasse vermehrt, die ein solches Elend zur Schau trägt, in Häusern wohnt, die von Außen abschreckend, von Innen prachtvoll sind, eine unbesiegbare Festigkeit dem barbarischen Gebieter entgegenstellt, der ihr das Geheimniß ihrer Schätze abtrotzen will, sich für ihre Leiden dadurch entschädigt, daß sie den Werth des Geldes noch erhöht und sich so durch den Wucher an dem Tyrannen rächt.

Ist hingegen das Eigenthum heilig und unantastbar geachtet, sei es in Folge des Fortschrittes der Zeit, sei es durch weises Verfahren des Oberherrn, sofort gewinnt das Vertrauen Boden, das Capital tritt immer wieder seine Wichtigkeit an, der Boden, wird durch Anerkennung seines wahren Werthes wieder fruchtbar.

Gold und Silber, bisher so sehr gesucht, sind nur noch lästige Werthe und verlieren im Preise; diejenigen, welche sie verborgen gehalten hatten, erlangen mit der Sicherheit ihre sittliche Würde wieder; sie verbergen nicht mehr ihre Reichthümer, sie wenden dieselben mit Vertrauen dem Tage zu, und leihen sie zu mäßigen Zinsen aus. Es herrscht eine allgemein verbreitete, unausgesetzte Thätigkeit; Folge davon ist Wohlhabenheit in allen Klassen, und die Gesellschaft breitet sich vor den entzückten Augen ihrer Bewunderer nach allen Richtungen hin aus, gleichwie die im Morgenthau benetzte, von der Sonne beschienene Blume sich entfaltet. Und wollte man diesen blühenden Zustand der civilisirten Gesellschaft der Freiheit zuschreiben — — deren heilbringenden Einfluß ich um Gotteswillen nicht beschreiben will — so würde ich antworten, daß nur aus der Achtung vor dem Besitzthum so herrliche Resultate hervorgehen können. Venedig genoß nicht der Freiheit, aber seine Tyrannen hielten die Arbeit in Ehren, und nur dadurch ward sie die reichste Sklavin auf der Welt.

Mit wenigen Worten folgenden Schluß: der Mensch besitzt ein Ureigenthum in seiner Person und seinen Fähigkeiten; er hat ein zweites, ihm weniger eingebornes, aber deßhalb nicht weniger geheiligtes, in dem, was er vermittelst seiner Fähigkeiten an das Licht bringt, und was alles dasjenige in sich faßt, dem man den Namen irdische Glücksgüter gegeben hat, und was ihm sicher zu stellen die menschliche Gesellschaft das höchste Interesse hat; denn — ohne diese Bürgschaft keine Arbeit, ohne Arbeit keine Civilisation, ohne Arbeit nicht einmal Aufbringen der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern Elend, Räuberei und Barbarei.

Sechstes Kapitel.

Ueber die Ungleichheit des Besitzes. Aus der Ungleichheit der Fähigkeiten des Menschen entspringt nothwendigerweise Ungleichheit des Besitzthums.

Aus der Anwendung der in hohem Grade angeregten menschlichen Fähigkeiten geht hervor, daß da diese Fähigkeiten ungleich vertheilt sind, der Eine mehr der Andere weniger leisten, der Eine reich, der Andere arm sein wird, daß mit einem Worte von Gleichheit auf Erden nicht mehr die Rede sein wird. Wohl verstanden, ich spreche nicht von jener Gleichheit, welche darin besteht, denselben Gesetzen unterworfen zu sein, denselben Obrigkeiten zu gehorchen, an den allgemeinen Lasten gleichen Antheil zu nehmen, gleiche Anerkennung geleisteter Dienste zu erfahren, mit einem Worte der gleichen geselligen Bedingungen sich zu unterziehen, und welche man mit dem Namen: Gleichheit vor dem Gesetze belegt, sondern ich will von jener Gleichheit reden, welche darin besteht, denselben Antheil an Glücksgütern zu haben, ob man geschickt oder ungeschickt gewesen sei, arbeitsam oder faul, glücklich oder unglücklich in seiner Arbeit. Erstere ist nothwendig unbestreitbar, und tyrannisch ist die Gesellschaft, wo sie fehlt. Laßt uns sehen was von der zweiten zu halten ist.

Kommen wir zuvörderst auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind. Jene ungleich vertheilten Fähigkeiten, die in größerer Muskelkraft oder entwickelterer geistigen Stärke bestehen, oder in verschiedenen Geschicklichkeiten des Körpers oder des Geistes, manchmal des einen und des andern zu gleicher Zeit, gleich wie jener geschickte Mechaniker die Triebfedern der Maschine mit seiner Künstlerhand in Uebereinstimmung bringt, gleich wie jener Bildhauer, der das in seinem Kopfe ausgedachte Bild mit solcher Genauigkeit in Marmor meißelt, gleich wie jener Krieger mit einem raschen, sichern Ueberblick, großen persönlichen Muth, feste Gesundheit verbindet — diese gleichzeitig physischen und moralischen Fähigkeiten gehören dem Menschen an, dem sie Gott gab. Er hat sie von Gott erhalten, von dem Gotte, den ich nach Belieben Gott, Verhängniß, Zufall, Urheber nennen will, kurz was Er auch sein mag, Urheber aller Dinge, sei es daß er sie entstehen läßt, oder sie selbst hervorbringt, sei es daß er ihr Dasein duldet, oder daß sie dasselbe seinem Willen verdanken. Man wird mir eingestehen, daß er hauptsächlich Schuld hat, daß Er der Urheber des Uebels ist, — wenn von Uebel überhaupt die Rede sein kann, welches aus den Ungleichheiten, über die Sie Klage zu führen Sich geneigt fühlen möchten, entspringt. Sie werden mir zugeben, daß der reichbegabte Mensch vieles voraus hat, selbst im Urzustande, und noch ehe durch die Zeit, durch das Zusammentragen langdauernder Arbeiten, durch Uebermachungen von Generation zu Generation zu den ursprünglichen durch die Natur be-

dingten Ungleichheiten, nur durch gesellige Verhältnisse bedingte hinzugetreten sind. Geht es auf die Jagd? er wird sich durch Geschicklichkeit hervorthun, er wird zweimal mehr Beute haben, als sein Nachbar. Handelt es sich darum, im Kampfe sich zu vertheidigen? Er ist stärker, er kann die Widerstandsmittel verdoppeln. Ungleichheit besteht also schon beim ersten Auftreten der Gesellschaft, sie zeigt sich vom ersten Tage an, und die später hinzugetretenen Ungleichheiten der reichsten Gesellschaft, sind nur der verlängerte Schatten eines hoch aufragenden Gegenstandes.

Handelt es sich um Recht, dann macht wenig oder viel einen unbedeutenden Unterschied. Gleichheit der Glücksgüter ist ein Recht der Menschheit oder ist keines, ist es eines, so wird jene Gleichheit ebenso gut bei dem ersten Entstehen der Gesellschaft verletzt, wo der geübtere, klügere Wilde reicher an Ertrag der Jagd oder der Fischerei ist, wo er mehr Mittel sich zu vertheidigen, oder andere zu untersuchen kennt, als in späteren Zeiten, wo er, aus dem wilden in den civilisirten Zustand übergegangen, als unermeßlicher reicher Herr neben dem, des Nothwendigsten Entbehrenden dasteht.

Ich aber, der ich mich nur auf augenscheinliche Thatsachen stütze, um hieraus den Willen Gottes zu erachten, d. h. die Gesetze, welche die Schöpfung bedingt haben, ich erkläre, daß da nun einmal der Mensch ungleichmäßig mit Fähigkeiten begabt ist, Gott ohne Zweifel haben wollte, daß es ungleichen Genuß gäbe. Hat er dem Einen ein feines Gehör, ein scharfes Gesicht, einen feinen Geruch, dem Andern die abgestumpftesten Sinne verliehen: hat er dem Einen einen starken Arm, einen gesunden Magen gegeben, dem Andern die Kraft viel zu schaffen, schweres zu verdauen versagt: hat er aus dem Einen den mit allen Fähigkeiten zu gleicher Zeit begabten, weithervorragenden Alcibiades, aus dem Andern, einen Cretin, einen Blödsinnigen, einen mit Kropf behafteten Bewohner des Aestathales gemacht: — so ist dies alles geschehen, um die Verschiedenheiten in den Wesen dieser so mannigfach begabten Individuen hervorspringen zu lassen. Wenn ich ferner meinen Blick weiter um mich her werfe, wenn ich ihn vom Menschen auf das Pferd und auf den Hund, vom Pferde und Hunde auf den Maulwurf, auf den Polypen, auf die Pflanze richte; wenn ich in demselben Walde neben der stolzen Eiche an der Erde hinkriechende Pfarrnkraut erblicke und unter diesen stolzen Eichen selbst einige, die, von dem Boden, dem Regen und der Sonne günstiger bedacht, über die andern hervorgewachsen sind, und unter diesen Bevorzugten endlich eine, der das noch glücklichere Loos zu Theil geworden, von dem Beile des Holzschlägers, von dem Blitzstrahe verschont geblieben zu sein, und die ihr majestätisches Haupt in Mitten des Waldes erhebt; dann, dann sage ich mir, daß diese Ungleichheiten wahrscheinlich eine Bedingung jenes erhabenen Planes waren, welcher ein großer Geist Einheit in der Man-

nichfaltigkeit, Mannichfaltigkeit in der Einheit genannt hat:

Aber das was sie im Weltall besonders anzieht, kann ebenso gut eine Ungerechtigkeit sein, wird man mir einwenden; denn Caesar kann vom moralischen Standpunkte aus sehr interessant zu beobachten sein, bleibt aber nichts destoweniger ein Tyrann, ein geistreicher, verführerischer Tyrann, aber dennoch ein Tyrann.

Ich verstehe diese Einwendung.

Obwohl man gewiß das Princip jeder menschlichen Ungleichheit auf die Schöpfung selbst zurück führen darf, dessen ungeachtet ist es wahr, daß uns Gott oft sein Werk überliefert, auf daß wir es umgestalten, ausbilden, so wie ein Meister seinem Zögling die begonnene Arbeit zur Vollendung übergiebt. So hat er erlaubt, daß es einen Caesar gäbe, einen Mann, gewandter als die andern und fähig sie zu unterdrücken, aber Er hat auch uns auferlegt, ihm Widerstand zu leisten und ihm die Gesetze entgegen zu halten.

Lassen wir das und sehen wir jetzt nach, ob dieser Hang zu großer Thätigkeit in Folge des Wunsches, viel zu besitzen, eine jener despotischen Neigungen ist, welche gezügelt und zurückgehalten werden müssen. Darin liegt die ganze Frage.

Thut dieser thätige Arbeiter, welcher sich Ersparnisse bei Seite legt, hierdurch Jemanden etwas zu Leide? Er ackert mit Ausdauer an der Seite eines Anderen, der die Erde kaum aufritzt; seine Speicher stehen voll neben der seines Nachbarn, die ganz oder zur Hälfte leer sind. Hat er seinem Nachbar hierdurch geschadet; hat er ihm seinen Ueberfluß entzogen? oh — in diesem Falle könnte man von Unterschleif, von Betrug, von einer bösen Handlung reden, aber er hat gearbeitet, mehr oder besser gearbeitet, als ein Anderer, er hat folglich weder Jemanden geschadet, noch Jemanden unterdrückt, noch ihm etwas entzogen. Die Erde besitzt etwas mehr Körner, die Gesellschaft etwas mehr Reichthum und das ist Alles. Welches Unrecht hat er dadurch gestiftet, daß er sich bereicherte? Gewiß keines.

Und welches Interesse hatte die Gesellschaft, ihn daran zu hindern? Keines; sie müßte denn unsinnig sein, denn sie würde ohne irgend einen Gewinn die Menge der dem Menschen nützlichen oder nothwendigen Dinge auf der Erde vermindert haben.

Da hat er also weder sie, noch die Gesellschaft beeinträchtigt und diese muß dem Menschen den beliebigen Gebrauch seiner Fähigkeiten gestatten.

Dieser Reichthum bringt freilich ein Uebel für sich hervor, das einer verletzenden Vergleichung, die ihren Neid erregt, das ist ein Uebel, und zwar ein drückendes, ich gebe es zu. Doch giebt es dafür eine Vergütung und die Gesellschaft erklärt nach reiflicher Ueberlegung dieselbe für so groß, daß sie zu allen Zeiten und in allen Ländern die Begierde leiden und den Wohlstand des Indi-

viduums im Verhältniß zu seiner Geschicklichkeit oder zu seinem Fleiße zu nehmen ließ. Diese Vergütung besteht in Folgendem:

Die Menschen verschaffen sich den größten Theil der Gegenstände, deren sie bedürfen, mittelst des Tausches; sie verfertigen nicht alle Dinge selbst; sie machen gewisse, auf welche sie sich ausschließlich verlegen, und gelangen so dazu, sie besser und am besten zu machen. Dann lassen sie einen Theil ihrer Produkte ab, um sie jenen zu geben, welchen sie die Sorge überließen, andere Gegenstände zu erzeugen und es erfolgt daraus, was ich jetzt beweisen werde: wenn es z. B. mehr Getraide oder mehr Stoffe giebt, so sinken beide im Preise; Jeder hat ihrer genug; — folglich hat der, der sich seinem Geschmacke, seiner Geschicklichkeit für eine gewisse Arbeit widmet, sich dem ausgesetzt, daß er durch seinen zunehmenden Reichthum ihren Neid erregt, so zu dem gemeinsamen Wohlstand und namentlich zu dem ihrigen beiträgt. Wenn es, Dank seinen Mühen, mehr Getraide, oder mehr Eisen, oder mehr Stoffe, oder mehr Werkzeuge, oder mehr Gold giebt, so steht ihnen auch von Allem diesen mehr zur Verfügung. Der Ueberfluß, zu dessen Erschaffung er beigetragen, ist ein Gewinn für die Menschheit und die Gesellschaft erlaubt ihm, reicher zu werden, selbst wenn dadurch eine Ungleichheit zwischen ihm und denjenigen, welche weniger arbeiten, entstünde. Sie erlaubt es ihm, weil der allgemeine Wohlstand mit seinem eigenen zunimmt; sie würde den Mann festnehmen, sobald er seine Brüder unterdrücken wollte, aber derjenige, welcher seine Fähigkeiten dazu anwendet, um die Menge der dem Menschen nützlichen Gegenstände, der Nahrungsmittel, Kleider, Wohnung zu vermehren, der diese Gegenstände zahlreicher, gesünder, besser herstellt, darf auch für sich und seine Kinder die seltensten Nahrungsmittel suchen, kostbare Kleider kaufen und Palläste bauen. Die Gesellschaft ermächtigt ihn, eifert ihn dazu an und kümmert sich nicht um den Contrast; sie hat kein Mitleiden mit dem Neider, denn dieser selbst zahlt seine Nahrung, seine Kleider, seine Wohnung billiger und wird, wenn er selbst erzeugen will, Geld um einen billigeren Zinsfuß finden. Die Arbeit wird ihm sonach erleichtert worden sein. Das Princip der Gleichheit beeinträchtigt folglich, wenn man es mit gesunden Augen auffaßt, in Nichts das des Eigenthums. Wie ungleich auch dieses durch den Vorzug einer Arbeit vor der andern werden kann, bisher wenigstens verlängert sich durch diese Thatsache nur die Kette unserer Vernunftsschlüsse, ohne deshalb schwächer zu werden.

Siebentes Kapitel.

Von der Uebertragung des Besitzthums. Das Besitzthum ist nur dann vollständig, wenn es durch Schenkung oder Erbschaft übertragen werden kann.

Nichts ist rechtmäßiger, sagen die Irrlehrer, welche ich bekämpfe, als daß der Mensch die Erzeugnisse seiner Arbeit genießt, daß er die Frucht des Baumes ißt, den er gepflanzt. Sie kennen folglich das persönliche Eigenthum dessen an, der es sich durch seine Arbeit geschaffen. Das Gesetz der Natur, stärker als das ihrer Vernunft, beschämt sie und zwingt sie, in Gegenwart der einfachen und offenbar nicht zu mißbilligenden Handlung des Menschen, welcher die Frucht die er erzeugt, pflückt, zum Schweigen. Sie geben sogar noch mehr zu. Sie räumen ein, daß der Mensch mehr oder weniger besitzen wird, je nachdem er mehr oder weniger arbeitsam oder geschickt gewesen, der Eine folglich viel, der Andere wenig, und müssen so nach diese erste Ungleichheit der Güter anerkennen, welche eine Folge der natürlichen Ungleichheit der menschlichen Fähigkeit ist. Aber da hören ihre Zugeständnisse auf. Daß der Mensch diese Früchte seiner Arbeit genieße, sagen sie, das ist billig, aber daß die Frucht dieses Fleißes einem Anderen zukommen, und daß dieser sich an ihr in Müßigkeit und in allen Lastern, welche sie erzeugt, labe, das widerstreitet denn doch der allereinfachsten Billigkeit. Denn, das ist im graden Gegensatze mit dem Gesetze, das die Gesellschaft anerkannte, in dem sie das Eigenthum heiligt, nemlich mit der Aneiferung zur Arbeit. Sie kommen zu den natürlichen Ungleichheiten, welche Gott unter den Menschen geschaffen hat, in dem er sie mit verschiedenen Fähigkeiten begabte, neue künstliche, welche bewirken, daß ein fauler, untauglicher Sohn bloß deßhalb, weil er der Erbe eines arbeitsamen, geschickten Vaters, in der Mitte von Genüssen lebt, während sein Nebenmensch, weil er nicht dieselben Vortheile besitzt, im größten Elend darbt. So kömmt das Eigenthum zur Erblichkeit und von da zu Folgerungen, welche mit seinem Prinzipe im Wiederspruche stehen, folglich nicht angenommen werden können. Das ist wirklich, wenn auch ein nicht schwieriger, doch ein verwickelter Punkt des Gegenstandes, den ich behandle, denn die Frage dehnt sich, mit je zahlreicheren Windungen sie sich von ihrer Quelle entfernt, immer mehr aus, entwickelt sich und vermischt sich mit einer Menge anderer Fragen. Nichts destoweniger behaupte ich das, was die Gegner des Eigenthums verneinen; was sie bestreiten, das scheint mir unentbehrlich und ich stelle meine Beweisführung der ihrigen entgegen.

Das Eigenthum besteht entweder oder nicht. —

Besteht es, so kann es geschenkt werden. —

Kann es geschenkt werden, so gilt dies eben so gut in Bezug auf die Kinder, als auf gleichgültige Personen. —

Eben so gut während dem Leben des Vaters oder nach seinem Tode. —

Weit entfernt davon, durch die Ausdehnung des Eigenthumsrechtes den Müßiggang zu befördern wird dieses vielmehr nur ein mächtiges unendliches Reizmittel zur Arbeit durch die Bedingung, daß es von dem Vater auf die Kinder übergehen kann. —

Kurz, die neuen und großen Ungleichheiten, welche daraus entstehen, sind schlechterdings nothwendig, und bilden eines der schönsten und ersprießlichsten Gesetze für die menschliche Gesellschaft.

Mit einem Worte, — das Eigenthum bringt uns dann seine besten, fruchtreichsten Wirkungen hervor, wenn es vollständig ist, d. h. wenn es aus einem persönlichen, ein vererbliches wird. —

Das sind die Gedanken, welche ich mich bestreben will, in den nächsten Kapiteln so klar darzulegen, daß ich hoffen darf, alle Gegenbehauptungen zu vernichten.

Achtes Kapitel.

Ueber die Schenkung. Die Schenkung ist ein nothwendiges Mittel, von seinem Besitzthum nach Willen Gebrauch zu machen.

Ihr gesteht mir zu, daß ich das genießen darf, was ich erzeugt habe, daß ich die Früchte meiner persönlichen Arbeit für meine Bedürfnisse, für meine Vergnügungen verwenden darf, aber sie einem Andern geben, soll das ein Angriff, ein Raub, eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft sein?

Setzet zuerst voraus, daß ich mehr erzeugt habe, als ich verzehren kann, was jedem geschickten und arbeitsamen Mann leicht begegnet. Was soll ich mit meinem Ueberschuße machen. Ich habe meinen Speicher voll Getraide, meine Fruchtboden strotzen von Früchten, meine Keller mit Weinen überfüllt, die Wolle meiner Heerden liefert mir mehr Kleider, als ich abnützen kann und alles das, weil ich meine Felder mit größerem Verständniß, mit glücklicherer Thätigkeit benützt habe als ein Anderer: was wollt Ihr, daß ich mit diesem Ueberflusse anfange? Soll ich mehr essen, als ich Appetit, mehr trinken als ich Durst habe, oder soll ich gar meinen Ueberfluß auf die Straße werfen, oder was noch einfacher ist, ihn gar nicht erzeugen? Wenn Ihr mir nicht gestattet, den Ueberfluß meiner Arbeit nach Belieben zu verwenden, so ergiebt sich daraus nothwendig eine der drei Folgerungen: ich muß entweder über meine Bedürfnisse verzehren, oder zerstören oder gar nicht erzeugen. Da bin ich nun zu einer Art der Anwendung meines Besitzes gekommen, das ich Eurem Urtheile unterwerfe.

Ich bemerke am Saume meines Feldes einen Unglücklichen, der von Müdigkeit und Hunger verschmachtet; ich eile bei diesem Anblicke auf ihn zu, und reiche ihm einen Labetrunk von dem Weine, dessen ich zu viel hatte. Ich gebe ihm eine von jenen Früchten, die ich nicht anzuwenden wußte; — ich bedecke seine Schultern mit einem jener Kleidungsstücke, deren ich mehrere besaß; ich sehe wie er wieder auflebt und das Lächeln der Dankbarkeit, das sein Gesicht überstrahlt, und mein Herz empfindet in diesem Augenblicke ein lebhafteres Vergnügen als mein Mund, da er sich von den Früchten meines Ackers ergötzte. Oder wollt Ihr vielleicht über meine Güter so viel verfügen, daß ich sie nicht einmal mehr anwenden kann, wie es meinem Herzen am wohlthuendsten ist? Wollt Ihr mir, nachdem Ihr mir die physischen Genüsse, die das Eigenthum gewährt, zugesteht, die moralischen, die edelsten, lebhaftesten, nützlichsten von allen verweigern? Wie, Ihr hassenswerthen Gesetzgeber! Ihr würdet mir gestatten zu essen, mein Eigenthum zu vergeuden und zu zerstören, und mir nicht erlauben, es zu verschenken?! Alle die gewaltigen Anstrengungen meines Lebens, sie sollen nur mein eigenes Ich zum Zwecke haben? Auf diese Weise würdet Ihr meine Arbeit erniedrigen, ihr allen Reiz benehmen, bewirken, daß ich sie einstelle. Schließet übrigens aus der Thatsache auf ihre Folgerungen. Ich sagte Euch früher, daß wenn sich jeder Mensch auf seinen Nachbarn werfen könnte, um ihm die Nahrungsmittel, durch welche er sich kräftigt, zu rauben, und dieser es einem Andern eben so machen würde, daß dann die menschliche Gesellschaft nicht mehr die Schaubühne der Arbeit, sondern des Raubes sein würde. Nehmet hingegen an, daß jeder Mensch, der zu viel, dem geben würde, der nicht genug besitzt, so würde die Welt ein Schauplatz der Wohlthätigkeit, und fürchtet ja nicht, daß der Mensch in dieser Richtung so weit gehen könnte, daß er seinen Nachbar zum Müßiggänger erzöge, indem er es auf sich nehmen würde, für ihn zu arbeiten. Das, was das menschliche Herz an Wohlthätigkeit besitzt, erreicht kaum die Höhe des menschlichen Elends und es gelingt den fortwährenden Ermahnungen der Moral und der Religion höchstens, das Heilmittel für das Uebel, den Balsam für die Wunde ausreichend zu machen.

So ist das Geschenk die edelste Art der Benützung des Eigenthums. Es ist, ich wiederhole es, eine Handlung, welche zu dem physischen Genusse den moralischen hinzu fügt. — Genug, genug, rufen mir meine Gegner zu, Sie beweisen, was keines Beweises bedarf. — Ich gebe es zu, aber gehen wir weiter und man wird vielleicht genöthigt sein, mir auf Alles folgende dasselbe zu antworten.

Neuntes Kapitel.

Ueber die Erbschaft. Aus dem allgemeinen Befugniß zu schenken entsteht die, nach welcher ein Vater seinen Kindern bei Lebzeiten oder nach seinem Tode sein Vermögen geben kann.

Man hat mir zugestanden, daß das Geschenk eine der nothwendigsten, edelsten Arten der Anwendung des Eigenthums ist. Und wie, ich dürfte fremden Menschen, die mir Nichts sind, geben, weil mich ihre Leiden gerührt haben und ich dürfte meiner Frau und meinen Kindern, meiner Frau, die das Leben mit mir theilt, und den Kindern, die ich mit ihr erzeugt, ich dürfte diesen geliebten Wesen, die ich mehr als mich selbst liebe, nichts geben? Wenn sie Hunger und Kälte empfinden, leide ich, wenn ich nicht verderbt bin, aus Mitgefühl mehr Hunger und Kälte als sie selbst; ihre Bedürfnisse sind die meinigen, und spornen mich mehr zur Thätigkeit an als diese. Ihr aber wollt mir nicht erlauben, daß ich aus den Bedürfnissen, welche ich empfinde, zuerst denen nachkomme, welche in mir am lebhaftesten sind, und daß ich den Hunger stille, der mir heimlicher ist, als der meinen Magen quält. Ihr werdet mir gewiß erlauben, meine Kinder früher, als mich selbst zu nähren. Das ist aber noch nicht genug. Ich muß sie wenigstens eine Zeit ihres Lebens hindurch unterstützen, denn sie sind zu schwach, um für sich selbst sorgen zu können. Im Urzustande z. B. muß der Vater auf den Baum steigen, um die Früchte zu pflücken; — in der civilisirten Welt aber findet er das Brod nur, nachdem er es sich verdient hat. Aber wenn sie Jemand ernährt, wer wird diese Sorge auf sich nehmen, wenn nicht ich, ihr Vater, der Urheber ihrer Tage. Der Adler, die Schwalbe geben mir ein Beispiel, dem Ihr mich nicht hindern werdet zu folgen! — Genug, genug, werden mir wieder meine Gegner sagen; Sie beweisen was keines Beweises bedarf. Aber wo soll ich mich auf diesem Felde hinwenden, um etwas zu finden, das bewiesen zu werden braucht?

Das Eigenthum besteht nicht, wenn ich es nicht ebenso wohl schenken als verzehren kann: das giebt man mir zu. Wenn ich es an fremde Personen schenken darf, so muß ich es mit um so größerem Rechte auch meinen Kindern geben können, die desselben sogar während eines Theiles ihres Lebens geradezu bedürftig sind; auch das giebt man mir zu. Ich darf folglich einem Andern schenken und unter diesen Andern darf ich meinen Kindern den Vorzug geben. Wo fängt doch da die Schwierigkeit an? Im Augenblicke meines Todes, d. h. ich könnte zu allen Epochen meines Lebens schenken mit Ausnahme meines Todes. Wie, und das wäre der einzige Unterschied zwischen dem Rechte, das ich in Anspruch nehme, und dem, das man mir abstreitet? Aber dieser Unterschied bestünde entweder gar nicht, oder er wäre grausam oder unmöglich.

Nähert Euch dem häuslichen Heerde, stellt Euch in dieses heilige Innere und sagt mir, ob Ihr da mit Gewißheit und auf eine erträgliche Weise einschreiten könnt, um den Vater zu verhindern, daß er seinem Sohne das, was er ihm vermachen will, nicht im Augenblicke des Todes gebe. Er wird es ihm einen Tag, eine Stunde vor seinem Verscheiden geben, die beweglichen Güter, die leicht zu dem Bette des Sterbenden gebracht werden können, wie Gold und kostbare Steine, oder Papiere, welche zur Erleichterung des Handels erfunden worden sind. Das wird eine Schenkung von Hand zu Hand sein. Was die unbeweglichen Güter anbelangt, die schwerer zu übermachen sind, wie Grundstücke und Häuser, so wird er sie ein oder zwei Jahre vor seinem Tode schenken, oder sie verkaufen und selbst zu geringeren Preisen in solche Werthe verwandeln, welche nach Belieben übergeben werden können. Mit einem Worte, er wird Eurem Gesetze dadurch aus dem Wege gehen, daß er noch bei Lebzeiten schenken wird. Aber aus dieser Verpflichtung, sich noch während seines Lebens seines Eigenthums zu begeben, werden zwei Folgen entstehen. Der gute Vater könnte für seine Güte bestraft, der schlechte für seinen Egoismus belohnt werden. Denn der gute Vater, der was er besaß, noch vor seinem Tode hin gab, wird vielleicht einen undankbaren Sohn finden; er wird in dem Felde, das er ihm gegeben, vielleicht keinen Baum mehr pflanzen, keinen Brunnen graben können und genöthigt sein, wie ein Fremder in der Mitte jenes Wohlstandes zu leben, den er geschaffen und dessen er sich vor der Zeit entäußert, aus Furcht, daß er seinem Sohne entgehen könnte. Der schlechte Vater hingegen, der nicht Alles hingeben wollte, oder der feige Vater, der nicht den Muth hatte, den Gedanken des Todes so nachzuhängen, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern, wird sich seiner Güter freuen, ihrer freuen bis an das Ende seiner Tage. Den guten Vater werdet Ihr sonach aus dem Eigenthum vertreiben, den schlechten bis zu seiner letzten Stunde darin erhalten haben. Bei dieser schreienden Ungerechtigkeit werdet Ihr mich wieder aufhalten und mir sagen: Genug, genug! — Ja ich brauche nicht weiter zu gehen. Denn es ist offenbar daß, weil nun einmal die Natur in das Herz des Menschen und besonders des guten Menschen ein unbesiegbares Verlangen gelegt hat, das, was er besitzt, seinem Sohne zu übergeben, und weil das häusliche Asyl undurchdringbar ist, ein Vater immer, man möge thun, was man wolle, den größten Theil seiner Güter von Hand zu Hand seinen Kindern geben wird. Er wird sogar ihre Natur verändern, um sie leichter übertragen zu können, oder falls er dies nicht kann, seine Güter noch vor seinem Tode an sie abtreten, damit er wenigstens gewiß ist, daß er von ihnen einen Gebrauch macht, der seinem Herzen zusagt. Von diesem Augenblicke an wird der Gesetzgeber in der Ueberzeugung, daß er die Natur verletzen würde, wenn er ihr Zwang anlegen wollte,

und ihm auch in diesem Falle nicht Gehorsam geleistet würde, den Vater dieser gehässigen Vorsichten überheben und gestatten, daß die Güter desselben nach seinem Tode mit vollem Rechte auf die Kinder übergehen; kurz, er wird die Erblichkeit des Eigenthums anerkennen; und seht nur, wie vernunftwidrig die Folgerungen einer entgegengesetzten Anordnung wären. Der Vater, habe ich Euch gesagt, könnte nicht Grundstücke und Häuser und unbewegliche Güter geben, aber Ihr würdet ihn nicht verhindern, die beweglichen eine Stunde vor seinem Verscheiden in die Hand des Sohnes zu drücken. Die Uebermachung des Vaters auf den Sohn würde folglich für gewisse Dinge und nicht für andere bestehen. Aber es giebt noch werthvollere Güter, deren Uebermachung alle Gesetze der Welt nicht verhindern könnten. Dieser da ist ein geschickter Arbeiter; er besitzt ein Geheimniß, die Metalle zu härten; jener dort ist Arzt, und hat ein geheimes Mittel zu heilen. Werdet Ihr ihn auf dem Sterbebette verhindern, sich zu dem Ohre seines Sohnes zu neigen und ihm durch ein Wort ein glänzendes Geschick zu verschaffen? Ein anderer war ein großer Politiker; er besaß viel Klugheit; — ein anderer ein großer Feldherr, ihm ward der Ruhm zu Theil; werdet Ihr den ersten verhindern, seinem Sohne durch die Unterweisung seines ganzen Lebens jene Klugheit anzueignen? Und den zweiten, ihm seinen Ruhm zu vermachen, indem er ihm seinen bloßen Namen hinterläßt? Ein dritter nimmt an allen Angelegenheiten seines Vaterlandes Theil und besitzt religiöse und politische Ueberzeugungen, die ihm werth sind. Ihr werdet ihn offenbar nicht daran hindern, sie seinem Sohne einzuimpfen. Und wenn die moralischen Güter, die in Euren Augen die höchsten sein müssen, wenn Ihr nicht dem Dienste der Materie huldigt, sich unverhinderlich übermachen lassen, so sollten die materiellen Güter, blos weil sie materiell sind, nicht vererbt werden können! das Geld, die Diamanten dürften von einer Generation zur andern gelangen, weil sie ebenso leicht, als jene moralischen Güter vermacht werden können, und blos die Erde würde in ihrem Uebergange aufgehalten werden, weil der Vater nicht schon früher daran gedacht hätte, sie beweglich zu machen. Erfaßt ihr wohl diesen Unsinn und beschämt er Euch nicht, Ihr schamlosen Irrlehrer?

Ich glaube folglich die nachstehenden Sätze mehr als bewiesen zu haben:

Das Geschenk, das wir als eine der nothwendigsten Arten der Anwendung des Eigenthums anerkannt haben, ist unvermeidlich vorzüglich zu Gunsten der Kinder.

Es ist zu allen Epochen des Lebens des Vaters unvermeidlich, und er muß dadurch, daß man ihm das Recht zugesteht, seine Güter noch im Augenblicke des Todes seinen Kindern zu übergeben, von der Nothwendigkeit befreit werden, sich ihrer noch während seines Lebens zu entäußern.

und ihm auch in diesem Falle nicht Gehorsam geleistet würde, den Vater dieser gehässigen Vorsichten überheben und gestatten, daß die Güter desselben nach seinem Tode mit vollem Rechte auf die Kinder übergehen; kurz, er wird die Erblichkeit des Eigenthums anerkennen; und seht nur, wie vernunftwidrig die Folgerungen einer entgegengesetzten Anordnung wären. Der Vater, habe ich Euch gesagt, könnte nicht Grundstücke und Häuser und unbewegliche Güter geben, aber Ihr würdet ihn nicht verhindern, die beweglichen eine Stunde vor seinem Verscheiden in die Hand des Sohnes zu drücken. Die Uebermachung des Vaters auf den Sohn würde folglich für gewisse Dinge und nicht für andere bestehen. Aber es giebt noch werthvollere Güter, deren Uebermachung alle Gesetze der Welt nicht verhindern könnten. Dieser da ist ein geschickter Arbeiter; er besitzt ein Geheimniß, die Metalle zu härten; jener dort ist Arzt, und hat ein geheimes Mittel zu heilen. Werdet Ihr ihn auf dem Sterbebette verhindern, sich zu dem Ohre seines Sohnes zu neigen und ihm durch ein Wort ein glänzendes Geschick zu verschaffen? Ein anderer war ein großer Politiker; er besaß viel Klugheit; — ein anderer ein großer Feldherr, ihm ward der Ruhm zu Theil; werdet Ihr den ersten verhindern, seinem Sohne durch die Unterweisung seines ganzen Lebens jene Klugheit anzueignen? Und den zweiten, ihm seinen Ruhm zu vermachen, indem er ihm seinen bloßen Namen hinterläßt? Ein dritter nimmt an allen Angelegenheiten seines Vaterlandes Theil und besitzt religiöse und politische Ueberzeugungen, die ihm werth sind. Ihr werdet ihn offenbar nicht daran hindern, sie seinem Sohne einzuimpfen. Und wenn die moralischen Güter, die in Euren Augen die höchsten sein müssen, wenn Ihr nicht dem Dienste der Materie huldigt, sich unverhinderlich übermachen lassen, so sollten die materiellen Güter, blos weil sie materiell sind, nicht vererbt werden können! das Geld, die Diamanten dürften von einer Generation zur andern gelangen, weil sie ebenso leicht, als jene moralischen Güter vermacht werden können, und blos die Erde würde in ihrem Uebergange aufgehalten werden, weil der Vater nicht schon früher daran gedacht hätte, sie beweglich zu machen. Erfaßt ihr wohl diesen Unsinn und beschämt er Euch nicht, Ihr schamlosen Irrlehrer?

Ich glaube folglich die nachstehenden Sätze mehr als bewiesen zu haben:

Das Geschenk, das wir als eine der nothwendigsten Arten der Anwendung des Eigenthums anerkannt haben, ist unvermeidlich vorzüglich zu Gunsten der Kinder.

Es ist zu allen Epochen des Lebens des Vaters unvermeidlich, und er muß dadurch, daß man ihm das Recht zugesteht, seine Güter noch im Augenblicke des Todes seinen Kindern zu übergeben, von der Nothwendigkeit befreit werden, sich ihrer noch während seines Lebens zu entäußern.

Zehntes Kapitel.

Ueber den Einfluß der Erbschaft auf die Arbeit. Das Vermögen, einen Besitz von Vater auf Sohn zu übertragen, facht unendlich den Arbeitseifer an, und vervollständigt das System des Besitzthums.

Es giebt immer zwei Gesichtspunkte, auf welche man sich bei dem Gegenstande, den ich behandle, abwechselnd stellen muß, und die man immer, Dank den wunderbaren Gesetzen der Natur, in vollkommenem Einklange antrifft; diese beiden Gesichtspunkte sind die Billigkeit und die sociale Nützlichkeit. Die Billigkeit, das ist die Frage von dem Gesichtspunkte des Individuums betrachtet; die sociale Nützlichkeit ist die Frage von dem Standpunkte der Gesellschaft selbst behandelt. Die Billigkeit verlangt, daß der Mensch, der gearbeitet hat, in Frieden den Preis seiner Arbeit besitze, und daß er ihn nicht vor seinem Tode aufzugeben brauche, um ihn auf seine Kinder zu übermachen. Die sociale Nützlichkeit heischt unbedingt, daß der Mensch die Gewißheit habe, die Früchte seiner Arbeit zu erhalten, auf daß er arbeite; denn ohne der fortwährenden, ausdauernden Arbeit aller ihrer Glieder würde die menschliche Gesellschaft elend. Diese sociale Nützlichkeit dringt aber ebenso gebieterisch darauf, daß er sein Eigenthum auf seine Kinder übermachen kann, denn sonst würde er nur mit halbem Eifer arbeiten. Mit einem Worte, das Eigenthum bringt, wie ich es schon angezeigt habe, nur dann alle seine nützlichen Wirkungen hervor, wenn es vollständig d. h. zugleich persönlich und vererblich ist.

Es wird mir nicht schwerer fallen, diesen Gesichtspunkt herauszustellen, als meine vorhergehenden Behauptungen durchzuführen.

Man will, daß der Mensch arbeite, und sichert ihm, damit er arbeite den Besitz dessen zu, das er erzeugt hat. Diese erste, ganz persönliche Sicherheit ist bereits viel für ihn, aber noch nicht genug. Darin liegt ein Beweggrund, ihn ein Dritttheil oder vielleicht die Hälfte seines Lebens thätig zu machen, nicht aber sein ganzes Leben hindurch zur Arbeit anzuhalten, und noch weniger, um ihm den schönsten Lohn der Arbeit zu verschaffen, nemlich das Recht, seine Güter seinen Kindern zu übermachen.

Der Mensch hat Laster aller Art. Er zeigt sich oft grausam in Beziehung auf seine Brüder, aber fast nie in Bezug auf seine Kinder. Das kommt daher, daß die vorsichtige Natur, welche die Dauer der menschlichen Gattung sicher stellen wollte, tief in sein Herz den Trieb der väterlichen Liebe gepflanzt, und aus diesem Gefühle nicht eine Tugend sondern einen unwiderstehlichen Instinkt gemacht hat. Der Vater, der stiehlt und mordet, giebt seinem Kinde oft das geraubte Gut, und wendet zu seiner Vertheidigung die ganze Grausamkeit an, die er einen andern fühlen ließ. Betrachtet nur die Mehrzahl der Väter, wenn sie zu einem gewissen

Alter gelangt sind: für wen arbeiten sie noch rastlos, selbst wenn ihre Kräfte zu schwinden anfangen? Sie arbeiten für ihre Kinder und tragen selbst die anstrengendsten Mühen leicht, durch den bloßen Gedanken, daß ihre Kinder den Preis derselben ernten werden.

Sehet diese geschickten Fabrikanten, welche die Gesellschaft durch ihre sinnreichen Entdeckungen bereichert haben, oder durch ihre kühnen kaufmännischen Unternehmungen, welchen man es verdankt, daß man bald die Baumwolle, bald das Linnen, bald die Schaafwolle oder den Zucker um den halben Preis bezahlt. Beobachtet sie in dem, was ihnen gefällt, was sie erfreut und Ihr werdet gar bald entdecken, was sie zum Handeln antreibt. Das sind meistens sehr einfache, anspruchslose Leute, welchen die Natur ein gewisses Genie verliehen, aber deren Erziehung die Gesellschaft vernachlässigt hat, und die, nachdem sie ein ungeheures Vermögen zusammengehäuft, ihren Kindern Paläste, Schlösser, herrliche Einrichtungen, seltene Gemälde, reich besetzte Tafeln, feurige Pferde verschafft haben, zu dem Vergnügen, daß ihre Kinder an allem dem nehmen, lächeln, sich ihrer Genüsse freuen und dann wieder sich in ihrer Weise gefallen, in ihre Werkstätten, ihre Magazine und Schiffe zurückkehren. Sie sind glücklich in dem Gedanken, daß alle diese Reichthümer, für welche sie so wenig Geschmack haben, sich noch zum Vortheile ihrer Kinder vermehren; in deren Person sie alle feinen Genüsse empfinden, welche sie nicht selbst zu schätzen verstehen und die sie nie gekannt haben. Setzt voraus, daß es ihnen unmöglich wäre, alles was sie auf diese Weise erworben haben, ihren Nachkommen zu übermachen, so würden sie in der Mitte ihrer Laufbahn stehen geblieben sein gerade in dem Augenblicke, wo ihre Fähigkeiten am thätigsten waren. Ja, um so gewandter und fähiger sie waren, um so früher hätten sie ihre Bestrebungen eingestellt, denn um so früher hätten sie das erlangt, dessen ihr einfacher und beschränkter Geschmack bedarf, und Ihr hättet aus Furcht, müssige Kinder zu haben, damit angefangen, die Väter zum Müssiggange zu verleiten. Das wäre sonach eine betrübende Art dahin zu gelangen, keine Müssiggänger auf der Welt zu haben, indem man den Vätern die hauptsächliche Ursache, die sie zur Arbeit treibt, genommen hätte. Man wird freilich nicht anstehen, zu behaupten, daß jenen arbeitsamen Männern, von welchen ich rede, da sie nun einmal ihr ganzes Leben der Arbeit gewidmet haben, dieselbe auch fortgesetzt, selbst wenn sie auch keine Kinder gehabt hätten, und zwar aus bloßer Gewohnheit oder Wetteifer. Dies könnte vielleicht allerdings für einige wahr sein, die dann die reichen Oheime, diese so zahlreichen, traurigen Gestalten unserer Comödien abgeben. Aber diesen Eifer zur Arbeit, den sie sich angeeignet haben, aus welchem Grunde haben sie sich doch ihn angewöhnt? Sie rennen in einer Gesellschaft, wo das Eigenthum allen Klassen zugänglich, den Eifer aller Welt erweckt hat, und die wie ein Pferd, das sich in einem galoppirenden Gespann befindet, mit dem anderen davon eilt, weil

alle Welt um sie herum eilt und rennt. In einer durch das barbarische Verbot der Vererbung der Güter auf die Kinder gleichgültig gewordenen Gesellschaft hätten sie sich weder diese Lebensart angeeignet, noch jenen Wetteifer der Arbeit empfunden. Sie hätten gethan, was das vollblütige Pferd thut, das mit andern den gleichen, langsamen Schritt geht. Aber selbst wenn wir voraussetzen, daß einige von ihnen, getrieben von dem Bedürfnisse, ihre Thätigkeit zu entwickeln, blos deßhalb gearbeitet hätten, um zu arbeiten, so hättet Ihr herzlose Gesetzgeber, die Ihr kein Gefühl achtet, ihnen den größten Lohn der Arbeit geraubt. Werfet Eure Augen auf jenen reichen, kinderlosen Mann, den die Natur jener tiefen, oft ebenso schmerzlichen als lebhaften Sorgen beraubt hat, sehet, wie freudlos, traurig, gleichgültig er sein Leben hinbringt, je näher er dem Grabe rückt. Des Abends, wenn er seine Kassen geschlossen, seine Schätze gezählt, weiß er nicht, was zu thun, und wenn ihm ein Augenblick zum Nachdenken bleibt, so dient er ihm nur dazu, um sich zu fragen, wie er seine mühselig zusammengescharrten Schätze anwenden könne. Aber er ist müde vom Werke seines Tages, er schlummert ein, er wacht auf, fängt am Morgen wieder zu arbeiten an, er betäubt sich durch die Hoffnung auf Gewinn, und fühlt sich wenn der Abend kommt, wieder so freudlos, traurig und gleichgültig wie gestern. Dann wendet er sich an einen Bruder, an eine Schwester und bittet sich von ihnen die Kinder aus, die sie erzeugt, er nimmt sie an Sohnesstatt an, zieht sie an sein Herz, versucht es sie zu lieben, sich einzubilden, sich zu überreden, daß er sie selbst erzeugt habe. Oder er geht, wenn er keine Neffen hat, zu der nächsten besten arme.. Bäuerin, um ihr den Gegenstand ihrer Liebe auszuleihen, welcher den Anstrengungen seines Lebens ein Ziel geben soll. Dieses traurige Gefühl des kinderlosen Mannes sollte das Loos aller derer sein, welche die Erde, aus Gewohnheit oder aus Bedürfniß sich zu beschäftigen, mit ihrem Schweiße benetzen und so dazu beitragen, die menschliche Gesellschaft zu bereichern. Aber das ist eine eitle Einbildung. In Eurer eifrigen Gesellschaft würde ein jeder Eifer ersticken, jedes Streben sich abstumpfen. Da gäbe es keinen Ehrgeiz, der sich an dem Feuer, das ihn umgiebt, entzündete und Funken sprühte. Der Mensch würde kein anderes Ziel als sich selbst haben und in der Mitte seiner Laufbahn, sobald er das Brod für sein Alter erworben, stille stehen, und Ihr hättet, wie ich Euch schon gesagt habe, aus Furcht, den Müssiggang des Sohnes hervorzubringen, damit begonnen, diese Untugend dem Vater aufzulegen!

Aber ist es übrigens wahr, daß der Sohn, wenn man die Vererbung der Güter erlaubt, gewissermaßen dazu gezwungen sei, müßig zu gehen und das väterliche Vermögen in Faulheit und Ausschweifungen zu vergeuden? Fragen wir vorerst, was der vorausgesetzte Müßigang dieses Sohnes vorstellt? Eine früher stattgefundene Arbeit, welche die des Vaters war, und ihr hättet so-

nach dadurch, daß ihr den Vater zum Arbeiten verhindert, damit der Sohn selbst dazu verpflichtet sei, nichts weiter gewonnen, als daß der Sohn thun müßte, was der Vater nicht gethan haben würde. Deßhalb wäre nicht mehr gearbeitet worden. In dem Systeme der Erblichkeit hingegen gesellt sich zu der unbeschränkten Arbeit des Vaters die unbeschränkte Arbeit des Sohnes, denn es ist nicht wahr, daß der Sohn nicht so wird, weil der Vater ihm ein mehr oder weniger ansehnliches Vermögen hinterlassen hat. Für's erste ist es sehr selten, daß der Vater den Sohn in den Stand gesetzt hat, gar nichts zu thun. Das ist nur bei dem größten Reichthume der Fall, und ich werde bald auch darüber sprechen. Aber gewöhnlich in den meisten Ständen giebt der Vater seinem Sohne durch die Erbschaft gleichsam nur einen Vorsprung auf der Bahn des Erwerbes. Er hat ihn weiter, höher hinauf getrieben; er hat ihm die Mittel gegeben, größere Kräfte in Bewegung zu setzen, ein Pächter zu sein, während er selbst nur ein Großknecht war, oder zehn Schiffe auszurüsten, während er nur eines ausrüsten konnte, ein Bankier zu werden, während er nur ein Wechsler war, oder eine andere Bahn einzuschlagen, eine höhere, Notar, Arzt, Advokat, ein Cicero oder ein Pitt zu werden, während er selbst nur ein einfacher Ritter, wie der Vater des Cicero's, oder ein Fahnenjunker, wie der Vater Pitt's war. Mit einem Worte, er hat ihn um eine Strecke vorwärts auf der Laufbahn gebracht — segnet ihn, indem er ihn Vorschreiten sieht, und stirbt glücklich, wenn er bemerkt, daß er sich auf derselben immer schneller bewegt. Aber der Beweggrund, der den Vater angetrieben hat, so weit als möglich vorzudringen, beherrscht auch den Sohn in demselben Grade. Wie er an seine Kinder dachte und durch diesen Gedanken unermüdlich wurde, so denkt wieder der Sohn an die seinigen, so wird auch er durch diesen Gedanken unermüdlich. In dem Systeme des Verbotes der Erblichkeit würden Vater und Sohn stehen geblieben sein und jede Generation würde in ihrer Fruchtbarkeit beschränkt, wie ein Strom, dessen Wasser ein Damm zurückhält, nicht mehr Kräfte verwendet haben, als einen Theil der Kräfte, die sie besessen und hätte sich mit einem Viertheil, mit der Hälfte der Arbeit, deren sie fähig war, begnügt. In dem Systeme der Erblichkeit hingegen arbeitet der Vater, so lange er kann; bis zum letzten Tage seines Lebens; der Sohn, der ein Sporn seiner Thätigkeit war, findet denselben in seinen Kindern und arbeitet für sie, wie für ihn gearbeitet worden ist, hält in seiner Thätigkeit ebenso wenig inne als sein Vater, und alle neigen sich gegen die Zukunft, wie ein Arbeiter auf den Mahlstein, und drehen, drehen dieses Rad, aus welchem der Wohlstand ihrer kleinen Kinder hervorstiebt, und nicht blos der ihrer Familien, sondern auch der des ganzen menschlichen Geschlechtes.

Schließen wir. Die Gesellschaft hat dem Menschen durch die Anerkennung des persönlichen Eigenthums das einzige Mittel, ihn

zur Arbeit anzueifern, an die Hand gegeben. Es bliebe ihr nun Eines zu thun übrig, diesem Aneiferungsmittel eine unendliche Wirksamkeit zu verschaffen, auch das hat sie gethan, indem sie die Erblichkeit des Eigenthums einführte.

Eilftes Kapitel.

Ueber Reichthum. Die Anhäufung von Gütern, welche aus dem persönlich angehörigen und dem angeerbten Besitzthume entsteht, macht den Reichthum aus, der in der Gesellschaft zu verschiedenen unumgänglich nothwendigen Verrichtungen verwendet wird.

Aus dem Eigenthume, das nicht nur dem Individuum, sondern auch seinen Kindern verbürgt ist, entsteht eine schnellere oder eine langsamere Anhäufung von Reichthümern, welche zuweilen von einer einzigen Generation gebildet wird, wenn sich ein glücklich begabter Mensch unter ihr befindet; aber zu welchen gewöhnlich mehre Generationen beitragen müssen. Auf diese Weise entstehen jene großen Vermögen, welche die Blicke eben so auf sich ziehen, wie die ungeheuren Getraideschober, welche längs der Landstraßen am Saume fruchtbarer Felder aufgestellt sind. Dieses Schauspiel beleidigt, ich weiß es, gewisse Blicke; aber wie dem abhelfen? Ich wiederhole hier nochmals, was ich anderwärts bereits von den ersten Ungleichheiten, welche aus dem Eigenthume gleich im Beginne der Gesellschaft entspringen, d. h. aus der angeborenen Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten gesagt habe, daß wir sie dulden müssen, weil diese größeren Theile des allgemeinen Reichthums Niemanden entzogen worden sind, und weil wir, um sie zu verhindern, den Menschen aufhalten, und ihm hätten sagen müssen: arbeite nicht zu viel; und weil am Ende jeder dadurch gewinnt, selbst der Neider, denn wenn es mehr Nahrungsmittel, Kleider, Wohnungen giebt, so werden ja auch diese zum Leben nothwendigen Gegenstände billiger für alle Welt.

Das ist eine wichtige Erwägung, um die ausdauernden Arbeiter arbeiten zu lassen, weil sie Niemanden etwas nehmen und Allen etwas geben. Der Erfolg springt in die Augen. Wenn dieser Reichthum die Einen verletzt, so regt er die Anderen auf, er ermuthigt sie, unterstützt sie und so fördert die menschliche Gesellschaft einen so großen Vortheil in der Aneiferung, welche daraus für das ganze menschliche Geschlecht entsteht, daß sie wohl über den Unmuth, welchen der große Reichthum einigen kostet, hinübersehen kann. Jetzt aber frage ich, hat die menschliche Gesellschaft keine anderen Gründe außer diesen, die mir wahrhaftig schon sehr gut scheinen? Es ist leicht darüber zu urtheilen.

Man will doch gewiß nicht, daß es nur eine Arbeit, die Handarbeit gäbe. Man will auch, daß der Mensch den Cirkel auf das Papier auftrage, um den Gang der Sterne auszumessen und zu lernen, wie man Meere durchschifft. Man will, daß er einen Theil seines Tages, in den Jahresbüchern der Völker blätternd zubringe, um die Gründe des Wohlstandes oder des Unterganges der Reiche zu entdecken und zu erforschen, wie man sie beherrschen muß. Dies wird aber kein Mensch, der vom Aufgang der Sonne bis zum Untergange sich dem Boden zu, oder über eine Maschine hinbeugt. Manchmal freilich wird aus einem Bauern ein Sforza, aus einem Setzer ein Franklin, aber derlei Ausnahmen sind selten. Gewöhnlich sind es die Söhne der Männer, welche von der Handarbeit leben, die durch die Arbeit eines fleißigen Vaters über ihren Stand erhoben, die Sprossen der socialen Leiter hinaufklimmen, und zu den erhabenen Arbeiten des Geistes gelangen werden. Der Vater war Landmann, Arbeiter in einer Fabrik, Matrose auf einem Schiffe; der Sohn wird, wenn der Vater fleißig und haushälterisch war, Pächter, Meister, Schiffskapitän; der Enkel wird Bankier, Notar, Arzt, Advokat, vielleicht sagar das Oberhaupt des Staates sein. So erheben sich die Generationen eine über die andere, gestalten sich gewissermaßen naturgemäß eine aus der andern, Bäumen vergleichbar, die, so oft der Frühling wiederkehrt, neue Sprößlinge treiben, welche, frisch und grün wie das Gras des Frühlings, im Herbste die Farbe und Festigkeit des Holzes annehmen, im nächsten Jahre bereits kleine Zweige werden, sich selbst mit Sprößlingen bedecken, und so mit der Zeit als große Aeste den Hauptstamm selbst ersetzen, und da sich diese Erscheinung am Ende auch an ihnen unzählig wiederholt, endlich die Erde mit ihren herrlichen Schatten umfangen. So entwickelt sich die menschliche Vegetation und es bilden sich nach und nach jene reichen Klassen der menschlichen Gesellschaft, welche man müßige nennt, die es aber nicht sind, denn die Arbeit des Geistes ist eben so viel werth als die der Hände, und muß ihr nachfolgen, wenn man nicht haben will, daß die Gesellschaft im Urzustande verbleiben soll. Ich gebe es zu, daß unter diesen Reichen es unwürdige Söhne kluger Väter giebt, welche die Nacht bei Gelagen, umgeben von Courtisanen, trunken von berauschenden Getränken zubringen; ihre Jugend, ihre Gesundheit, ihr Vermögen in Müssiggang und Ausschweifung vergeuden. Das ist nur zu wahr, aber sie werden bald bestraft sein. Ihre Jugend welket vor der Zeit und sie werden, nachdem sie ihr Vermögen vor dem Ziele ihrer Laufbahn zerstört haben, traurig, entstellt und arm bei jenen Palläſten vorüber gehen, welche ihnen ihre Väter hinterlassen, welche ihre tolle Verschwendung in die Hände von verständigeren Reichen gebracht hat, und man wird die Arbeit im Vater belohnt, den Müssiggang im Sohne bestraft sehen! O Neid, unversöhnlicher Neid! Bist du noch nicht befriedigt?

Sind übrigens alle Söhne der reichen Müssiggänger, Vergnüglinge, Verschwender? Es ist wohl wahr, daß sie nicht arbeiten, wie der, welcher ackert, spinnt oder schmiedet. Aber noch einmal, giebt es denn keine andere Arbeit, als die der Hände. Müssen sich nicht auch Männer finden, welche sich dem Studium der Natur weihen, um die Gesetze derselben zum Nutzen des menschlichen Geschlechtes aufzudecken, die Anwendung des Feuers, Wassers, der Elemente zu lernen und zur Wissenschaft zu gelangen, wie man die menschliche Gesellschaft beherrscht. Es ist ebenfalls wahr, daß es nicht gerade die Reichen sind, welche diese erhabenen Entdeckungen am häufigsten machen, obgleich manchmal, aber sie sind es, welche die Mitglieder der Gesellschaft dazu aufmuntern; sie sind es, welche dazu beitragen, daß sich allmählig eine gebildete Zuhörerschaft für den bescheidenen und armen Waisen bildet; sie sind es, welche große Büchersammlungen gründen, sich mit dem Lesen Sophokles, Virgils, Dante's, Gallilai's, Bossuet's, Molière's, Racine's, Montesquieu's und Voltaire's beschäftigen. Wenn sie sie nicht selbst lesen, so werden diese Meister in ihrer Umgebung gelesen, verstanden und gewürdigt; und um sie versammelt sich jene aufgeklärte, feinfühlende Gesellschaft, für welche das Genie schreibt, singt und die Leinen mit Farben bedeckt. Zuweilen ist dieser Reiche selbst ein guter Richter, zuweilen gehört er selbst zu jenen ausgezeichneten Geistern, die sich nicht nur mit dem Genusse großer Werke begnügen, sondern auch bedeutende hervorbringen. Sallust, Seneka, Montaigne, Buffon, Lavoisier waren reich. So kann auch ein reicher Staatsmann den Geschicken seines Vaterlandes vorstehen. So häuft ein einfacher Spinner ungeheure Schätze zusammen; er ist ein Engländer und nennt sich Peel. Da er sein Leben in den Werkstätten zubringt, hat er nur geringe Kenntniß von den Angelegenheiten des Staates, aber er verschwendet auf die Erziehung seines Sohnes alle Arten von Wissenschaften, und dieser Sohn erhebt sich über seinen Vater und wird, indem er die ausgebreitetsten Kenntnisse mit den Einflüssen des Vermögens verbindet, einer der größten Staatsmänner von England; er stellt sich in die Mitte der alten und neuen Familien, und beherrscht sein Vaterland mit einer glücklichen Mischung von altem und neuem Geiste. Ist es denn ein gehässiges Schauspiel, einen Vater, der alle seine Fähigkeiten auf eine gewinnreiche Weise angewendet hat, seinem Sohne die Mittel liefert, sie in eine minder gewinnreiche, aber viel edlere und erhabenere Thätigkeit zu setzen? Ist es nicht gut, ist es nicht nützlich, daß nach einem dieser Aemter das andere kömmt? Erlaubt mir noch andere Beispiele zu geben, welche zu ihrer Zeit den Neidern ein Dorn im Auge waren.

In jener Republik, welche die meisten Reichthümer und Kunstwerke hervorgebracht hat, denn sie gab der Welt Dante, Petrarca, Boccaggio, Machiavelli, Gallilai und Ghiberti, Brunnelleschi, Leonardo da Vinci, Michael Angelo, in jener

Republik, welche Tücher, Seidenzeuge, Sammetstoffe, Geschmeide, die Guldenstücke und den Creditgang Europas verbreitete, gab es eine Familie von berühmten Kaufleuten, welche ihren Namen einem der drei großen Jahrhunderte der Menschheit vermacht haben, die Medicis! Findet Ihr, daß sie der Welt schlechte Beispiele gegeben haben?

Johann von Medicis gründete im Jahre 1400 das Vermögen seiner Familie. Er war still, klug, arbeitsam, besaß den Sinn der Kaufmannsschaft im höchsten Grade, häufte ungeheure Reichthümer zusammen, fühlte stets eine gewisse Abneigung vor den öffentlichen Geschäften, war sogar, nach Machiavelli, nicht wenig zur Melancholie geneigt, und rieth seinen Kindern, sich niemals dem Gouvernement zu nähern. Erinnert Euch, sagte er auf seinem Todtenbette zu ihnen, daß ich nie in den alten Pallast gegangen bin (der der Sitz der Regierung war), als wenn man mich dahin rief. (Che chiamato.)

Sein Rath wurde glücklicherweise nur wenig befolgt. Sein Sohn Cosmus, den er mit den weisesten Gelehrten umgeben hatte, der in den Wissenschaften, Künsten und der Politik unterrichtet, und mit einem kühnen Geiste begabt war, mischte sich, trotz der Mahnung seines Vaters, in die öffentlichen Geschäfte, herrschte zwar nicht, aber genoß während 30 Jahren des höchsten Einflusses in der florentinischen Republik. Er ließ durch Michelozzo den reizenden Pallast seiner Familie bauen (der Pallast Ricardi) lebte mit Massaccio, Brunnelleschi, Ghiberti, Donnatello und den Poggi's, stiftete die griechische Schule in Florenz, vermehrte das Vermögen seiner Familie und blieb dennoch Kaufmann, obgleich er ein Staatsmann und Weiser war. Dieser Handelsmann verließ an gewissen Feiertagen sein Comptoir und zog sich auf sein Landgut (Caffragiolo) zurück, um dort — errathet ein mal, was zu lesen? Die Dialoge des Plato welche Poggi ihm übersetzt und die er mit schwerem Golde bezahlt hatte. Sein Sohn Peter überlebte ihn kaum und der Ruhm seines Hauses ging auf seinen, von der Nachwelt ewig geliebten und bewunderten Enkel, auf Laurenz dem Prächtigen über. Dieser bestrebte sich schon eines größeren Ungehorsams in Bezug auf die Rathschläge seines Ahns, er vernachlässigte den Handel ganz und gar und war blos ein Weiser und Staatsmann. Er war mit Policiano und Pico de la Mirandola erzogen worden. Ein Dichter und Richter, der sich in allen Uebungen des Körpers auszeichnete; häßlich wie Sokrates, verführerisch wie Alcibiades. Er war als Staatsmann ebenso klug, als als Unterhändler unwiderstehlich, so gelang es ihm, sein bedrohtes Vaterland vor einer allgemeinen Coalition zu retten, und durch die Milde seiner Beherrschung alle Höfe Italiens gleichsam zu unterwerfen. Dieses Land genoß durch ihn eines 15jährigen tiefen Friedens, und die italienischen Geschichtsschreiber nennen diesen Zeitraum das goldene Alter ihres Vater-

landes. Lorenzo schrieb ausgezeichnete Verse, ließ in ganz Europa nach den werthvollsten griechischen und lateinischen Manuscripten, nach den schönsten Statuen des Alterthums suchen und gab der Welt einen Michel Angelo. Durch seine Pracht blendete er und riß die italienischen Prinzen hin, die er im Interesse der gemeinsamen Interesse nach Florenz geladen hatte; er dachte an alles, nur nicht an sein Vermögen, das er verschwendete, mit Schulden belastete, aber so offenbar im allgemeinen Interesse, daß das dankbare Florenz die Schätze des Medicis mit denen der Republik vereinigt erklärte. Er starb und nahm das Glück seines Vaterlandes noch mit sich in das Grab, denn die Klugheit, welche Italien so glücklich gemacht hatte, lag in seinem Sarge. Franzosen und Deutsche stürmten ins Land, verheerten es während eines halben Jahrhundertes und machten aus der schönen Italia das, was sie jetzt noch ist, eine Sklavin.

Wäre es besser gewesen, wenn die Uebermachung des Eigenthums durch Erbschaft nicht bestanden hätte, wenn der Reichthum des Medicis bei Johann aufgehalten worden wäre und wenn Cosmus sein ganzes Leben hätte anwenden müssen, um ihn wieder neu zu erwerben; wenn er dann wieder bei Cosmus aufgehalten worden wäre und Lorenz ihn erst wieder hätte erwerben müssen, so daß keiner von ihnen die Zeit gefunden hätte, die Künste und Wissenschaften zu pflegen und sich mit Politik zu beschäftigen? Diese Anhäufungen von Vermögen, welche eine nothwendige Folgerung der unendlich angeregten Arbeit sind, gewähren folglich die zu der Pflege der hohen Wissenschaften nothwendige Muse. Durch solche Reichthümer wird jene sociale Region gebildet, wo der Geist zwar nicht immer, aber doch oft geboren wird, wo er aber wohnen muß, um geschätzt, angeeifert und unterstützt zu werden. So fügt es die Natur in ihren tiefen Gesetzen der Art, daß das was einem Dinge zusteht, auch tausend andern zu Statten kommt. Der arbeitsame Mensch muß die Fähigkeit haben, reich zu werden, sonst mangelt seinen Anstrengungen ein Zweck, und er verschafft zugleich, indem er reich wird, seinen Söhnen die Muse des Geistes. So hält sich, unterstützt sich Alles im Weltall. Da giebt es Gegensätze, die einander nicht aufheben, und die verschiedenartigsten Farben schmelzen in einander, wie in einem Bilde von geschickter und kunstverständiger Hand.

Beschränkt sich hierauf die ganze Rolle des Reichen? Der Sohn, welcher durch die Arbeit seines Vaters bereichert ist, besitzt nicht nur schöne Bücher und Bilder, sondern auch einen Pallast, dessen Möbel von kostbaren Stoffen, reichversehene Tafeln, feurige Pferde, geschmackvolle Wagen. Sagt mir, Ihr Philosophen des Neides, bedarf man aller dieser Dinge in der menschlichen Gesellschaft? Seid Ihr wie die Quäcker, die alles hassen, was glänzt, nichts lieben, als das Schwarze und Weiße, vielleicht auch das Graue, als einzig erlaubte Abwechslung, oder gebt Ihr zu, daß

die Erzeugnisse der Gesellschaft, von der Verschiedenheit im Ueberflusse, der Feinheit, der Eleganz, kurz von der Schönheit zeugen sollen. Was Ihr auch immer für persönliche Neigungen haben mögt, und ich traue Euch etwas anderes zu, als den Quäckern, erlaubt mir, daß ich Euch mit dem Gesetze aller Produktion bekannt mache.

Wenn man nicht viel erzeugt, so erzeugt man schlecht und theuer, und wenn man viel erzeugt, mehr oder weniger gut, in Folge einer stets wirkenden Ursache, der Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten. Gewöhnlich fängt man damit an schlecht, dann mittelmäßig, gut, sehr gut und am besten zu erzeugen, und während man auf diese Weise fortschreitet, so bleibt man stets in der unvermeidlichen Entfernung des schlechten Erzeugnisses zum mittelmäßigen, des mittelmäßigen zum bessern. Entweder es giebt keinen Fortschritt, oder man muß drei Ausdrücke anwenden; entweder es giebt ein Thal von Tempe, bewohnt von Hirten, welche das Fleisch ihrer Heerden essen und deren Wolle spinnen — Hirten, welche die Dichter unschuldig nennen und die ich für sehr gemein erkläre, die oft den unedelsten Leidenschaften nachhängen, ihre Kains haben, wenn sie auch ihre Abel besitzen und Arme welche noch hundertfach abschreckender aussehen, als die von London und Paris. Dies sind jene Cretins, welche das Anzeichen ihrer physischen Elendigkeit am Halse tragen und in ihren stumpfen Gesichtszügen die der moralischen Abstumpfung — entweder, sage ich wir müßten ein solches Thal haben, oder eine Gesellschaft, welche sich in fortwährender Bewegung findet, und bei welchen man zu jeder Zeit den drei Ausdrücken unvermeidlich begegnen muß: Das gemeine Erzeugniß, das bessere, oder das vollendetste. Wenn die Gesellschaft einen Fortschritt thun will, so ist sie gezwungen, erst von dem einen dieser Zustände zu dem andern zu gelangen. Will sie den billigen Preis, so müßten diese drei sich unvermeidlich combiniren, auf daß er aus dem Rückwirken des Preises der ersten Gattung auf die zweite, der zweiten auf die dritte entstehe. Handelt es sich z. B. um die landwirthschaftlichen Erzeugnisse? Der Roggen, der Weizen, die Kartoffel folgen so aufeinander, daß sie keinen Bestandtheil des Bodens unbenützt lassen, und leisten sich hierdurch gleichsam einen gegenseitigen Dienst. Der hohe Preis des Weizens macht es dem Landmann möglich, seinen Roggen zu einem billigeren herzugeben und der mittlere Preis dieser Frucht erlaubt ihm, seine Kartoffeln noch billiger zu verkaufen. Bei der Industrie verhält es sich ebenso. Da man vor 50 Jahren Baumwollenspinnerei in Frankreich einführte, erzeugte man anfangs schlecht und theuer, dann beides in einem geringeren Grade, endlich sehr gut und billig. Man fuhr fort, das feine, mittlere, das große Gespinnst zu vervollkommnen und es immer, Dank der Rückwirkung der Preise auf einander, billiger hergeben zu können. Dieselbe Erscheinung stellt sich bei jenen eleganten Wollengeweben dar, welche man

früher nach Thibet suchen ging. Zuerst bedeckten sie nur die stolzen Schultern der reichen Damen, jetzt sind sie schon in den Gebrauch der nur wohlhabenden übergegangen und überläßt es den Merinogeweben die bescheidene Frau des Arbeiters zu beschützen. Wenn man nicht das schöne Gewebe des Caschmir's erzeugte, so könnte man auch nicht billig den Merino, womit sich die Frau des Arbeiters an Festtagen schmückt, herstellen. Die schönen, flüchtigen Vollblutpferde, auf welchen der verschwenderische Sohn eines Reichen durch die Alleen eines Parkes im Galopp sprengt, tragen selbst mittelbar dazu bei, daß der Landwirth für die Zucht seines gemeinen Pferdes entschädigt wird, das unsere tapfern Reiter besteigen, oder jenes schwerfälligen Thieres, das den Pflug zieht. Aber wer würde diese seltenen, feineren, gesuchteren Erzeugnisse zahlen, wenn sich das Vermögen nicht in einigen glücklichen Händen, die entweder die gegenwärtige oder vergangene Arbeit bereichert hat, zusammengehäuft hätte. Der Reichthum, die Wohlhabenheit, die Armuth wirken so gegenseitig auf einander ein, und zahlen, weil zusammen, den jedesmaligen Stand der menschlichen Industrie weniger theuer. Es wäre freilich besser, wenn jeder Mund sich mit Weizen nähren, jede Frau in Caschmir gekleidet sein, und jeder Reiter den schönen arabischen Renner besteigen könnte. Ach, warum hängt es nicht von uns ab, jenes Volk, das wir weit mehr als seine Schmeichler lieben, und dessen gesunden einfachen Menschenverstand wir schätzen, so lange es nicht verdorben worden ist, ach warum hängt es nicht von uns ab, es mit den feinsten Nahrungsstoffen nähren, den schönsten Geweben zu bekleiden, und ihm die gesündesten Wohnungen anweisen zu können. Aber ist dies im Bereiche der alten und neuen Wissenschaft?

Gott, dieser große Verbrecher, hat haben wollen, daß der Mensch mit der Eichel beginne und erst durch viele Arbeit zu dem Weizenbrote gelange und es scheint mir, daß, wenn er den Wohlstand zum Preise für die Arbeit erhob und aus dem Leben eine Prüfung schuf, daß es erlaubt sein muß, sich vor der Tiefe einer solchen Absicht in Ehrfurcht zu verneigen.

Eines Tages wird auch der Arme jene ausgesuchten Nahrungsstoffe, jene schönen und gesunden Kleidungsstücke, um die Ihr die Reichen so sehr beneidet, besitzen; ja er wird sie besitzen, wenn die Gesellschaft fortfährt zu arbeiten. Eitles Versprechen wird man mir entgegenrufen. Nicht so eitel, antworte ich, wenn man aus der Vergangenheit schließen kann. Noch vor drei oder vier Jahrhunderten bedeckten die Könige auf ihren Warten die Fußböden mit Stroh; heut zu Tage schreitet der bescheidenste Kaufmann in seinen Zimmern auf wollenen, geblumten Teppichen einher. Um dahin zu gelangen, hat die Gesellschaft Jahrhunderte gearbeitet. Mag sie nur in ihrer Arbeit unaufhaltsam fortfahren, und gar bald wird der Arme mit dem Reichen gleiches Loos theilen. Möge aber auch die Gesellschaft bis auf diesen Standpunkt gelangt sein,

das Gewebe wird ebenso an Feinheit gewonnen haben. Immer wird Reichthum, Wohlhabenheit, Mittelstand (dem man hoffentlich nicht mehr die Bezeichnung Armuth wird geben können) bestehen; denn diese drei Abstufungen müssen im Zusammenhange mit denen der menschlichen Industrie stehen, um das theure, mäßigtheure und billige Produkt zu bezahlen. Die Industrie hat in ihrem Fortschreiten stets, wie eine auf dem Marsche befindliche Colonne, Vor-, Nachtrab und Centrum.

Seht jetzt hin, welche Erscheinungen inmitten der großen politischen und socialen Zerüttungen auftreten. Der Reiche, mehr von ihnen bedroht als der Arme, wird in Schrecken gejagt, verbannt jeden Genuß, den ihm der Luxus beut, und in demselben Augenblicke tritt in der Wohlhabenheit ein Stillstand ein. Man schreit, erzürnt sich über den Reichen, man will ihn mit Abgaben überlasten, man fällt über alle ihm gleichgeachteten höheren Staatsbeamten her, erniedrigt ihren Gehalt, und das Elend nähert sich in dem Maße, als der Verbrauch von Luxusgegenständen aufhört. Dann erhebt man Geschrei über Beihülfe für die Industrie, man sucht die Mittel dazu auf, und man verschwendet auf Unterstützungen, die man diesem oder jenem Fabrikzweige bewilligt, auf Primen die bei der Ausfuhr gesetzt sind, und von denen das Ausland allein Nutzen zieht, zwei, dreimal mehr, als man mit den schlecht auferlegten Abgaben, mit den falsch verstandenen Einschränkungen gewonnen hat. Dann sieht man die Nothwendigkeit ein, neue Anordnungen zu treffen, die nur das vor den alten bestandenen, voraus haben, daß sie noch schlechter und unvollständiger sind, und so bietet man denselben Anblick dar, als jene Kinder die Pflanzen wieder in den Boden setzen wollen, welche sie, vom Hange zu vernichten getrieben, so eben erst entwurzelt hatten, oder die ein unschuldig getödtetes Thier wieder ins Leben zurückzurufen versuchen.

Der Reichthum wird in der Gesellschaft noch zu anderen Verrichtungen verwendet. Ihm ist nicht allein die Rolle zugetheilt, jene ausgesuchten Erzeugnisse zu kaufen, deren Anfertigung und Verbrauch unerläßlich sind. Der Reichthum allein vermag dem erfinderischen, kühnen, aufstrebenden Genie, das sich so oft in seinen Berechnungen betrügt und den Ruin derer, die ihm einen Auftrag zur Ausführung gegeben haben, bewirkt — er allein vermag die zu diesen kühnen Versuchen nöthigen Capitalien zu liefern. Ein erfinderischer Kopf bietet einen von ihm ausgedachten Plan, der der ganzen Welt eine andere Gestalt geben würde, als ein Wunderwerk aus — warum nicht? Wie viel weit lächerlichere Pläne sind von ihren Schöpfern als Wunderwerke ausgeschrieen worden? Da muß nun versucht, es müssen große Capitalien aufs Spiel gesetzt werden und man muß im Stande sein sie zu verlieren. Kann dies wohl der Arme, kann dies wohl der Wohlhabende? Es kommt wohl vor daß sie die Aussicht auf Gewinn verlockt, wodurch sie um die mühselig erworbene Ersparnisse sich

bringen. Man sollte sie davon abhalten, und nicht dazu anspornen. Mit dem Reichen hingegen steht die Sache ganz anders, — er hat mehr als er braucht, er hat genug, um einen Verlust zu ertragen, kann also sich demselben aussetzen. Er führt sein ungeregeltes Leben in der eleganten Gesellschaft fort, stürzt sich in die politischen Wirren, zerstreut sich auf Reisen, läßt seine zusammengescharrten Reichthümer einem Bankier zur Nutznießung, und unterstützt von seinem Ueberflusse neue großartige Unternehmungen, bei denen er gewinnt oder verliert. Verliert er, nun — er kanns ertragen; gewinnt er und vermehrt er dadurch seinen Reichthum, so kann er ein anderes Genie wieder unterstützen, das einen noch verwegeneren Plan zur Ausführung bringen will.

Dieser Ungleichheit der Reichthümer allein, ob sie gleich schon für Lieferung der zur menschlichen Industrie nöthigen Mittel sorgt, — welche Industrie wiederum höchst ungleich in ihren Erzeugnissen ist — ihr allein ist es vorbehalten eben so verwegen als das Genie selbst zu sein. Es bleibt dem Reichthum endlich noch eine Verrichtung übrig, mit welcher sein Schicksal hier auf Erden vollständig festgestellt wird. Und diese Verrichtung, sie verdammt Euch zum Stillschweigen, Ihr grausamen Neider, wenn Ihr deshalb auch nicht von den Angriffen auf den Reichthum ablassen werdet! Der Reichthum kann Wohlthaten erzeugen. Ich gebe zu, daß der Reiche manchmal hartherzig, theilnahmlos am Unglück ist; er lebt in Müssiggang, führt ein ausschweifendes Leben, giebt sich Verschwendungen hin. Dafür büßt er aber auch, denn sein Wandel stürzt ihn ins Elend; er büßt grausam dafür, denn er hat nicht wie der Arme Hände, die ihm den Lebensunterhalt erwerben können; der Arme hat keinen Grund sich seiner Lage zu schämen, er wird von der Schaam aufgezehrt — aber für diese Hartherzigkeit, für diesen Mangel an Theilnahme wird er bestraft. Denn er ist beraubt des süßesten Genusses auf der Welt, und ist noch obendrein von dem gerechtesten, unversöhnlichsten, unersättlichsten Hasse verfolgt, den man dem menschlichen Herzen einzuflößen vermag, von dem Hasse, den wir gegen den unbarmherzigsten Geizhals hegen. Manchmal ist aber der Reiche auch mildthätig, und dann geht er den Armen in seine elende Hütte aufsuchen, nicht achtend der widerlichen Unreinlichkeit, sich der ansteckenden Krankheit aussetzend. Und hat er dann diesen neuen Genuß aufgefunden, so sucht er ihn auf, strebt ihm leidenschaftlich nach, und kann ihn nie mehr aufgeben. Wären nun alle Glücksgüter gleichmäßig vertheilt, gäbe es keinen Reichthum mehr — so hätte, nach Eurer Ansicht zwar Niemand mehr die Mittel andern zu geben, Niemand würde aber auch fernerhin der Hülfe seines Nächsten bedürftig sein. Das ist aber grundfalsch. Und wäre es auch wahr, so hättet Ihr der Menschheit die Ausübung der süßesten, ansprechendsten Tugenden versagt! Elende Umwälzer! Ihr hättet das Werk Gottes verpfuscht, weil Ihr es verbessern wolltet. Erhört meine Bitte, lasset uns unser Herz, wie

es uns von Gott gegeben ist. Ihr hättet vollkommen Recht zu sagen, daß es vorzuziehen sei, nichts von Armuth zu wissen, wenn gleich hierdurch auch der Reichthum vernichtet würde — Ihr hättet Recht dies zu behaupten, wenn wir die Armen nur aus dem Grunde hätten arm werden oder bleiben lassen, um dem Herzen der Reichen die süßeste Genugthuung zu verschaffen, Wohlthaten zu erweisen. Vergeßt Ihr denn aber, daß der Reiche nichts dazu beiträgt, seinen Nebenmenschen in Armuth zu stürzen? Wäre er nicht so reich, und hätte die Arbeit seines Vaters nicht zu dem Gesammtvermögen beigetragen, müßte der Arme nicht noch drückendere Lage erdulden? Hat Jener etwa damit begonnen, diesen seiner Habe zu berauben, um ihm dann mit dem Raube Wohlthaten erweisen zu können? In dem unabläßigen Bestreben nach Vervollkommnung und Verbesserung der Zustände kommt die Arbeit, welche Nutzen gebracht hat, der welche fehlgeschlogen ist zu Hilfe; der Reichthum mit allen seinen Gebrechen, mit allen seinen Tugenden erleichtert das Loos der Armuth. Beide gehen Hand in Hand, sie bieten sich gegenseitige Genüsse dar und bilden eine Gruppe, deren Anblick tausendmal mehr dem Herzen wohl thut, als die von Euch gebildete, in welcher Armuth an Armuth sich reiht, in welcher von gegenseitiger Beihilfe, von Ausübung jener zwei herrlichen Gefühle, der Mildthätigkeit, der Erkenntlichkeit keine Rede ist.

Erlaubt mir nur noch eine Bemerkung über diesen Punkt, und dann kein Wort mehr von dem Reichen. Die großen außergewöhnlichen Reichthümer sind durchaus nicht so häufig als man glaubt, und wollte man sie unter Alle vertheilen, so würde gar sehr wenig auf Jeden, der von dieser Vertheilung Nutzen zieht, kommen. Der Eifer zur Arbeit wäre vernichtet, es fänden sich keine Abnehmer für die edlen Erzeugnisse der Arbeit, Gottes Absicht wäre verkannt, und Niemand um deshalb reicher geworden. Glaubt ihr denn wirklich, daß die Reichen zahlreich, daß sie wirklich so reich, so unermeßlich reich seien? Ihr täuscht Euch — weder das Eine noch das Andere hatt Statt. Niemand kennt die Vermögenszustände aller Familien in einer Gesellschaft. In Frankreich giebt es 12 Millionen Familien, die Familie aus drei Mitgliedern bestehend; darunter sind 2 Millionen, die kaum die zum Leben nöthigsten Bedürfnisse erschwingen können, 6 Millionen leben nothdürftig, 3 Millionen sind wohlhabend, eine Million, die ein dem Reichthum nahekommendes Vermögen besitzt und nur zwei- oder dreihundert, welche wirklich im Ueberflusse leben. Nehmen wir nun die Theilung vor: dem, der nur gerade sein nothdürftiges Auskommen hat, wird man wohl nichts von seiner Habe streitig machen wollen; man dürfte wohl selbst der wohlhabenden Klasse, ja dem in seinem Entstehen begriffenen Reichthume Nachsicht gewähren. Nimmt man nun das Gesammtvermögen jener zwei- oder dreihundert Reichen, wißt Ihr wohl, daß dies nicht einmal die Hälfte der jährlichen Bedürfnisse des Staats deckt? Was hätte man bewirkt, der Hebel

der zur Arbeit anfeuert, der das Loos der Masse zu verbessern bestimmt, wäre vernichtet; dieser Masse aber wäre ein kaum wahrnehmbarer Zuwachs am allgemeinen Wohlstande als Antheil zugefallen. Jene Gütermassen, die so sehr in die Augen fallen, fachen den Arbeitseifer eben durch ihren Glanz an; sie dienen zum Ankauf der ausgesuchtesten, kostbarsten Erzeugnisse der sich vervollkommnenden Industrie, sie breiten ihr segensreiches Wirken gleich einem heilenden Balsam auch auf die unteren Arbeiterklassen aus. — Sind sie aber auf die Masse vertheilt, dann werden sie ohnmächtig, nutzlos, und mit dieser Vertheilung sinken die Hebel dahin, die den Menschen zum Arbeiten anregen, und den verbesserten Zustand des Menschengeschlechts herbeigeführt haben. Das Volk ist heut zu Tage ohnstreitig wohlhabender als vor wenigen Jahrhunderten; es herrschen nicht mehr jene Plagen der Hungersnoth, welche ganze Generationen dahinraffen; das Volk hat bessere Nahrungsmittel, bessere Kleidung, wohnlichere Häuser (wenn auch nicht so gute, als wir es wünschen möchten); jene Ursachen ansteckender Krankheiten, als Unreinlichkeit, Elend, die im Orient und im Mittelalter so grausame Verwüstungen anrichteten, sind verschwunden. Und wißt Ihr wohl den Grund von all' diesen Verbesserungen? Dies ist der Trieb, reich zu werden, der sich aller Zeit kund gegeben hat. Vernichtet den Reichthum, und die Arbeit wird in Stocken gerathen, der Stachel, der dazu antrieb, ist abgestumpft. Mit Euren Lehren habt Ihr das Prinzip zerstört, das die Wohlhabenheit des Volkes in 50 Jahren auf das doppelte, auf das dreifache hätte steigern können, aber Ihr habt nichts zur gegenwärtigen Verbesserung, nichts oder gar wenig beigetragen. Ihr habt die Wünschelruthe gebrochen, die Euch Gold schlug!

Gebt denn doch zu, daß in den höheren Klassen der menschlichen Gesellschaft sich Reichthümer zusammenhäufen, gleichwie die Gewässer in weithin sich dehnenden Massen auf dem Gipfel der Hochgebirge gelagert bleiben, ehe sie sich in die Ebenen ergießen zu Strömen, Flüssen oder Bächen werden, und so ihre Bestimmung, den Erdboden zu befeuchten, erfüllen.

Der Mensch besitzt Nichts bei seiner Geburt, aber ihm sind mannigfache wichtige Fähigkeiten gegeben, mit deren Gebrauch er alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Er muß diese Fähigkeiten benutzen. Hat er sie aber angewendet, ist es dann nicht billig, daß er von seiner Arbeit zunächst für sich Nutzen zieht? Kann man ihm das Besitzthum, das ihm ausschließlich angehörende Besitzthum des Ertrages seiner Arbeit absprechen? Nicht nur billig ist dies, sondern auch nothwendig. Wäre dem anders, hätte er keine Bürgschaft für die Sicherheit des verarbeiteten Gutes, dann legte er sich sicher aufs Rauben, anstatt zu arbeiten. Und so wie er, thäten alle, die sich in derselben Lage befinden; und alle diese Räuber würden bald nichts mehr zu nehmen finden, und müßten, nachdem sie einer über den andern hergefallen, und sich gegenseitig geplündert haben,

die Natur selbst angreifen. Wäre es dann wohl möglich, daß die Welt aus ihrem barbarischen Zustande herausträte?

Den Künsten, selbst den am wenigsten entwickelten ist die Gewißheit des Besitzthumes, unumgänglich nöthig. Der Fisch von dem der Wilde lebt, zeigt sich nur während kurzer Zeit im Jahre in der Gegend, wo man ihn fängt. Der Wilde Amerika's, der sich vom Büffel und dem Biber ernährt, könnte auch nicht für seine Nahrung aufkommen, wenn er nicht die umherziehende Lebensart jener Thiere benützte und ihre Rückkehr in den von ihm bewohnten Gegenden genau vorher zu bestimmen wüßte. Die Erde endlich trägt nur einmal im Jahre Früchte, und man muß ihre Reife abwarten. Was entspringt aus diesen natürlichen Verhältnissen? Der Mensch muß den Ertrag des Fischfangs, der Jagd, des Landbau's aufbewahren können; Niemand darf ihm in der Zwischenzeit diesen Ertrag rauben, denn sonst würde er sich wahrhaftig nicht die Mühe geben, ihn sich zu verschaffen. Er würde nur gerade so viel arbeiten, um sich zu sättigen, wenn er Hunger fühlt. Er würde keine Kunst ausüben, und sein ganzes Leben lang nur derjenigen Nahrung sich bedienen, die er augenblicklich findet, und augenblicklich in seinem Magen in Sicherheit bringen könnte, wie z. B. Eicheln oder Vögel, die er mit der Schleuder erlegt hat! Was aber Zeit, Nachdenken, Anhäufung verlangt, unternähme er nicht, so lange ihm der Ertrag daraus nicht gesichert erscheint. Und dies gilt besonders vom Ackerbau, dem er für immer den Rücken zuwendete, wenn er das von ihm bebaute Land nicht sein nennen könnte. Denn will man, daß das Land durch Fruchtbarkeit der ihm gespendeten Sorgfalt vergelte, so muß man es lieb gewinnen, muß sich ihm für das ganze Leben weihen. Man muß auf ihm seine Hütte bauen, es umgrenzen, schädliche Thiere davon entfernt halten, Wucherpflanzen, von denen es bedeckt ist, mit Feuer ausrotten, ihre Asche zur Befruchtung des Bodens benutzen, faule Gewässer, die die Oberfläche verunstalten, durch Gräben ablenken, um sie in klare, fließende zu verwandeln, man muß Bäume pflanzen, die vor den brennenden Strahlen der Sonne oder vor dem Hauche schädlicher Winde schützen, und die allein schon zwei Generationen brauchen, um auszuwachsen; auf ihm endlich müssen Vater, Sohn, Enkel und Urenkel leben und sterben! Würden wohl drei auf einanderfolgende Generationen allen ihren Eifer darauf anwenden, diese Arbeiten auszuführen, wenn sie der Furcht ausgesetzt wären, daß ein Usurpator kommen, ihr Werk zerstören oder ohne es zu zerstören, an sich reißen könnte? Und worin besteht diese Sicherheit? Worin anders als in der Anerkennung des Besitzthums, für dessen Sicherheit die Gesellschaft mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht Bürgschaft leistet?

Zwölftes Kapitel.

Ueber die wahre Begründung des Eigenthumsrechtes. Aus dem Vorhergesagten geht hervor, daß die Arbeit den wahren Grund zum Eigenthumsrecht legt.

Was folgt aus allen diesen Ableitungen, deren Kette mir nirgends unterbrochen scheint? Ich glaube mich so ausdrücken zu müssen:

Der Mensch, nackt in die nackte Welt gestellt, geht durch die Anwendung der mächtigen Fähigkeiten, die ihm Gott verliehen, vom Elende zum Ueberflusse über.

Diese Fähigkeiten bilden ein erstes, von ihm unzertrennliches Eigenthum, aus welchen sich ein zweites entwickelt, das aus Gütern dieser Welt besteht, mit seiner Wesenheit in einem entfernteren Zusammenhange steht, aber wo möglich noch achtungswürdiger ist, da die erste Gattung des Eigenthums sich von der Natur, die zweite von der Arbeit herschreibt. Aber eben deshalb, weil diese zweite Gattung des Eigenthums in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit seinem Wesen steht, muß die Gesellschaft es förmlich verbürgen, auf daß der Mensch, in der Gewißheit die Früchte seines Fleißes zu besitzen, mit Vertrauen und Ausdauer arbeite.

Dieses erworbene, durch die Gesellschaft verbürgte Eigenthum zieht das Geschenk und die Erblichkeit als nothwendige Folgen nach sich; denn das Geschenk ist eine der unausweichlichen Arten, mit seinem Eigenthum zu schalten, denn die Erblichkeit läßt sich wieder auf die Natur und auf das Geschenk zurückführen und kann so wenig durch irgend ein Mittel verhindert werden, daß man sagen muß, erst durch sie gelangt das System des Eigenthums zum Abschlusse, denn erst durch sie erhält die Arbeit statt einer endlichen, beschränkten, eine unendliche Anregung. Aus der erblichen Ueberlassung der Güter entstehen neue, thatsächliche Ungleichheiten, welche im Vereine mit den angebornen Ungleichheiten gewisse Anhäufungen bilden, welche man mit dem Worte Reichthum bezeichnet. Gegen diese Anhäufungen kann die Billigkeit nichts einwenden, denn sie sind keinem Menschen entzogen worden, vermehren den allgemeinen Ueberfluß, tragen dazu bei, die theuersten Produkte einer vervollkommneten Industrie zu bezahlen und geben der Wohlthätigkeit Mittel an die Hand sich zu bewähren. Kinder der Arbeit, gehen die Reichthümer mit dem Müssiggange zu Grunde und stellen so im belohnten oder bestraften Menschen die untrüglichen Schlüsse der Gerechtigkeit zur Schau.

Das ist die getreue geschichtliche Entwicklung dessen, was sich in Gesellschaft in Bezug auf Arbeit in Eigenthum begiebt. Was sehen wir daran? Daß der Mensch maßlos, rastlos arbeiten muß; daß er, selbst wenn er seine Fähigkeiten übermäßig anstrengt, sich und andern nützt, einen Ueberfluß erwirbt, der sich allen mit-

theilt und daß folglich das persönliche Eigenthum, das ein beschränktes, und das vererbliche Eigenthum, das den Menschen ein beschränktes Ziel setzt, eine sociale Nothwendigkeit ist.

Das Eigenthum, das wir bei dem ersten Gliede unserer Beweisführung eine allgemeine Thatsache nannten, wird jetzt zugleich eine gesetzmäßige, nothwendige.

Wessen bedarf es noch, um behaupten zu können, daß das Eigenthum ein seliges Recht sei, wie die Freiheit zu gehen und zu bleiben, zu denken, zu sprechen und zu schreiben!

Z. B. Ich bedarf der Bewegung, weil ich sonst nicht leben kann. Hätte ich in diesem Augenblicke auch nicht gerade Lust dazu, so wäre der bloße Gedanke, daß ich zwischen den Mauern einer Stadt oder den ungeheuren Wäldern von Paraguay gefangen bin, für mich eine Marter, und die Gesellschaft erkennt das Recht zu gehen und zu bleiben, das, was man die individuelle Freiheit nennt, im Urzustande als eine angeborne Gewohnheit, und sobald sie civilisirt ist, als ein geschriebenes Recht an.

Ich besitze einen Geist, welcher die Beziehungen der Dinge leicht auffaßt, die Verhältnisse eines Staates zur Welt und der Bürger zum Staate selbst; ich habe ein gesundes Urtheil, welches darüber auf eine nützliche Weise sprechen kann und es um so besser thun wird, mit je größerer Freiheit es sich aussprechen darf; einen Geist, dem es unerträglich wäre, über diesen Gegenstand zu schweigen, und der sich selbst durch Kerker und Tod nicht einschüchtern läßt. Da tritt die menschliche Gesellschaft zu mir, nachdem sie die Nützlichkeit meiner Neigung, sowohl für den Bürger als auch für den Staat selbst erkannt hat, und erklärt feierlich, daß die Freiheit zu denken und seine Gedanken auszudrücken, ein Recht, ein heiliges Recht ist.

Die bloße Beobachtung des Gesagten genügt zum Urtheile, daß hier ein Recht vorhanden ist. Die bloße Schicklichkeit vom Standpunkte der Billigkeit aus, dem Menschen die Frucht seiner Arbeit zu lassen, und der Gewinn in Beziehung auf die sociale Nützlichkeit, daß diese Arbeit thätig und ins unendliche fortgesetzt sei, müssen offenbar ihre Erzeugnisse verbürgen und die Gesellschaft ist ebenso sehr dazu berechtigt, das Eigenthum als Recht zu erklären, als sie es war, wenn sie die verschiedenen Freiheiten, aus welchen die menschliche Freiheit besteht, zu Rechten erhob.

Die civilisirte Gesellschaft hat das Recht des Eigenthums, welches sie im Urzustande in der Gestalt einer Gewohnheit vorfand, geweiht in der Absicht, es zu verbürgen, dazu anzuspornen und deshalb kann man sagen, daß die Arbeit die Quelle, der Boden, die Basis von allem Eigenthum ist. Aber wenn die Arbeit der Grund des Eigenthumrechtes ist, so ist sie auch dessen Maß und Grenze. Dies entwickelt sich aus dem folgenden Beispiele mit der klarsten Bestimmtheit:

Ich habe einen Acker urbar gemacht, auf welchem nichts als

Wucherpflanzen standen, ich habe ihn umzäunt, bepflanzt, begossen, mit Gebäuden bedeckt, oder was auf dasselbe hinausläuft, ich habe ihn erworben, indem ich ihn gegen andere Produkte meines Fleißes eingetauscht habe. Was verbürgt mir die Gesellschaft an ihm? Die Oberfläche, auf welcher meine verschiedenen Arbeiten zur Urbarmachung, zur Umzäunung, zur Pflanzung, zu den Baulichkeiten statt hatten, — die Oberfläche und nichts mehr. Sie überläßt sie mir, weil sie nichts anders thun kann. Wie könnte sie mir auch die Früchte meiner Mühen verbürgen, wenn sie mir nicht für den ruhigen Besitz dieser Oberfläche gut stehen würde, durch welche sich jene Quellen schlängeln, auf welcher jene Mauern ruhen, ringsum und in welcher sich die Wurzeln jener von mir gepflanzten Bäume ausbreiten und kreuzen. Das muß sie wohl thun und sie kann keinem Andern gestatten, auf meinen Saamen zu säen, oder neben meinen Bäumen andere zu pflanzen. Aber meine Arbeit erstreckt sich nicht weiter, als das Eisen meines Pfluges, die Wurzeln meiner Bäume, oder der Bohrer, mit welchem ich das Wasser meiner Brunnen gefunden habe, und mein Eigenthum hört da auf, wo meine Arbeit aufhört. Dennoch befinden sich unterhalb der Oberfläche, deren Eigenthum mir verbürgt ist, metallreiche Tiefen, in welchen Eisen lagert, das zu allen harten Arbeiten dienlich; ein anderes Metall, das Silber, ohne welches man nicht tauschen könnte, endlich die Steinkohle, die heut zu Tage die bewegende Kraft bildet. Dieser Grund wird, weil sich in ihm eine neue Arbeit entwickeln kann, sogleich der Gegenstand eines neuen Eigenthums und unter der Oberfläche, die dem Ackersmann zu eigen ist, entsteht ein anderes, das dem Grubenbesitzer gehört. Die Gesellschaft erläßt die Gesetze zur Sicherheit und zum Schutze der Rechte von beiden. Aber sie stellt den Einen neben den Andern und so wird die Erde keine Schaubühne von gewaltthätigen Eingriffen in die Rechte Anderer, sondern die Werkstatt eines zweifachen Fleißes; des einen auf der Oberfläche, des andern in den Tiefen der Erde. Kein Theil des Weltalls ist an Einen vergeben, der nicht arbeitet. Jeder erhält etwas für seine Arbeit, wegen und in dem Maßstabe seiner Arbeit. Man kann sich also fest und bestimmt dahin aussprechen (und man hat ein Recht dazu, nachdem man es bewiesen) daß die Arbeit der unzerstörbare Grund des Eigenthumrechtes ist.

Das mag sein, wird man mir einwenden, und wenn die Arbeit die wahre Quelle des Eigenthums ist, so haben wir gegen die bestehende Ordnung der Dinge nichts einzuwenden. Dieser Grund ist so natürlich, so rechtmäßig, daß es wirklich überflüssig wäre, ihn noch weiter beweisen zu wollen.

Aber ist die Arbeit immer der Grund des Eigenthums? Sehen wir nicht täglich bedeutende Summen des beweglichen Vermögens durch Betrug, Spiel und durch die kühnsten und verbrecherischsten Spekulationen in den Besitze einzelner Männer kommen? Sehen wir nicht, um auch von den unbeweg-

lichen Gütern zu reden, einen großen Theil von Grundstücken in den Händen von Männern, welche sie mit einem schlecht erworbenen Gelde von dem Sohne kauften, der sie von seinem Vater einem durch Einziehung von Gütern reich gewordenen Lehensherrn erhält. Wenn man genau da zusieht, so stellt sich heraus, daß die Gewaltthätigkeit und der Betrug häufiger die Quelle des Eigenthums sind, als die Arbeit, und man könnte fast behaupten, daß man an dem Saume jedes Ackers nicht den von den Römern so sehr geachteten Gott Thermus aufstellen sollte, sondern den beflügelten Merkur, mit seinem Stabe, den Gott, der zum Fliehen und Betrügen geschaffen scheint. Aber, fügt man hinzu, nehmen wir an, der Ursprung des Eigenthums sei wirklich so achtbar, wie sie sagen. Entstehen durch die zunehmende Ausdehnung desselben nicht bedenkliche Mißstände, indem man dem Eigenthume erlaubt, sich über alle Dinge zu erstrecken; über Grundstücke, Capitale, Werkzeuge, Maschinen, Urstoffe und Geld. Kömmt man hierdurch nicht am Ende dahin, aus der Welt einen eingenommenen Ort zu machen, wo es für keinen Menschen mehr Raum giebt, oder, wie Cicero sagte, ein Theater, wo alle Sitze bereits in vornhinein zurückgehalten worden sind. Und wenn dieses Theater noch ein Vergnügungsort wäre, so könnte man es noch so hingehen lassen, obgleich das Vergnügen ein Recht aller ist; aber dieses Theater ist das Leben! Selbst mit dem besten Willen zur Arbeit findet der Arbeiter nicht mehr zu leben, denn Grundstücke, Capitale, alles haben bereits eine geringe Zahl unbarmherziger Besitzer inne, welche die Werkzeuge zur Arbeit nur mehr solchen Bedingungen leihen, unter welchen selbst ein fleißiger Mensch nicht mehr leben kann.

Folglich widerspricht der wirkliche Ursprung des Eigenthums seinem theoretischen.

Das Ansichreißen der Grundstücke und der Capitale nimmt immer mehr zu Gunsten Einiger und zum Nachtheil Aller zu.

Das sind die beiden Einwendungen unserer Philosophen, auf welche die Antwort in den zwei folgenden Kapiteln zu geben ist. Ich hoffe, daß die Wahrheit diese trügerischen Wolken vernichten wird, so wie die leichten Dünste vor der Sommersonne weichen.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber die Verjährung. Bei geordneten Gesetzen erhält das Besitzthum durch Uebertragung während mehrerer Jahre den ehrenhaften und geheiligten Charakter eines auf Erwerb begründeten Eigenthums, wenn es auch manchmal dem Betrug und der Gewaltthätigkeit seinen Ursprung verdankt.

Ueber den Menschen, welche ihre Güter durch die Arbeit erwerben, giebt es andere, welche die ihrigen durch Gewaltthätigkeiten oder Betrug an sich reißen und diese Thatsache sollte zu

einer Anklage gegen Alle dienen, gegen die, welche gearbeitet haben eben so wie gegen jene, die es nicht thaten? Ein solcher Schluß wäre nicht stichhaltig, was ist in diesem Falle zu thun? Man muß bessere, strengere Gesetze geben, die mit einander mehr im Einklange stehen und zwischen diesen, deren Eigenthumsrecht sich auf die Arbeit zurück führen läßt, und jenen die es unrechtmäßig, gewaltthätig erwerben, unterscheiden. Oder sollte man vielleicht gar auf das Prinzip der Heiligkeit, des Schutzes, des Eigenthums verzichten, weil dasselbe manchmal zu Wiederrechtlichkeiten Anlaß giebt? Auch das Leben des Menschen ist zuweilen bedroht, oft einem wirklichen Angriffe ausgesetzt. Sollte man aber deßhalb den Meuchelmord erlauben, weil man ihn nicht verhindern kann? Es ist gar kein Zweifel, daß sich hie und da unter dem Reichthum dieses oder jenes Namens irgend ein alter, anerkannter oder blos vermutheter Betrug verbirgt, wie wir zuweilen in den lachenden Landschaften Italiens und Spaniens hie und da auf ein Kreuz stoßen, daß die Bewohner der Gegend zur Sühne eines schrecklichen Meuchelmordes hingestellt haben. Das ist allerdings betrübend und verdient mit möglichster Kraft verhindert zu werden. Soll ich aber deßhalb in all diesen schönen Landhäusern und bei all den Leuten, welche sie bewohnen nichts anderes als Meuchelmörder, und in dem Guadalquivir und dem Volturno, welche so anmuthig dahin fließen, nichts als blutige Wellen sehen?

Ihr sprecht von jener Spielhöhle, welche man die Börse nennt, und wo sich colossale Vermögen noch viel schneller als durch die Arbeit bilden und vernichten. Auch dieser Einwurf ist manchmal begründet, aber diejenigen, welche sich daselbst nur selten zeigen, nehmen nur selten Schätze mit sich fort, das, was ihnen der Zufall an einem Tage gewinnen ließ, verlieren sie auch durch ihn, und was die anbelangt, die mit den öffentlichen Papieren einen ernsthaften und gesetzmäßigen Handel treiben, welcher die Arbeit ihres ganzen Lebens vorstellt, so erhebt sie das eigensinnige Glück einen Augenblick und läßt sie im nächsten aus der ganzen Höhe, auf welche es sie in seinen treulosen Armen geführt, herabstürzen. Die einzige Frage ist, ob es in diesem so übel berüchtigten Orte einen rechtmäßigen Handel geben kann, dem die Gesellschaft, Zeit und Mühen zu weihen, gestattet. Aber kann man darüber einen ernstlichen Zweifel aufwerfen? Muß der Staat keine Anleihen machen, wenn er keine Steuern mehr zu fordern hat? Ist es nicht vernunftgemäß, daß er durch diese Anleihe die Zukunft belastet, aus welchen die Zukunft Gewinn ziehen wird, und welchen die Gegenwart nicht ertragen kann? Müssen sich nicht jene ungeheuren Unternehmungen, welche dazu bestimmt sind, die Gestalt der Erde zu verändern und ebenso ungeheure Capitale erfordern, in kleine Theile theilen, welche man Aktien nennt, und deren Ankauf den Capitalisten aller Stufen möglich wird? Ist es nicht nothwendig,

daß man die so getheilten Theile des Anleihens, oder der großen Unternehmungen auf einem öffentlichen Markte kaufen und verkaufen können, wie jede andre Waare? Ist es nicht unvermeidlich, daß die Spekulanten, welche die unendliche Veränderung jener Werthe mit aufmerksamem Auge verfolgen, herbeieilen, wenn sie sinken und hierdurch dazu beitragen, sie weiter in die Höhe zu treiben? Diese Veränderungen nehmen unter schwierigen Zeitumständen häufig zu und rufen das eigentliche Börsenspiel hervor; so wird auch das Getraide in Mißjahren ein Gegenstand gewagter Spekulationen. Wollt Ihr deßhalb den Getraidehandel verbieten? Unterscheidet Ihr nicht denjenigen, welcher einen ernsthaften, nützlichen, fortgesetzten Handel treibt von dem, der ihn nur als ein Spiel ansieht und im Vorübergehen eine Karte besetzt? Könnt Ihr den großen Bankier, welcher dazu beiträgt, den Credit eines Staates zu gründen, nicht von den gewöhnlichen Spekulanten unterscheiden, der sich einen vergänglichen Reichthum vom Zufalle ausbittet? Kömmt derselbe Fall nicht bei allen Arten der Industrie und des Handels vor? Was werdet Ihr von jenem Reichthume an beweglichen Vermögen sagen, der dadurch erworben wird, daß man die Schaaf- und Baumwolle, die Seide webt, Maschinen baut, Schiffe ausrüstet und so die Produkte der anderen Halbkugel holen geht, welche auf der unseren gesucht werden. Werdet Ihr verhindern, daß der vorsichtige Kaufmann nicht darauf bedacht ist, welcher Unterschied des Preises in Europa der Ueberfluß der Ernten in Indien oder Amerika, oder der Krieg dieses Volkes mit jenem hervorbringen könnte? Werdet Ihr verhindern können, daß er in Folge jener Berechnungen nicht große Summen an dem Zucker, an der Wolle, an der Seide gewinne oder verliere. Das ist eine unvermeidliche Bedingung des Handels und die öffentliche Meinung, welche täglich ihre Augen auf den richtet, der so handelt, giebt oder nimmt ihm jene werthvollen Güter, welche strenge genommen, bei weitem mehr als das Glück die wahre Ursache seines Vermögens sind und welche wir Achtung, Ansehen und Credit nennen.

Man spricht von der Erde und von Gewaltthätigkeiten, in Folge welcher sie allmählig in die Hände derer gekommen ist, welche sie besitzen! Es ist allerdings wahr, daß die Gewalt bei dem Ursprunge jeder Gesellschaft mehr als die Gerechtigkeit betheiligt war. Die Menschen haben das Gefühl dessen, was Recht und Unrecht ist, inniger entwickelt. Der Besitz des Bodens zieht alle gleichmäßig an, sie bemächtigen sich seiner und streiten sich heftig um ihn; und übermachen untereinander bis zur Einführung kluger und gerechter Gesetze, diese auf eine so unregelmäßige Weise erworbenen Güter mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit. Mit der Zeit, mit dem Fortschritte der Sitten und der menschlichen Einsicht wird auch die Gesetzgebung vollkommener und das Eigenthum reinigt sich gleichsam durch rechtmäßige und mehr geregelte Formen der Uebermachung. Ist es jemals

einem Sophisten des alten Roms unter der Republik, oder unter der Kaiserzeit, in der Mitte der Verhandlungen, welche sich über das agrarische Gesetz erhoben, eingefallen zu leugnen, daß die römische Erde rechtmäßig ihren Besitzern gehört, weil sie im Anfange der Preis der wirklichen oder erdichteten Räubereien der Genossen des Romulus war? Wer weiß, wie oftmals das Recht nicht selbst in Bezug auf das mit der größten Rechtmäßigkeit erworbene Grundstück verletzt worden ist! Soll man dafür verantwortlich sein, was vor einigen Jahrhunderten die rechtswidrigen Besitzer eines Eigenthums thaten, das man unter den gehörigen Formen von ihm erworben, in dem man ihm den verlangten Preis ausgezahlt hat? Man leugnet offenbar nicht das Recht des Tausches, denn diejenigen sogar, welche das Eigenthum bestreiten und das Geld unterdrücken wollen, gestatten den unmittelbaren Tausch eines Gegenstandes gegen den anderen. Ich habe Schaafe gezogen, Sie haben die Erde bebaut, ich gebe Ihnen ein Schaaf gegen eine gewisse Menge von Getraide: man kann, wenn ich nicht irre, nicht rechtmäßiger handeln. Ich habe im Handel eine Summe beweglichen Vermögens erworben; ich gebe es Ihnen gegen ein gewisses Grundstück. Dieses Grundstück gehört doch nach einer solchen Uebermachung jedenfalls mir. Nun kann aber der ganze Boden eines Landes auf diese Weise von einer Hand in die andere übergehen. Es genügt folglich, daß man unter einer klugen Gesetzgebung 50 Jahre getauscht habe, damit das ganze Eigenthum eines Landes, selbst wenn es durch einen schändlichen Raub begründet worden wäre, sich läutern und durch die rechtmäßigen Formen der Uebermachung selbst rechtmäßig werde.

Ja, antwortet man, aber derjenige, der ein Grundstück abgetreten hat, durfte er es thun, wenn er nicht rechtmäßiger Besitzer war. Er hat es widerrechtlich an sich gezogen, widerrechtlich abgetreten, und nichts weiter.

Die Antwort auf diese Einwendung liegt in dem gesunden Verstande der Nationen, welche alle die Verjährung zugelassen haben. Es ist allgemein anerkannt worden, daß wenn sich irgend ein Gegenstand eine gewisse Zahl von Jahren hindurch in den Händen eines Individuums befunden hat, ohne daß ihm sein Besitz in Streit gestellt worden ist, es ihm auch endlich wirklich gehöre. Geht die Bestreitung während oder die Zurückforderung einer gewissen Zeit von dem gesetzmäßigen Besitzer aus, (das was die Rechtsgelehrten die Unterbrechung der Verjährung nennen), so öffnet die Gesellschaft ihr Ohr, richtet und spricht ihr Urtheil aus. Wenn aber 30 Jahre hindurch keine Einwendung erhoben wurde, so hat die Gesellschaft aus eben so richtigen Gründen, als die, welchen zu Folge sie das Recht des Eigenthums selbst anerkannt hat, erklärt, daß der besessene Gegenstand unwiderruflich von dem Besitzer erworben sei. Das hat die Gesellschaft gethan, weil der lange Besitz eine Vermuthung der Arbeit ist und weil nichts be-

ständig wäre, wenn die Nachforschungen in der Vergangenheit nicht auch ihre Grenzen hätten; denn es wäre keine Uebermachung möglich, kein Tausch könnte stattfinden, wenn man nicht darüber übereingekommen wäre, daß derjenige, welcher einen Gegenstand ohne Widerstand während einer gewissen Zeit inne hat, sie auch übertragen kann. Stellet Euch vor, in was für Einem Zustande die Gesellschaft sich befände, welcher Ankauf sicher, ja möglich wäre, wenn man bis in das 12te oder 13te Jahrhundert zurückgehen und ein Grundstück abstreiten könnte, indem man beweist, daß es ein Lehnsherr seinen Vasallen geraubt, oder einem seiner Günstlinge oder aus seinem Gefolge gegeben, welcher es an ein Mitglied der Gilde, der Kaufleute verkauft, der es wieder von Hand zu Hand bis zu irgend einem mehr oder weniger achtbaren Besitzer gelangen ließ. Es muß einen bestimmten Zeitraum geben, wo das, was ist, schon deshalb, weil es ist, für rechtmäßig und gut erklärt wird, denn denket nur einmal, wie viele Prozesse sonst in der Welt entstehen würden!

In Italien z. B. würden die Ureinwohner zu den Besitzern der Grundstücke sagen: Aber Ihr stammt ja alle, wenn wir nicht irren, von deutschen Freiherren her, von Ghibellinen, die mit den Guelfen genommenen Gütern belohnt worden sind, und Ihr selbst, würde man den Italienern-Guelfen sagen, Ihr seid wahrscheinlich die Soldaten Karl des Großen, welche er mit den Grundstücken der Lombarden belohnt hat, welche diese den Römern genommen, die es unter Eure Colonisten vertheilt haben, nachdem sie es jenen interessanten Auswandern genommen, deren Klagen Virgil so rührend gesungen hat. Und wahrhaftig, wer weiß, ob nicht einer jener Landstriche, welche die Croaten heute den mailändischen Herren streitig machen, jenem armen Meliboeus gehöre, der, da er mit seinen Heerden in die Verbannung zieht, die süße Ruhe des Tetyrus und die Muse, die ihm die Götter vergönnt haben, beneidet. Und was könnte man nicht uns Franzosen über den Ursprung der Güter sagen, welche wir besitzen. Sie wurden von den Römern den Galliern genommen, welche gar selbst sehr stark im Verdacht standen, fremdes Gut an sich gerissen zu haben, mehr als einmal von Cäsar dazu verwendet, die Lasterhaften Roms zu dingen, den Römern von den Barbaren geraubt, und unter diesen Letzteren mehrere Jahrhunderte hindurch allen Ungerechtigkeiten des Lehenwesens unterworfen, den Erstgeborenen mit Ausschluß der Jüngern zuerkannt, geschenkt, wieder abgenommen. Von den Lehensherrn, welche sich oft untereinander durch Betrug die durch Gewalt erworbenen Güter abnahmen, gingen sie endlich unter einer geordneteren Gesetzgebung, welche unsere Könige gemacht hatten, in ein achtbares Eigenthum über. Da bricht plötzlich die französische Revolution aus, stürzt nochmals alle Verhältnisse um, indem sie den Söhnen jener Lehensherrn den Kopf abschlägt, ihre Güter einzieht, weil sie vor dem Schaffot fliehen, der Geistlichkeit ihre herrlichen

Herrschaften abnimmt, welche diese selbst den von Gewissenbissen gepeinigten Sterblichen zu entlocken wußten, und giebt alle diese Besitzungen dem Ersten besten und um welchen Preis? um ein so niederes Papier, daß eine Summe, welche hinreichte, ein Gut zu bezahlen, den Unterhalt für eine Familie kaum für einige Tage bestritten hätte. Giebt es nach solchen Erinnerungen auch nur einen einzigen französischen Eigenthümer, der mit ruhigem Gewissen sterben kann?

Was soll man von den Spaniern sagen, welche den Grund den sie den Arabern, die Araber den Gothen, die Gothen den Römern, die Römer den Einwohnern des alten Iliriens genommen haben, so schlecht bepflanzen? Was soll man von den Türken sagen, welche die Griechen beraubten, die wieder die schönen Ufer des Bosphorus von ich weiß nicht wem genommen? Welches Urtheil soll man selbst über Amerika fällen? Da würde, wenn man dem Anscheine trauen wollte, gewiß der Ursprung aufzufinden sein, denn die Colonisten, welche nichts als ihre Arme, einige Ackerwerkzeuge und aus Europa mitgebrachte Lebensmittel besaßen, griffen die Urwälder an, die von Niemand anderem als Affen, Papageien und Schlangen bewohnt sind. Aber wer soll das glauben, sogar diese haben sich widerrechtlich derselben bemächtigt, denn die Nordamerikaner, welche ihnen die Urwälder abgetreten haben, haben sie den armen Indianern genommen, ohne sich auf einen anderen Rechtstitel zu stützen, als auf die Laune, die sie vor zwei Jahrhunderten befiel, England in Folge von religiösen Streitigkeiten zu verlassen. Was soll man nun noch denken, wenn sogar Amerika nichts weiter als der Schauplatz von widerrechtlichen gewaltthätigen Handlungen ist.

Reden wir ernsthaft, selbst wenn wir auf jene thörichten Einwürfe eingehen. Um zu arbeiten, muß man sich zuerst der Materialien seiner Arbeit bemächtigen, d. h. der Erde, jenes unentbehrlichen Stoffes zur Arbeit des Landmanns, folglich ist die Besitzergreifung die erste, die Arbeit die zweite Thatsache. Der Akt der Besitzergreifung ist in den Anfangen der Geschichte, der meisten Völker mehr oder weniger gewaltthätig. Nach und nach finden regelmäßigere Uebermachungen des Eigenthums durch den Tausch statt. So vertauscht man einen Theil eines Gutes gegen die rechtmäßige Frucht der Arbeit eines Andern. Um diesen Tausch sicher zu machen, nimmt man an, daß alles Eigenthum, welches während 30 Jahren in denselben Händen ohne Widerruf verblieben ist, rechtmäßig dahin gehört, oder wenigstens durch die Arbeit gleichsam zu einem rechtmäßigen Besitze erhoben worden ist. Die Grundstücke, welche so unter einer festen Gesetzgebung fast fortwährend von einer Hand in die andere übertragen worden, stellen ein rechtmäßiges Eigenthum vor, das in keine Hand gelangen, ohne nicht gegen einen gleich hohen Werth ausgetauscht zu werden. Es bedarf blos eines einzigen Aktes der Uebertragung um einen

von allen gleich achtbaren Besitz herzustellen, und in den meisten Fällen wechseln die unbeweglichen Güter in 100 Jahren schon mehrmals ihre Besitzer. Die civilisirte Welt ist folglich keine Schaubühne gewaltthätiger Eingriffe in die Rechte Anderer und ich werde noch, um die Gewissen französischer Besitzer zu beruhigen, hinzufügen, daß der Grundbesitz in Frankreich trotz der Barbarei des Lehenwesens, trotz den Umwälzungen im Jahre 1789, und zwar für den größten Theil des Landes sich auf den reinsten Ursprung zurückführen läßt. Die Felder, welche die Römer den Galliern genommen haben, waren unbedeutend, denn der Boden war damals noch nicht bebaut und glich jenen Waldestheilen, welche die Amerikaner heute an die Europäer abtreten. Die Barbaren fanden fast dieselben Zustände. Die Urbarmachung hat aber eigentlich erst in den nachfolgenden Jahrhunderten und unter der Herrschaft des Lehenwesens begonnen und wurde fast ohne Unterbrechung fortgesetzt, wie dies der Ausdruck: roture beweist, welcher von dem lateinischen Worte ruptura herkömmt, und jedem Grundbesitze verliehen wurde, der erst durch die Arbeit der Urbarmachung entstanden ist. Aller Grundbesitz der Bauern stammt folglich von der achtbarsten Arbeit her und die so erworbenen Grundstücke nehmen bei Weitem den größten Theil des Landes ein, denn die meisten Besitzungen, welche später adliche Lehen wurden, weil sie bei einer adlichen Familie verblieben, fingen damit an ein Bauernlehen zu sein. Hierauf schließt sich die Zeit an, wo vortreffliche Gesetze unter den Königen die Uebertragung des Eigenthums regeln und wenn der Handel Grundeigenthum erwerben wollte, so mußte er den adlichen oder bürgerlichen Landbesitzern ihren Werth in klingenden Gulden ersetzen. Wir Franzosen können also mit aller Gewissensruhe unsere Grundstücke besitzen, selbst wenn wir zu den Käufern der Nationalgüter gehörten, denn im Grunde genommen zahlte man auch diese mit dem Gelde, das der Staat allen gab, das jeder gezwungen war, von seinen Gläubigern anzunehmen und endlich hat ja die Restauration durch jene 800 Millionen auch die letzten Bedenklichkeiten gehoben. Wir können also ruhig schlafen, so wie auch unsre Kinder nach uns.

Vierzehntes Kapitel.

Ueber unrechtmäßige Besitzergreifung in Folge von Ausdehnung des Eigenthumsrechtes. Die fortwährend steigende Ausdehnung des Eigenthumsrechts bedingt nicht nur nicht das gewaltsame Anschreißen, sondern trägt vielmehr mächtig dazu bei, die Gesammtheit des Besitzes mit dem Bedürfnisse des Menschen in Einklang zu bringen und dem Ertrage der Arbeit zugänglich zu machen. Das Eigenthumsrecht civilisirt die Welt, anstatt sich die Obergewalt über dieselbe anzumaßen.

Die wahre Quelle jedes Eigenthums ist also die Arbeit, und wenn es diese Quelle nicht vom ersten Anfange hat, so erwirkt es dieselbe, nachdem gesetzmäßige Uebertragungen einige Zeit hin-

durch stattgefunden haben. Das geben wir noch allenfalls zu, sagen die Gegner des Eigenthums, aber daraus folgt nichts destoweniger, daß am Ende nach mehreren Jahrhunderten alles, Grundstücke, Capitale, kurz alle Werkzeuge zur Arbeit bereits im Besitz sind, und daß diejenigen welche zuletzt kommen nicht wissen, was sie beginnen oder wo sie Platz nehmen sollen. Ich trete in diese Welt ein, sagt ein Oekonomist unserer Zeit, nachdem durch mehrere Jahrtausende hindurch mehr oder minder rechtmäßige Uebertragungen stattgefunden haben. Ich finde Alles in den Händen der Eigenthümer der Grundstücke oder der Capitale. Will ich das Land bebauen, so stoße ich überall an Mauern und Zäune, die mich aufhalten und mir so beweisen, daß der Acker, den ich gern bebaut haben würde, einem Anderen gehört. Wenn ich auf eine andere Weise arbeiten will, z. B. Holz sägen oder hobeln, Hanf spinnen oder Eisen feilen will, so finde ich das Holz, den Hanf, das Eisen, endlich die Capitale in geizigen Händen, die sie mir unmöglich machen, da sie mir keinen Credit geben, oder so hohe Zinsen verlangen, daß mir nach ihrer Tilgung nichts zum Leben übrig bliebe. Was soll ich thun? Die ganze Welt, der Himmel, die Erde, das Wasser — ist nicht Alles im Besitz von eigensüchtigen und habgierigen Besitzern?

Auch diese Einwendung ist nicht viel ernsthafter als die frühere. Ihr kommt wirklich, ich gestehe es, etwas spät zur Welt; die meisten Plätze sind bereits gewonnen und wenn ich das Beispiel Cicero's weiter ausführen will, welcher das Eigenthum mit einem Theater vergleicht, wo bereits alle Sitze besetzt sind, so werde ich Euch folgende Antwort geben: Die Besitzer dieses Theaters sind wahrhaftig unartige Leute, um nicht auch Euch einen Platz vorbehalten zu haben. Aber wäret Ihr deshalb viel glücklicher, wenn das Theater gar nicht bestände? Es besteht, das weiß ich, und es verursacht Euch ein Leiden, dessentwillen ich an Eurer Lage Antheil nehme. Das ist die Mißstimmung in dem Gedanken, daß Andere sich ohne Euch unterhalten. Aber die Eigenthümer hätten, ich wiederhole es, dieses Theater gar nicht erbauen und Eure Lage würde doch nicht besser sein können, und wenn sie übrigens noch dazu geneigt sind, Euch in dieses Theater den Eintritt zu gestatten, unter der Bedingung von einigen Diensten von Eurer Seite, darf man sagen, daß sie zu viel fordern?

Ihr werdet sehen, daß sich diese Antwort sehr gut auf das Eigenthum anwenden läßt. Ihr tretet in eine bereits sehr civilisirte Gesellschaft ein, wo die Erde mit Eigenthümern wahrhaftig bedeckt, aber wo sie auch zu gleicher Zeit sehr gut bebaut ist und hundertfach mehr trägt, als in früheren Zeiten, wo die verschiedensten, kunstreichsten Maschinen der Arbeit eine 40fach größere Schnelligkeit verschafft haben, und tausendfältig zahlreichere und billigere Produkte; wo nur Raum genug ist, damit sich 36 Millionen Menschen statt wie früher 4 oder 5 ernähren, bekleiden, kurz leben können: gesteht

werthe Irrlehren, das Blut ihrer Mitbürger vergossen haben; die Einen mehr, die Andern weniger böswillig und der größte Theil ohne zu erwägen, wessen sie sich schuldig machen. Es handelt sich jetzt darum, ihnen irgendwo ein neues Dasein zu gründen. Ich frage jetzt im Ernst, denn das Unglück, das sie sich selbst zugezogen und verursacht haben durch den Mord so vieler redlichen Familienväter, läßt keinen Scherz zu; — ich frage im Ernst, ob sie selbst es nicht für die grausamste Behandlung halten würden, wenn man sie nach den Urwäldern Amerika's führen oder auf den Inseln Australien's aussetzen würde, ohne ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich daselbst niederzulassen und zu leben und ob die glückliche Fähigkeit der Wilden, die ganze Natur ausbeuten zu können, nicht für sie das schrecklichste Elend wäre. Sie hätten ein Recht zu solcher Behauptung und Frankreich wäre grausam, wenn es daran denken könnte, sie so zu behandeln.

Aber, wird man mir sagen, darin liegt nichts Außerordentliches. Wenn die Unglücklichen, von welchen wir hier reden, die Erziehung der Wilden Australiens genossen hätten, könnten sie, wie diese, vom Fischfang oder von der Jagd leben. Da ihnen aber eine andere ertheilt worden ist, so muß man wohl auf diesen Unterschied Rücksicht nehmen. Was nennt man diesen Unterschied der Erziehung, auf welche man Rücksicht nehmen muß? Die Gesellschaft hat sie Brod statt wilden Wurzeln, und weißes und gekochtes statt schwarzen und rohen Fleisches essen gelehrt; sie hat sie daran gewöhnt, sich in Tüchern statt in Fellen oder in Federn zu kleiden, sich der Feile und des Grabstichels statt des Bogens und der Pfeile zu bedienen; kurz — die Gesellschaft hat sie, trotz ihres Unglücks in einem Zustande leben gemacht, der dem der Wilden bei weitem vorzuziehen ist, obgleich man ihn für sie in Anspruch nehmen zu wollen scheint, der aber für sie ein schreckliches Elend enthielte. Es giebt freilich in dieser zusammengesetzten Gesellschaft, wo die Verschiebung der geringsten Feder die größten Störungen herbeiführt, Augenblicke, Krisen, wo es gewissen Klassen an allem fehlt, und man ihnen schlechterdings zu Hilfe eilen muß. Dieser Meinung sind auch wir, denn wir haben nicht das Herz von Eisen, weil wir einen gesunden Verstand haben; man muß ihnen, sage ich, zu Hilfe eilen, aber nicht im Namen der Zurückerstattung, sondern im Namen der Brüderlichkeit, jener so schönen Tugend, wenn man es aufrichtig mit ihr meint. Aber die Gesellschaft hat ihnen nichts genommen, wenn sie ihnen den primitiven Ueberfluß entzogen, denn dieser Ueberfluß erfüllt noch heute drei Viertheile der Weltkugel und sie würden es wie einen Meuchelmord ansehen, wenn man die Unmenschlichkeit hätte, sie in einer dieser Gegenden auszusetzen. Diese angebliche Besitznahme der ganzen Welt ist folglich ein thörichtes Mährchen, denn worin würde sie eigentlich bestehen? In der Usurpation der beweglichen Gegenstände, wie Maschinen, Werkzeuge, Urstoffe, Saamen, Lebensmittel und

Geld, kurz in allem dem, was man das Capital nennt, jenes barbarische Capital, das nicht anders an der Arbeit Theil nehmen will, als unter übermäßig hohen Zinsen. Aber dieses bewegliche Vermögen bestand früher nicht, aber diese Maschinen, diese Werkzeuge, diese Baulichkeiten, diese Urstoffe, diese Körnerfrüchte, dieses Geld, alles das bestand gar nicht vor jenen verbrecherischen Generationen, die Ihr in Anklagestand versetzt. Es ist nur durch sie entstanden, durch ihre ausdauernde und anhaltende Arbeit. Wenn sie den Grund inne haben und ihn sicherer bezahlen lassen, so haben sie in den Augen der Moral vielleicht Unrecht, aber vom Gesichtspunkte des strengen Rechtes können sie damit handeln, wie sie wollen, da sie ihn geschaffen haben, und wenn Ihr nöthig habt, daß sie Euch dieses bewegliche Eigenthum leihen, wenn Ihr folglich von ihnen aus was immer für einen Grund abhängt, so hängen auch sie wieder von Euch ab, denn sie bedürfen Eurer Arme, um ihre Capitale geltend zu machen, widrigenfalls dieselben in ihren unbeschäftigten Händen allen Werth einbüßten. Die Abhängigkeit ist folglich eine wechselseitige; zwei Bedürfnisse stehen sich noch einander gegenüber; Ihr müßt arbeiten und sie müssen eine Anwendung ihrer Capitalien finden. Welches dieser beiden Bedürfnisse wird dem andern ein Gesetz auferlegen? Das hängt vom Augenblicke ab. In ruhigen Zeiten, wenn die Capitalien feiern, werdet Ihr das Gesetz sein, verbergen sie sich aber oder fehlen sie, so kommt Eure Reihe und Ihr zahlt das Geld theurer. Wißt Ihr aber einstweilen alles Uebel, welches Euch die aufeinander folgenden Generationen dieser Verbrechen durch Vermehrung der Capitale verursacht hat? Sie haben es gemacht, daß das Geld, welches zwölf oder fünfzehn Procente werth war, bei den Römern vierzig Procent, 10—12 im Mittelalter, 6 und 7 im 18ten Jahrhunderte, heut in ruhigen Tagen 3—4 trägt und in schwierigen 5—6. Da nun aber das Interesse der genaue und einzige Ausdruck der Schwierigkeit ist, mit der man sich Capitale verschafft, so ist dadurch bewiesen, daß die Generationen, welche vor uns waren und welche die Masse des gegenwärtigen Eigenthums erschaffen haben, durch jene fluchwürdige Folge von Widerrechtlichkeiten, wie Ihr Euch ausdrückt, Euch nur den Erwerb aller Gegenstände leichter gemacht haben. Aber man wird selbst zu 5, 6 oder 7 Procenten einem armen Arbeiter ohne Credit nichts leihen. Das ist auch wahr, ich bedaure es, und ich gehe auf alle Plane ein, die ihm dieses erleichtern können. Aber vor einigen Jahrhunderten war ihm dieses noch viel schwieriger.

Man kann folglich in Bezug des beweglichen Vermögens von keinem rechtswidrigen Erwerbe desselben reden, weil es vor jenen Generationen, über welche man sich beklagt, gar nicht bestanden und erst durch diese geschaffen worden ist. Verhält es sich vielleicht anders mit der Erde, die sie nicht geschaffen, unter der Sonne liegen gefunden und auf welcher sie sich niedergelassen

haben, was Euch ein Dorn im Auge ist, weil Ihr zuletzt gekommen seid, und die besten Aecker im Besitz findet. Wir wollen auch diese Thatsache erläutern. Da die Oberfläche der Erde unentbehrlich ist, um die natürlichen Kräfte der Luft, des Wassers und der Sonne an der Erzeugung der Nahrungsmittel Theil nehmen zu lassen, behauptet man, es finde da eine lästige Innehabung der Oberfläche zu Gunsten Einiger, und zum Nachtheil Aller statt. Zuerst werde ich den Erfindern dieser Einwendung zurufen: Wie wollt Ihr denn, daß man es anfangen soll, wenn es kein anderes Mittel giebt, die Erde zu bebauen, als sich auf ihr niederzulassen, sie zu bearbeiten, zu umzäunen und vor jedem Vorübergehenden in Schutz zu nehmen. Wenn die Gesellschaft kein anderes Mittel besitzt, die Colonisten zur Niederlassung zu bewegen, ist sie dann schuldig, weil sie ihnen ein solches Vorrecht verliehen hat? Und Ihr, Ihr letzten Ankömmlinge, die Ihr Euch darüber beklagt, daß man schon alle Plätze unter der Sonne besetzt hat, wenn man Euch Grundstücke anweisen würde ohne der Zusicherung, daß Ihr sie behalten könntet — würdet Ihr sie wohl nehmen? Die vielen Tausend Deutschen, Schweizer und Basken, welche alle Jahre auswandern, um nach den Ufern des Mississippi zu ziehen, um daselbst unbebaute Felder urbar zu machen, würden sie wohl dahin gehen, wenn sie dort nicht rechtmäßiger Besitzer auf immer werden möchten? Was soll man also thun, wenn man diese Erde nicht anders bebauen kann, als wenn man sie besitzt, da ihre Oberfläche nur die nothwendige Grundlage aller Arbeiten ist, deren langsame Aufeinanderhäufung fast ihren ganzen Werth bildet. Wollt Ihr ein Beispiel? Geht nach Holland, und seht diese großen und fetten Triften, auf welchen jene kräftigen Kälber weiden; — Ihr würdet Euch sehr irren, wenn Ihr meintet die Natur habe diesen gesunden und reichen Boden hervorgebracht. Steckt Euren Stock in die Erde und Ihr werdet drei oder vier Fuß tief unfruchtbaren Sand finden; dieses dichte Gras, das sich in Milch und Käse verwandelt, und welches unter dieser Form die ganze weite Welt durchreist, ist durch einen ganz künstlichen Dünger erzeugt. Mittelst eines Dammes, den man aus Zweigen von Trauerweiden bildet, hat man einen Theil des herbeigespielten Sandes zurückgehalten; der Schlamm, welcher durch die Ebbe und Fluth angehäuft wurde, hat selbst zu der Festigkeit des Dammes beigetragen. Nachdem man diesen Sand dem Wasser des Meeres entrissen hat, macht man ihn nur mehr dem Wasser des Himmels oder der Flüsse zugänglich und entzieht ihm so nach und nach seine Salztheile. Aus diesem Sande ist das Gras hervorgesprossen, freilich nicht kräftiges anfangs, und von mehr schilf- als grasartiger Natur. Man trieb Kühe darauf, ließ ihren befruchtenden Dünger sich ansammeln, und gelangte so endlich dahin, einen künstlichen überaus fruchtbaren Boden zu schaffen. Was hat der Staat dazu hergegeben? Einen Theil des Meergrundes. Auf diesem Grunde hat jeder Landbauer

eine pflanzertragende Bodenlage und das prächtige Grün, das Euer Auge entzückt, hervorgerufen. Was haltet Ihr für besser? Hätte man diese reichen, fetten Triften lieber gar nicht schaffen sollen, als jenen Raub am Meere und den zukünftigen Generationen auszuführen? Auch hier findet das Beispiel vom Theater des Cicero Platz. Alle Plätze darin sind besetzt, und hierauf antworte ich: Wäre es besser gewesen, daß dieses Theater gar nicht bestanden hätte?

Meiner Meinung nach ist übrigens schon die Nothwendigkeit ein triftiger Grund. Die Nothwendigkeit zwingt dazu, die Oberfläche der Erde denen zu überlassen, welche sie bebauen wollen, damit sie eben einen Grund haben, dieser Bebauung ihre Kräfte zu weihen. Muß man aber da nicht der unwiderstehlichen Natur der Dinge weichen?

Es giebt freilich ein Auskunftsmittel! Der Staat könnte sich ja das Besitzthum der Landstücke vorbehalten, und sie nur dem Ackerbauer in Pacht geben, sei es für eine gewisse Reihe von Jahren, sei es lebenslänglich, das ist die Einziehung aller Güter, jene ganz neue Verbesserungen unserer bewundernswürdigen Erfinder! Soll ich denn nochmals wiederholen, was schon die Oeconomisten des vergangenen Jahrhunderts gesagt haben: Daß die Güter, die zur todten Hand gehören, den Ackerbau verhindern, und die Erde nur dann mit Sorgfalt angebaut wird, wenn sie ein Privateigenthum wird? Alle kamen dahin überein, daß nur dann der Mensch seine Sorgfalt, seine Zeit, sein ganzes Leben dem Erdboden zuwenden würde, wenn er nicht bloß dessen Bebauer sondern auch sein Besitzer wird, und ist er nur Eigenthümer, ohne selbst Landbauer zu sein — seine Capitalien, die Ländereien der damaligen Geistlichkeit, sagten sie ferner, geben heut zu Tage das an Abgaben allein, was sie zu jener Zeit an Pachtzins eintrugen, ernähren noch obendrein Lehensherr und Pächter, und bieten den Anblick einer regen Thätigkeit dar, während ihr Anbau zu jener Zeit mit Nachlässigkeit und betrübender Trägheit geschah. Und setzen wir nun einmal den Fall, daß das ganze Besitzthum Frankreichs zur todten Hand gehörte, wäre damit das Loos des Ackerbauenden gebessert? Nein, es wäre unendlich trauriger, denn er sänke dann vom freien Menschen zum Sclaven herab. Würde man ihm nicht für Benutzung eines Landstücks einen Pachtzins abfordern? Würde man ihm dasselbe unentgeltlich übergeben? Aber dann gälte ja dieses selbe Grundstück, das jetzt urbar gemacht, mit Arbeiten, die Jahrhunderte erfordert haben, bedeckt, und in keinem Vergleich mit unbebautem Lande steht, was seinen Werth betrifft, ebenso viel als jenes letztere, das heißt Nichts? Und mit welchem Vorrechte würde man diesem die schönen Weinberge an den Ufern der Gironde, jenem die unfruchtbaren Sandebenen des Landes zuertheilen wollen? Etwa, weil er sich zuerst gemeldet hat, oder weil er geschickter im Arbeiten, tapfererer Soldat ist als die Andern?

Um sich zuerst zu melden, brauchte man folglich bloß die möglichste Eile anzuwenden! Wer der Geschickteste sei, würde der Herr Bürgermeister entscheiden?! Und für Tapferkeit des Soldaten wäre wohl eine ins große Schuldbuch eingetragene Pension, die beste Belohnung, da sie sich nach dem Grade, dem Alter, den geleisteten Diensten regeln läßt! Wie wäre es übrigens thunlich, einer Klasse die Werkzeuge ihrer Arbeit unentgeltlich zu liefern, während alle anderen sie sich mit Geld verschaffen müßten? Könnte man den Spinnern, Webern, Schmieden die zu Ausübung ihres Handwerks nöthigen Gebäude liefern? Das wäre ja eine unerträgliche Ungleichheit und der Staat müßte, um sich diesem Vorwurfe nicht auszusetzen, und wenn er das Besitzthum allen bebauten Landes in Händen hat, sie in Pacht geben, wie er es mit allen ihm zugehörigen Besitzthümern macht. Gäbe es dann aber einen Unterschied zwischen einem Menschen, der vom Staate ein Stück Land in Pacht nimmt, und einem, der Pächter von einem Privatmanne ist? Worin bestünde denn der Vortheil, eine Abhängigkeit mit der andern vertauscht zu haben? Und seht nur hin, was für ein Vortheil daraus entspringt! Ihr werdet selbst urtheilen können!

In der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, wie sie von der Natur und nicht von Aftergelehrten hergestellt ist, kommt der Pächter zum Eigenthümer und verhandelt frei und ohne Zwang mit diesem. Er berechnet den Werth der Lebensmittel und bietet seinen Preis. Der Eigenthümer berechnet den Werth des liegenden Grundes, und fordert einen höheren. Sie unterhandeln darüber, einigen sich und setzen einen Preis fest, der jenen hoffen läßt, von seiner Arbeit Nutzen zu ziehen, der diesem die Interessen des Capitals zusichert. Wäre hingegen der Staat Eigenthümer, dann würde sich folgendes ereignen: Er hat kein Richtmaß für den Ertrag des Grundstücks, das er in freiwilligen Pacht geben will, er setzt also einen Zins fest, wie er einen Gehalt aussetzt, einen Zins, der sich nach Gutdünken der herrschenden Parthei richtet. Bald würde man nicht hoch genug, bald zu theuer verpachten; die Verpachtungen würden mit Unbilligkeit geschehen, würden in der Höhe der Pachtsumme abwechseln wie die Besoldungen. Das aber greift die Lebensader Aller an, und gar bald wäre die Republik auf das Grausamste zerfleischt! Worum anders handelte es sich in der That bei den Römern zu der Zeit der Gracchen? Es war keineswegs von einer allgemeinen Theilung der Güter die Rede, sondern von der einiger Grundstücke. Diese Ländereien waren seit kürzerer oder längerer Zeit erobert, und den Senatoren oder Rittern zu Preisen in Pacht gegeben worden, welche nach den öffentlichen Meinungen nicht im Verhältnisse mit deren Ertrag standen. Man verlangte nun sofortige Theilung dieser Besitzthümer unter diejenigen Mitbürger, welche als Kämpfer zu ihrer Eroberung mitgewirkt hatten. Dies war für Rom eine Lebensfrage, sie wurde nicht gelöst, an ihr ging Rom unter, denn alle jene ehrgeizigen Nachkommen der Gracchen

bedienten sich desselben Vorwandes zur Erreichung ihrer treulosen Pläne. Habt Ihr denn nicht genug mit den schon bestehenden Mitteln und Wegen, Euch die Obermacht streitig zu machen? Wollt Ihr denn noch ein Neues hinzufügen, ein viel feurigeres, viel dringenderes, dasjenige Heer des ganzen Grundbodens in einem Lande zu sein, was es auch kosten mag? Mögen diese Grundstücke unentgeltlich in Pacht gegeben sein, möge ein Zins dafür erhoben werden — es ist gleich — in diesem wie in jenem Falle würde man sich gegenseitig hinschlachten, in jenem, um diese Ländereien in Pacht zu erhalten, in diesem, um sie zu einem niedrigeren Preise zu haben: in beiden Fällen wäre jedoch niemals eine Spur von Gerechtigkeit zu finden. Das alles würde der Laune der Partheien anheim gegeben sein.

Alle diese Neuerungen sind also weiter nichts als veraltete Irrthümer der Völker. Ihr Urtheil ist schon seit langer Zeit gefällt, der Bannspruch ist über sie ausgesprochen, denn man hat ihre Ausführung hie und da, nur ein einziges Mal und nur kurze Zeit, versucht. Daß der Staat Grundbesitzer des Landes sei und es an Privatpersonen in Abtheilungen in Pacht gebe, ist nichts weniger als eine neue Einrichtung, deren Verdienst man erst späterhin würdigen könnte. Schon die römische Geschichte, so wie die aller europäischen Staaten giebt ein solch umfassendes Beispiel, daß selbst die Kinder über den Gehalt dieser Einrichtung urtheilen könnten. Land und Capital müssen Privateigenthum bleiben, das hat die Zeit, das hat die Vernunft gelehrt, und alle Welt erkennt diese Wahrheit an. Unter dieser Bedingung nur ist das Besitzthum unaufhörlicher Verbesserungen fähig. Kann es, wie jeder andere Gegenstand, frei und ohne Zwang verkauft, gekauft, verliehen, in Pacht genommen werden, dann findet sich ein Käufer, ein Pächter, ein Verkäufer, ein Pachtgeber dafür, der dasselbe in seinem wahren Preise erhält. Und dieser Preis ist eben so reell als der für das Getraide, für das Eisen, für die Kleidung, denn er geht aus dem gezwungenen Abwägen des Interesses zwischen Käufer und Verkäufer hervor. Nur dann ist der Ackerbau eine freie, unbeschränkte Beschäftigung, eben so frei und unbeschränkt als alle anderen Handwerke. Man verlangt einen Pacht, ohne dem Spiele der Gunst ausgesetzt zu sein, man braucht nicht zu fürchten, seiner beraubt zu werden, wenn es der gerade herrschenden Parthei so beliebt; die Nebenbuhlerschaft der Obermacht, schon zu heftig, wird von einem tief eindringenden Stachel, dem Hunger, der aus einem Kampfe mit ihr ein Streiter auf Leben und Tod machen würde, befreit.

Es folgt hieraus die Nothwendigkeit, die Oberfläche der Erde demjenigen als völliges Besitzthum zuzutheilen, der sie urbar macht. Hat der Mensch sein Besitzthum so begründet, dann muß es ihm freistehen, dasselbe zu verkaufen oder zu verpachten. Er muß es wie ein jedes andere Werkzeug der menschlichen Arbeit ansehen können, d. h. er muß es verkaufen, kaufen, verpachten können, ganz

nach Willen und Belieben des Besitzers und dessen, der in den Besitz zu treten wünscht. Auf diese Weise aber, d. h. wenn die ganze Oberfläche in Beschlag genommen, wenn ihr Besitz auf ewige Zeiten zugesagt wäre, sind die zuletzt Gekommenen der Gefahr ausgesetzt, eines Tages keinen Platz mehr zu finden. Dies könnte man mir entgegnen. Die Gefahr ist allerdings groß und dringend, denn die Erde bevölkert sich unaufhörlich mit Ansiedlern, die vor Begierde brennen, sich eines Stück Landes zu bemächtigen. Gar bald werden Nord- und Südamerika von einem Pole bis zum andern, Indien vom Himmalaya bis zum Cap Comorin, China von der großen Mauer bis zum Kanal Formosa, Afrika vom Atlas bis zum Tafelgebirge, Madagascar, Australien, Neu-Seeland, Neu-Guinna, die Molukken-, Celebesinseln und Philippinen, und alle anderen Inseln der Welt, gar bald, sage ich, werden alle diese Theile der Erde mit Landbebauern bedeckt sein, die wie ein Zug Heuschrecken plötzlich die Länder überziehen, und unsere Nachkommen werden sich verdammt sehen, die Hände müssig in den Schooß zu legen, denn die ganze Welt wird besetzt sein.

Ein Wort denen, die vor dieser großen Gefahr erschreckt zurückbeben.

Die Steinkohle z. B., die heutzutage die Quelle aller Bewegungskraft ausmacht, giebt zu anderen Bedenklichkeiten Anlaß. Einige Ingenieure waren der Meinung, daß es deren genug für Jahrtausende auf der Erde gäbe; andere hingegen behaupteten, daß der Vorrath höchstens für hundert Jahre genügen werde.

Sollen wir etwa vom Gebrauche derselben abstehen aus Furcht daß unsere Nachkommen daran Mangel leiden werden? Was würdet Ihr wohl von der Menschheit urtheilen, wenn sie diese Schätze, die die Dampf- und Stoßkraft uns darbietet unangetastet ließe, aus Furcht, daß dieselben sich über lang oder kurz erschöpfen könnten? Fast alles Holz unserer Wälder ist verbraucht; — sind wir deshalb ohne Heizmaterial geblieben? Ebenso übertrieben wäre die Furcht, das Prinzip des Grundeigenthums nicht zuzulassen, weil eines Tages die Oberfläche der Erde gänzlich in Besitz genommen wäre. Beruhigen wir uns nur. In den meisten Ländern Europas, ist in den einen der vierte, in den andern der zehnte Theil des Bodens noch unbebaut geblieben, und von dem ganzen Erdballe ist kaum der tausendste Theil urbar gemacht. Kein einziges der bisher gekannten, bedeutenden Völker ist bei seinem Untergange dahin gelangt, mehr als einen sehr kleinen Theil seines Landes in bebautem Zustande zu hinterlassen. Sie haben die Perioden der Kindheit, des reifenden Greisenalters durchgemacht, haben Zeit gehabt, alle zum Bestehen erforderlichen Eigenschaften zu verlieren, Charakter, Genie, staatliche Einrichtungen, aber sie hatten die vollständige Bebauung ihres Landes nicht nur nicht vollendet, sondern sie hatten sogar nur wenig Fortschritte darin gemacht. Für sie war die Erde eine Frucht, die sie, kaum zum Munde gebracht, ihren Händen ent-

fallen ließen. Ich bin der Meinung, daß das Menschengeschlecht in derselben Weise stets verfahren dürfte. Alles nimmt einmal ein Ende, Bedeutendes wie Unbedeutendes, die Planeten wie die anderen Welten, so glaube ich, denn ich glaube an die von Gott gegebenen Gesetze. Menschen treten ins Leben und sterben, so auch ganze Nationen. Das ganze Weltall ist diesem unabänderlichen Gesetze unterworfen, Groß und Klein, vom unendlich kleinen Wesen, dessen Körper wir nur vermittelst starker Vergrößerungsgläser wahrnehmen können, und dessen Leben nicht länger dauert als eines unserer flüchtigsten Gefühle, bis zu jenen Ungeheuern, deren Umfang, mit unserer Natur verglichen, uns colossal erscheint; mit dem Unterschiede, daß ihnen längere oder kürzere Lebensdauer von Gott zugemessen ist. Nun wohlan! Auch an die Himmelskörper kommt die Reihe des Vergehens; sie haben tausendmal längere Zeit als die einzelnen Individuen, als ganze Nationen bestanden, aber sie werden untergehen, sei es, daß sie erkalten, nichts weiter als ein Eisblock, auf dem das Leben unmöglich sein wird, sei es, daß irgend ein Comet, — ein Attila oder Tamerlan der Sternenwelt, sie auf seiner Bahn begegnete und zertrümmerte. Und da wir uns nun einmal im Reiche der Hirngespinnste in Folge der heut zu Tage aufgetauchten Utopieen versetzt finden, so erlaubt mir nur noch, Euch, die Ihr so sehr bekümmert darüber seid, daß der Tag kommen dürfte, wo es keinen Platz mehr für den neuankommenden Landbebauer auf Erden geben werde, folgende Worte zuzurufen: Das Menschengeschlecht wird es mit dem von ihm bewohnten Planeten machen, wie die Griechen in dem Archipelagus, wie die Römer in dem mittelländischen Meere, und es wird untergehen, erkaltet oder zermalmt, noch ehe es auch nur die Hälfte des Erdbodens bebaut hat. Auch ihm wird die Frucht, noch ehe es dieselbe zu Munde gebracht hat, entfallen.

Und endlich noch einen Grund zu Eurer Beruhigung. Der Raum thut nichts. Sehen wir nicht Menschen nur mit Schwierigkeit ihren Lebensunterhalt erringen, ob sie gleich große Länderstrecken zu ihrer Verfügung haben, während andere im Ueberflusse leben, und doch sehr zusammengedrängt wohnen? Ein Stück Landes in England oder Flandern nährt hundert Mal mehr Bewohner als ein ebensogroßes in den Sandsteppen Polens oder Rußlands. Der Mensch trägt die Fruchtbarkeit des Bodens gleichsam in sich; mit seinem Erscheinen erwächst das Gras, keimt das Korn. Er besitzt seine Person und sein Vieh, und überall, wo er sich niederläßt, befruchtet er den Boden. Geht doch in die Sandebenen der Landes oder Preußens; erblickt Ihr erst dichte Stellen in den Fichtenwäldern, Erdfrüchte auf diesen lichten Stellen gepflanzt, dann steigt sicherlich nicht weit davon Rauch aus den Hütten eines Dorfes. Ist dieses Dorf bedeutend, ist es ein Marktflecken, dann ist auch das Feld ringsherum besser bebaut, fruchtbarer, und seine Früchte sind vorzüglicher. Ist der Mensch einmal gezwungen, auf einem

ihm zugewiesenen Stücke Erde zu leben, und sich darauf zu beschränken, — was er freiwillig thut, weil er sich nicht gern von seinem Wohnplatze entfernt, — so wird er auf demselben Stücke Landes stets genug für seine Nahrung hervorbringen, wenn sich die Zahl der Esser auch noch so sehr vermehrte, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil er immer mehr Früchte gewinnt, in dem Maße, als er den Boden durch seine Gegenwart gleichsam mehr befruchtet.

Wenn man also auch dem Gedanken Raum geben wollte, daß eines Tages alle Theile des Erdballs bewohnt wären, nun dann würde er von derselben Oberfläche zehn, hundert, tausendmal mehr Früchte ernten, als er gegenwärtig daraus zieht. Darf man in der That die Hoffnung sinken lassen, wenn man sieht, wie er den Sand Hollands in Ackerboden verwandelt? Müßte es sein, und mangelte ihm wirklich der Raum zu seiner Niederlassung, nun da würde er hingehen und die Sahara, die arabische Wüste, die Sandebene von Cobi ebenfalls in fruchtbares Land verwandeln. Er würde die Abhänge des Himalaya, des Atlas, der Cordilleren in Terrassen umarbeiten, er würde den Landbau bis zu den steilsten Berggipfeln hinauf treiben, und erst da oben seine Bemühungen einstellen, wo alle Vegetation aufhört. Und bliebe ihm endlich kein Raum mehr übrig, wo er sich ausbreiten könnte, nur dann wird er auf demselben Stücke Landes zu leben finden, indem er dessen Fruchtbarkeit vermehrt.

Weg mit diesen kinderhaften Sorgen, wenden wir uns wieder der ernsten Seite des Gegenstandes, den wir behandeln, zu. Man hat gut sagen, die Erde sei in Besitz genommen, es wird doch einmal den zukünftigen Generationen an einem Stücke Landes fehlen, und vorläufig leiden sicherlich die Gegenwärtigen keinen Mangel daran. Täglich bietet man Landstücke zur Bebauung an — in Rußland an den Ufern des Borysthenes, des Dons und der Wolga, in Amerika an den Ufern des Missisippi, des Orinoko und Amazonenflusses, in Frankreich an den Küsten Afrikas, die einstmals die Kornkammern des römischen Reiches waren. Frankreich ist in der That auf dem Punkte, jenen unglücklichen Verirrten, die das Blut ihrer Brüder vergossen haben, Ländereien umsonst zum Anbau zu verleihen. Wäre dies aber Alles, was man ihnen gewährte, sie würden das Geschenk von der Hand weisen, wie denn auch wirklich jene Colonisten, welche auf ähnliche Bedingungen eingehen, gar bald dahinsterben. Und warum? Weil der nackte Boden nicht hinreichend ist, sondern ein Boden, der mit Bauten, Pflanzungen, Gehegen, kurz mit allen jenen Arbeiten versehen ist, durch welche der Mensch erst von der Erde Besitz nimmt. Solches Land findet sich aber nirgends vor, wenn sich nicht vergangene Generationen die Mühe gegeben haben, die Vorarbeiten für die Ankömmlinge aufzuführen und alles so einzurichten, daß gleich beim Beginn der Arbeit Nutzen erwächst. Ist es also etwas anders, als mit

Gerechtigkeit zu Werke gehen, wenn man den untergegangenen Generationen, über die man so sehr Klage führt, oder deren Kindern, die an ihre Stelle getreten sind, für die von ihnen angefertigten Arbeiten eine Entschädigung gewährt?

So verfallen also jene eiteln Einwände gleich beim ersten Nachsinnen, gleich mit den ersten Auseinandersetzungen des gesunden Verstandes, in Nichts.

Es könnte vielleicht ein Fall statt haben, wo diese Klagen über die vermeintliche Besitzergreifung durch Umsichgreifen des Eigenthums einen Anschein, nur einen Anschein von Begründung gewännen. Dies wäre, wenn der Antheil des Landbauers sich im Verhältniß zu dem des Grundbesitzers von Tage zu Tage verminderte. Man könnte hieraus das Erscheinen des Tages berechnen, wo der Landmann nicht mehr im Stande wäre, seinen Lebensunterhalt zu erschwingen. Er bildet die Mehrzahl der Bevölkerung, sein Handwerk steht vor allen andern oben an; man könnte also mit einigem Grunde die Behauptung aufstellen, daß, wenn auch nicht gerade zu fürchten wäre, in Folge der fortschreitenden Bebauung des Landes, könnte eines Tages der ganze Erdball in Besitz genommen sein, daß, sage ich, nichts desto weniger die Lage des einfachen, ausdauernden, kräftigen Landbebauers sich mit jedem Jahrhundert verschlimmern dürfte, und nur der Grundbesitzer Vortheil zöge.

Glücklicherweise jedoch findet gerade das Gegentheil statt. In Folge des Sinkens der Zinsen, welches aus dem steigenden Ueberflusse an allen Gegenständen hervorgeht, werden die beweglichen Capitale immer mehr der Arbeit zugänglich, wenn sie sich auch nicht ohne Entschädigung auffinden lassen. Etwas ganz ähnliches zeigt sich bei dem Lande. Der dem Landbebauer vorbehaltene Antheil steigt mit jedem Tage, während derjenige des Grundbesitzers abnimmt, und dies aus einem ganz natürlichen Grunde. Denn je geringeren Zins die Capitale bringen, desto niedriger sind auch die Pachtungen, da nicht in der Oberfläche eines Landstückes selbst, sondern in den auf ihr zusammengehäuften Capitalien der wahre Werth liegt.

Es hat den Anschein, als ob der Ertrag in einem Lande ein bedeutenderer sei, je reicher es ist, je fruchtbareren Boden es besitzt, je besser dieser Boden bebaut wird. Dem ist jedoch nicht so. In den Umgegenden von Paris z. B., oder in den gesegneten Provinzen der Normandie, Piccardie, Flanderns, trägt das Land kaum 2½ Prozent ein. In England wirft es noch weniger ab, ganz so wie alle anderen Capitalien, die zur Vermehrung seiner natürlichen Fruchtbarkeit beigetragen haben. Und hieran reiht sich eine andere Erscheinung, nemlich die, daß der Tagelohn des Arbeiters ein höherer ist.

Gehet nun in die weniger reichen Provinzen Frankreichs, wie die der Mitte und des Südens, und Ihr werdet den Ertrag der

Ländereien auf 3½ Prozent steigen, ja wohl 4 Prozent erreichen sehen. Hier, wo die Rente höher ist, sinkt der Tagelohn für den Arbeiter. Beträgt er 25 Sous in den obengenannten Provinzen, so sinkt er in den letzteren auf 15 Sous herab.

Es ist ausgemacht, daß der Unterschied in dem Ertrage der Ländereien in den reicheren und ärmeren Provinzen Frankreichs mindestens ein Prozent ausmacht. Man kann ihn ohne Bedenken in ersteren auf 2½, in letzteren auf 3½ Prozent feststellen. Es ist ebenso erwiesen, daß der Tagelohn für den Arbeiter in umgekehrtem Verhältnisse steht; — da wo das Land 2½ Prozent abwirft, erhält er 25 Sous täglich Lohn, da wo es 3½ Prozent einbringt, fällt der Lohn auf 15 Sous. Diese Zahlen können steigen oder fallen, je nachdem man eine oder die andere Länderstrecke ins Auge faßt, das Verhältniß wird immer dasselbe bleiben.

Gehen wir jetzt einmal in die Vergangenheit zurück. Vergleichen wir den Zinsfuß der jetzigen Zeit mit dem vor 60 Jahren, d. h. vor 1789, so finden wir denselben Unterschied zwischen den beiden Zeitabschnitten, den wir zwischen zwei Provinzen, von denen die eine reich, die andere arm ist, angegeben haben. Ein Landstück, welches 1789 200,000 Franken werth war, gilt heute 500,000 bisweilen 600,000 Franken. Ich nehme hier Landstücke der Umgegenden von großen Städten an, weil gerade da die Erscheinung der Wertherhöhungen kräftiger hervorgetreten ist, als irgend wo anders. Dasselbe Landstück, welches damals seinem Besitzer 7—8000 Franken einbrachte, bietet ihm jetzt einen Ertrag von 12—15000 Franken, je nachdem er Sorgfalt auf die Verbesserung des Bodens verwendet hat. Dieses Land warf ihm demgemäß in jenen Zeiten 3½—4 Prozent ab, während es ihm heute höchstens 2½ Prozent einbringt. Hieraus ging eine andere Veränderung hervor: der Tagelohn des Arbeiters ist von 20 Sous, wie er damals gezahlt wurde, auf 30 und 35 Sous gestiegen. Für die Umgegend von Paris ist dies eine ausgemachte Thatsache. In anderen Theilen des Landes stößt man auf dieselben Verhältnisse mit verschiedenen Werthen.

Geht man ein, zwei Jahrhunderte weiter zurück, so trifft man dieselbe Erscheinung an, und wollte man diesen Vergleich noch weiter fortführen, wollte man bis in die entfernteste Vergangenheit zurückblicken, so würde man auch da die Bestätigung unserer Angaben finden. Cato, der Censor, dieser weise und sparsame Patrizier, den ich vor kurzem zur Hand nahm, um seine belehrende Schrift über die häusliche Oekonomie der Alten nachzulesen, und der die beste Abhandlung über Ackerbau geschrieben hat, die wir aus dem Alterthum kennen, sagt an einer Stelle: Patrem familias vendacem, non emacem, esse oportet. Wir sehen hier klar und deutlich, daß die Römer einem Theilpächter im Gebiete von Casinum und Venatrum ⅛ des Ertrages von gutem, ⅐ von ge-

wöhnlichem, 1/6 von mittelmäßigem Boden zuerkannten *). Heut zu Tage hingegen überläßt man dem Theilpächter, der kein Capital hergibt, die Hälfte, dem Pächter, der sie allein liefert, zwei Drittheile des Ertrages (im Durchschnitte genommen). So wie sich nun also der Antheil des Grundbesitzers von 5/6 auf die Hälfte des Antheils vermindert hat, in demselben Maße ist der Zinsfuß des Geldes von den Römern bis auf uns herab von 12—15 auf 4 oder 5 Prozent gewichen. Das unbewegliche Capital hat demgemäß dasselbe Schicksal gehabt, als das bewegliche; die Lage des Menschen, dessen Reichthum in seinen Armen besteht, hat sich nicht nur nicht verschlimmert, sondern sogar verbessert. Mit dem Wachsthume des Reichthums, des natürlichen oder erworbenen, wird der Reiche nicht noch reicher, sondern der Arme weniger arm. Vergleicht man in der That die heut zu Tage aufzufindenden großen Vermögen mit denen der alten Römer, so sieht man leicht, in wie weit jene diesen nachstehen; sie haben selbst schon im Verhältniß zu den im 17ten und 18ten Jahrhunderte vorhanden gewesenen, an Bedeutung verloren. Noch ein Beispiel für diese so genugthuende Erscheinung, daß hauptsächlich derjenige, dessen Reichthum in seinen beiden Armen liegt, bei dem Fortschreiten des allgemeinen Wohlstandes gewinnt. In unseren Provinzen des Centrums, der Correze oder der Creuse gewinnt der Erdarbeiter 15 — 20 Sous täglich, während in den Weinbergen um Bordeaux der Tagelohn auf 25 — 30 Sous steigt. Der Eigenthümer des Creuse-Bezirks zieht 4 Prozent, der von Medoc höchstens und nur unter glücklichen Verhältnissen (auf die Länge versteht sich) 3 Prozent. Worin liegt der Grund dazu? Weil man von allen Seiten Capitalien zum Ankaufe der Weinberge Bordeaux verwendete, um aus ihnen Nutzen zu ziehen, so daß wirklich eine Revenue von 3 Prozent daraus hervorgegangen ist; das ist gerade so, als wenn eine 5prozentige Rente häufig gesucht und mit 125 gezahlt wird — gar bald wird diese 5prozentige Rente nur 4 Prozent einbringen. Nicht so ist es mit dem Landbauer — sein Arm vervielfältigt sich nicht wie die Capitalien, und je mehr dies Land im Werthe steigt, desto mehr Geschicklichkeit muß er bei dessen Bebauung anwenden. Dann aber läßt er sich auch theuer zahlen, die Fruchtbarkeit seiner Felder bleibt für ihn ein Geschenk des Himmels und er zieht möglichsten Vortheil daraus, während diese Fruchtbarkeit, diese steigende Fruchtbarkeit ihre Wichtigkeit für den Besitzer, der sich um Innehabung des Bodens herumstreitet, gänzlich verloren hat. Welch ein herrliches Gesetz der Vorsehung! Sie hat es nicht haben wollen, daß der Mensch, der auf dieser Erde wohnt, und sie mit

*) CXXXVI. Politionem quo pacto dari oporteat. In agro Casinate et Venatro in loco bono parte octava corbi dividat, satis bono septima, tertio loco sexta; si granum modio dividet, parti quinta.
(M. Porcius Cato, De Re Rustica.)

dem Schweiße seines Körpers befeuchtet, dieser ins Elend sinke, je mehr er arbeitet.

Worauf läßt sich nun diese vermeintliche Besitzergreifung der Welt zurückführen? Auf die Wahrheit, daß sie täglich mehr und mehr in Einklang mit den Bedürfnissen des Menschen gebracht wird. Man hat diese Welt wohnlicher, produktiver, geeigneter zum Leben für Neuankommende gemacht — nichts weiter. Ist nicht der Zins für bewegliche Capitalien, jene mächtigen Hebel der Arbeit, in zwanzig Jahrhunderten von 12 bis 15 Prozenten auf 4 bis 6 gewichen? Bietet nicht die Rente des Grundbesitzes die Hälfte des Ertrages nur dar, während sie damals $^5/_6$ abwarf? In dem Maße also, wie sich das Eigenthum jeglicher Art ausdehnt, wächst die Leichtigkeit für Alle, zu leben. Ja aber der, der nichts hat, hängt doch immer von dem, der etwas hat, ab, könnte man mir sagen; oder: der, der seine Arme zur Arbeit anbietet, unterwirft sich dem, welcher Beschäftigung für diese Arme hat, denn er kann ihre Mitwirkung ausschlagen; oder: der eine hat Alles, was zum Leben, Wohnen, was zur Kleidung nothwendig ist, dem Andern mangelt dies Alles; dem allen läßt sich nicht widersprechen, wenn es sich um einen Tag, um einen Augenblick handelt, wenn nur gewisse Verhältnisse ins Auge gefaßt werden. Ich wiederhole, was ich schon früher gesagt habe, Capitalien können nicht ohne Arbeiter, Arbeiter nicht ohne Capitalien bestehen. Sie haben einander nöthig. In jenen Augenblicken, wo das Geld fehlt, und viele Hände Beschäftigung suchen, hat das Capital die Oberhand. Ist aber das Geld im Ueberflusse vorhanden und sind alle Hände beschäftigt, dann gewinnt der Arbeiter die Oberhand. Und unter welchen Verhältnissen tritt letzterer Fall ein? Wenn Ruhe, Ordnung Sicherheit herrscht. Was erreichen also diejenigen, die die Ruhe, die Ordnung, die Sicherheit stören? Sie wenden die Oberhand von den Arbeitern ab und den Capitalien zu. Möchten doch die Arbeiter, die man von dem richtigen Wege abzulenken trachtet, dies sich ja recht zu Herzen nehmen. Vor einem Jahre gewannen sie mehr in einem Tage als jetzt; und das Geld, das damals zu 4 Prozent zu haben war, findet sich heute nur zu 6 und 7 Prozent.

Ueber die angebliche widerrechtliche Besitzergreifung der Erde noch eine Bemerkung.

Man konnte rechtmäßiger Weise dem einzelnen Individuum nicht Land zuweisen, worauf er sich anbauen, und aus dem er möglichsten Nutzen ziehen wollte. Gut — da dies nicht möglich war, wäre es mit ganzen Nationen leichter zu vollziehen gewesen? Und so wie in Frankreich oder England jene angeblichen Enterbten unaufhörliche Klagen bei der Nation anbringen, so könnte auch der Rest des Menschengeschlechtes über Frankreich und England Klage führen. Wäre man nicht in seinem Rechte, wenn man sagte: das Menschengeschlecht hat den Erdboden nicht als Grundeigenthum, sondern nur zur Nutznießung — und Ihr großen Nationen könnt

Euch wohl auf dem Erdboden ausruhen, aber Euch nicht bleibend niederlassen. Es folgte hieraus die schlagende Wahrheit, daß die Nationen ohne Widerrede unrechtmäßige Usurpationen genannt werden müssen, so bald sie eine zwischen zwei Flüssen befindliche Strecke Landes ihr Eigenthum nennen, nicht anders, als jene Individuen, die ebenfalls Usurpatoren wären, sobald sie ein zwischen zwei Landwegen gelegenes Land als ihr Eigenthum ansehen wollten. Denkt ja daran — bin ich nicht Herr meines Feldes, nun so ist Frankreich auch nicht Eigenthümer seines Landes zwischen dem Rhein und den Pyrenäen, ebensowenig als England zwischen dem Pas de Calais bis zu den Hebriden. Ja, Sie gehen aber auch zu weit, kann man mir sagen. Wem antworte ich denn aber? denen die in ihren Behauptungen zur Vertheidigung ihrer Irrlehren auch zu weit gegangen sind, indem sie das Prinzip geltend machen wollten, wonach ein vom Vater ererbter, oder von einem Landmanne mit dem Ertrage von 30jähriger saurer Arbeit angekaufter Acker, nichts weiter als ein dem Menschengeschlecht unrechtmäßig entrissenes Gut sei.

Ebenso wenig aber der Ackersmann das kleine Stück Land, das er geerbt oder gekauft hat und das er bebaut, auf widerrechtliche Weise in Besitz genommen hat, ebenso wenig sind die Nationen Usurpatoren des Bodens der Erde zu nennen. Sie haben von der Erde Besitz genommen und haben für diese Besitznahme an Gott und die Menschheit jenen edlen Preis: die Civilisation, entrichtet. Hätte das bewegliche Eigenthum allein in der Welt Eingang gefunden, so würde diese ewig in ihrem barbarischen Zustande geblieben sein. Der Nomade kennt das bewegliche Eigenthum, denn er lebt unter seinem Zelte, er kleidet sich mit der Wolle, er nährt sich von dem Fleische seiner Schaafe — nun, ist er nicht ewig Barbar geblieben? Und seht nur die Araber, diese leidenschaftlichen echten Söhne der Wüste: Sie irren seit dem die Bibel geschrieben ist, umher, sie irren von Weide zu Weide, stets auf ihrem flüchtigen Pferde, führen Weib und Kind auf Kameelen mit sich herum und treiben unabsehbare Heerden vor sich her. Schon seit 7000 Jahren unternehmen sie immer wieder von Neuem den Marsch vom Ufer des Euphrats nach dem rothen Meere, immer tapfer, immer eifersüchtig, immer gleich räuberisch, immer gleich gastfreundlich. Wir sind ihnen auf unserem Eroberungszuge in Afrika an den Säumen der Wüste begegnet und haben sie in demselben Zustande wie zu den Zeiten Moses gefunden. Und doch ist im 9ten Jahrhundert ein Mann unter ihnen aufgestanden, der sie mit der erhabenen Idee von der Einheit Gottes aufrüttelte und unter dem Vorwande, den Götzendienst zu zerstören, zur Eroberung anfeuerte. Kaum ihrem langen Schlafe entzogen, erobern sie zuerst zwei kleine Städte, Medina und Mekka, und breiten sich gar bald über einen großen Theil des römischen Reichs aus. Sie erobern Syrien, Egypten, Afrika, Spanien! Und in drei Jahrhunderten wird aus

ihnen das civilisirteste Volk der Erde. Bei ihrem Austritte aus der Wüste verbrennen sie die Bibliothek von Alexandrien. Angekommen auf der Ebene von Cairo, in der Vega von Granada, in der Huerta von Valencia gewinnen sie Geschmack an der Erde, lassen sich fest nieder, theilen sich in das eroberte Gebiet, wenden dem Land die zärtlichste Sorgfalt zu, bewässern es, pflanzen den Orange-, den Maulbeerbaum, Leinsaamen, treiben Seidenzucht, graben in der Erde nach, fördern Gold zu Tage, nehmen jene Bücher wieder zur Hand, die sie in ihrem rohen Zustande verbrannt hatten, holen sich darin Rath und Belehrung für Rechenkunst und Schifffahrtskunde; machen Reisen zwischen Indien und Europa und bringen tausenderlei Erzeugnisse mit. Aus Ackerbauern werden sie Handelstreibende, vermischen den orientalischen mit dem occidentalischen Geschmack und bedecken Spanien mit reizenden Bauten — sie sind dieselben an Character geblieben: tapfer, kühn, habsüchtig, aber gelehrt! Als Nomaden lebten sie unter einem Zelte, als Ackerbauern und nach fester Niederlassung erfanden sie die Algebra und bauten die Alhambra!

Ein anderer Nomadenstamm, die Mongolen, irrte Jahrhunderte lang in der weiten Wüste von Cobi umher; endlich breitete er sich über China aus, theilte den Boden in tausend und tausend kleine Abtheilungen, die sich in Folge künstlicher Bewässerung oder Austrocknung bald mit Reis bedeckten; auch sie trieben Seidenzucht, pflanzten den Maulbeerbaum und webten Seidenstoffe, die alles von andern Völkern Gelieferte übertrafen. Sie fanden eine Thonerde auf, die im Feuer nicht roth wurde, wie unser Thon, sondern weiß und durchsichtig; sie bereiteten aus dieser Erde das Porzellan und verzierten es mit tausend Schnörkeleien, schnitzten Holz mit bewundernswürdiger Kunst, haben das Geheimniß aufgefunden, dasselbe mit einem unzerstörbaren Lack zu überziehen, haben Palläste aus Lack, Thürme aus Porzellan aufgeführt, und sind noch heut zu Tage die geschicktesten Handwerker der Erde. Andere Nomadenhorden haben einen andern Weg eingeschlagen, und sind Gothen, Germanen, Franken, Sachsen geworden, aus denen die Italiener, Spanier, Deutsche und Franzosen hervorgingen, die alles, was Ihr seht, hervorgebracht haben. Welches sind die Ursachen, die eine so vollständige Veränderung in ihnen bewirkten? Es gibt nur eine einzige. Die feste Niederlassung. Als sie aufgehört in der Wüste umherzuirren, als sie sich einmal erst bleibende Wohnungen erbaut hatten, wollten sie auch den Boden um sich her bebauen, dann ihn mit Verschönerungen bedecken, ihre Kleidung wechseln. So gewannen sie nach und nach Geschmack an Künsten, um ihre Gelüste zu befriedigen, und wurden endlich civilisirte Völker. Vergleichet sie mit jenen unglücklichen Wilden Amerikas, und Ihr werdet die Verschiedenheit des Geschicks bewundernd anstaunen! Amerika bot nicht, wie die alte Welt, jene unabsehbaren Sandebenen, jene in Folge von Erdumwälzungen ausgetrockneten Meergründe dar, wie

die Wüste Sahara, wie die Arabiens oder von Cobi, und auf welcher ewige, unvergängliche Weideplätze bestehen. Amerika, das voll von Flüssen und Wäldern ist, glich einem ungeheuern zur Jagd bestimmten Park. Seine Bewohner waren in kleine Völkerschaften abgetheilt und gingen der Jagd nach, im Gegensatze mit dem Nomaden, der zusammengedrängt lebte und sich wie seine Heerden unabläßig vermehrte. — Niemals haben sie große Reiche gründen oder erobern können! Sie irrten noch vor dreihundert Jahren in ihren Savanen umher und kannten kein anderes Besitzthum, als ihren Bogen, ihre Pfeile; da theilte ein Papst der alten Welt, der das Eigenthum zu sehr kannte, diese Savanen vom Vatican aus habgierigen Europäern zu, welche das Meer durchschifften, um sich zu bereichern. Er gab ihnen keine andere Grenzen, als die Meridiane, die zur Eintheilung des Erdballs dienen. So blieb es also denen, welche einen Begriff von Besitzthum hatten, vorbehalten, diejenigen zu beherrschen und zu civilisiren, welche darüber in völliger Unkenntniß geblieben waren. Ich ziehe daraus folgenden Schluß: ohne bewegliches Eigenthum keine Gesellschaft, ohne unbewegliches keine Civilisirung.

Zweites Buch.

Ueber den Communismus.

Erstes Kapitel.

Ueber das Prinzip des Communismus im Allgemeinen. Der Streit über den Communismus ist mit dem zu vergleichen, was die Mathematiker einen Beweis per absurdum nennen.

Die Mathematiker schlagen zwei Wege ein, um eine geometrische Wahrheit darzuthun: den direkten Beweis, der darin besteht, die Wahrheit einer Behauptung aus der Analyse herzuleiten; den indirekten, wobei das Unmögliche und Ungereimte des Gegentheils der aufgestellten Behauptung nachgewiesen wird. Deshalb nennen auch die Mathematiker letztere Methode: den Beweis per absurdum.

Diese Beweisart will ich für den mich beschäftigenden Gegenstand anwenden. Ich habe schon den direkten Beweis geführt; ich habe bereits dargethan, daß die Ordnung der Gesellschaft auf dem einfachen, fruchtbringenden, nothwendigen Prinzipe individuellen Eigenthums beruhe.

Ich will jetzt den indirekten Beweis versuchen, will die gesellschaftliche Ordnung auf das entgegengesetzte Prinzip, auf Hinwegleugnung des Besitzthums, auf Gemeinschaft aller Güter, begründet darstellen, — wenn es unsere Einbildungskraft überhaupt zuläßt, einen solchen Zustand der Dinge nur einen Augenblick zu fassen, — ich will den Beweis per absurdum führen, wie die Mathematiker. Dann werde ich zuvörderst das Bestehen des Besitzthums eben durch dasselbe, ferner durch das Gegentheil bewiesen und werde so beide Arten von Beweisführung auseinandergesetzt haben, obgleich schon eine für genügend erachtet wird, eine Wahrheit

darzuthun. Auch in der Geometrie führt man zuweilen den Beweis auf beide Arten, um die einzelnen Behauptungen von verschiedenem Standpunkte aus beweisen zu können. Das ist sicherlich in der Geometrie überflüssig, denn hier wird man von der doppelten Beweisführung entbunden, sobald die Wahrheit einmal klar dargethan worden. In den moralischen Wissenschaften verhält es sich nicht ganz so, wie in den mathematischen. In diesen kann man niemals genug Beweismittel anwenden, niemals oft genug die Wahrheit einer Behauptung darthun. Ich werde also in diesem Abschnitte von Communismus sprechen.

In unsern Tagen hat man gar verschiedene Arten von Communismus angenommen: den Communismus in seiner Anwendung auf den Ackerbau, den Communismus in Bezug auf Industrie ꝛc. Ich will mich nicht darauf einlassen, in diese Einzelnheiten einzugehen, denn ich kann unmöglich den tausendfältigen Abschweifungen des Wahnsinns auf seinen Irrwegen nachfolgen. Ich will mich nur mit dem Prinzipe selbst beschäftigen; will nur jenen wesentlichen, absoluten Communismus ins Auge fassen, der die Quelle aller Abarten ist, und in dem Augenblicke unvermeidlich und vollständig auftaucht, wo das Prinzip der Hinwegleugnung des Besitzthums aufgestellt wird. Diesen Communismus will ich behandeln, und mich von allen Abwegen fern halten, die mir die Neugier oder das Vergnügen anböte, die jene idealen Republiken — Erfindungen des Genie's unserer Zeit, nach allen Richtungen hin durchkreuzen. — Ja, wäre ich in Gesellschaft Plato's, dann möchte ich wohl einen solchen Ausflug wagen. Da mir aber ein solcher Führer mangelt, so werde ich sämmtliche Irrlehren nach den ihnen gemeinsamen Grundgedanken richten. Glaubt nur, dies allein wird genügen, um die hohe Weisheit, welche die verschiedenen Gesetze des Communismus eingegeben hat, klar ins Licht zu stellen!

Zweites Kapitel.

Ueber die unvermeidlichen Bedingungen des Communismus. Der Communismus bedingt unumgänglicherweise und nach allen Richtungen hin, das Leben in Gemeinschaft.

Von zwei Dingen eins: Der Mensch muß für sich arbeiten, aus seiner Arbeit Nutzen ziehen, und die Ersparnisse seinen Kindern überliefern können. Er lebt solchergestalt auf seine eigene Gefahr, gewinnt wenig, viel, manchmal Nichts; fällt, nachdem er zu einigem Besitzthume gelangt ist, in Folge unvorherzusehender Schicksalsschläge, in die Dürftigkeit zurück, und zieht seine Familie in diesen Sturz hinein. Oder aber wir müssen das entgegengesetzte von allen diesen Wechselfällen annehmen. Es giebt weder Reiche noch Arme, die Gesammtheit vergalt das Schicksal jedes seiner Mit-

glieder: Das einzelne Individuum arbeitet nicht für sich, sondern muß für die Gesellschaft arbeiten; diese hingegen nimmt die Sorge für seine Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erziehung auf sich — sie allein macht seine Familie aus. Da ist kein Mittelweg; entweder das Besitzthum mit den daraus entstehenden Folgen, oder der Communismus in der vollständigen Bedeutung des Wortes. Wenige Worte werden genügen, um die daraus entstehenden Folgerungen darzuthun, die an einander gereiht sind, die mit einander verflochten sind wie die Glieder einer unzerreißbaren Kette.

Es ist nicht schicklich, daß der Mensch für sich selbst arbeite, daß er die Frucht seines Fleißes, seiner Arbeit genieße, daß er mit einem Worte Besitzer sei. Gut. Fassen wir den Menschen unter den entgegengesetzten Verhältnissen ins Auge. Er arbeitet nicht für sich, sondern für die Gesellschaft; diese giebt ihm sein Tagewerk auf, nimmt das Erzeugte an sich und entschädigt ihn, sei es mit einem Lohne, sei es, indem sie für seinen und seiner Kinder Unterhalt sorgt.

Diese Gesellschaft weist ihm also seine Arbeit an, und er unterzieht sich für sie dieser Arbeit. Sie wird sich in eine ungeheure Werkstätte umwandeln, wo Landwirthschaft getrieben, Tischler-, Schlosserarbeit verfertigt, gesponnen, gewebt wird ꝛc. Diese Werkstatt gehört dem Staate; der Staat sammelt die gelieferten Erzeugnisse, stapelt sie auf, und vertheilt sie endlich unter die, welche zu ihrer Anfertigung beigetragen haben.

Wird der Lohn, der in dieser Werkstatt gezahlt ist, ein gleicher oder ungleicher sein? Der eine Arbeiter ist kräftig, arbeitssam, geschickt, der andere schwächlich, träge, dumm — werden beide gleichen Lohn erhalten? Wenn nicht, so liegt hier gleich schon ein Anfang von Reichthum und Armuth begründet, und der Keim zu jenem so sehr verhaßten Besitzthume ist gelegt. Es muß also ein gleicher Lohn gezahlt werden, wenn man sich nicht in den Resultaten betrügen will. Ist dies aber der Fall, so wird der Arbeiter wenig darauf bedacht sein, die ihm verliehenen physischen und moralischen Fähigkeiten vollständig in Anwendung zu bringen. Der kräftige, verständige Arbeiter wird es sich nicht gar zu angelegen sein lassen, mit voller Thätigkeit zu schaffen, er wird sein Tagewerk vollbringen, sich dann die Arme kreuzen und schlafen. Wer wollte ihn daran hindern? Es gäbe nur ein Mittel dafür. Wollt Ihr nicht dazu Eure Zuflucht ergreifen, ihn fortwährend zu überwachen, was mit der Zeit unerträglich würde, nun so laßt alle Mitglieder der Gesellschaft in Gemeinschaft arbeiten, und sie sich gegenseitig bewachen. Die erste nothwendige Folge des aufgestellten Prinzips ist also: Arbeiten in Gemeinschaft.

Nach der Arbeit das Vergnügen. Hat der Mensch gearbeitet, so will er essen, sich ausruhen, zu seiner von ihm gewählten Frau gehen; um auch seinem Herzen, seinen Sinnen Nahrung zu geben. In der jetzt bestehenden Gesellschaft, deren Auflösung wir herbei-

wünschen, erhält er eine Entschädigung für seine Arbeit in barem Gelde. Mit diesem Gelde kauft er Nahrungsmittel, Kleider, thut sich Vergnügungen an, sich und seiner Familie, Vergnügungen, denen er sich im Innern seiner Behausung hingiebt.

Wird jedoch die neueinzurichtende Gesellschaft, die ihn zur Arbeit in Gemeinschaft verwendet hat, ihm gestatten wollen, daß er den Ertrag seiner Arbeit abgesondert und in seiner Behausung verbraucht? Oder wird sie nicht viel mehr darauf bestehen, daß er sich gemeinschaftlichen Vergnügungen hingiebt ebenso, wie er in Gemeinschaft gearbeitet hat? Ich werde Euch gleich darthun, daß Eins nothwendige Folge des Andern ist.

Erlaubt Ihr dem Arbeiter den Genuß des Lohnes, der ihm in Geld oder Gegenständen gezahlt wird, für sich abgesondert zu haben, nachdem Ihr ihn zu gemeinschaftlicher Arbeit gezwungen habt, — gleich zeigen sich die unausbleiblichen Folgen, die aus Ungleichheit des Lohnes entspringen, und auf welche zu verzichten Ihr für nothwendig erachtet habt.

Der Mensch hat in der That einen unwiderstehlichen Trieb in sich, der von der bis jetzt bestandenen Gesellschaft hoch geachtet, den man zu vervollkommnen suchte, anstatt ihn zu ersticken: Dies ist der Trieb zum Sparen. Man wendete alle Mittel und Wege an, um ihn zur Sparsamkeit anzufeuern: Litteratur und Finanzen, die Fabel von der Ameise und Sparkassen trugen das ihrige dazu bei. Man stellte den arbeitsamen, mäßigen Arbeiter, welcher für Weib und Kind sparte, welcher in guter Zeit für die schlimme mit erwarb als Muster auf. Heutzutage hingegen, wo Mein und Dein nicht mehr besteht, wo Gesammtbesitzthum das vorgesteckte Ziel ausmacht, wäre persönliches Eigenthum ein Diebstahl, den man verhüten muß. Sparsamkeit wäre ein Fehltritt, wüchse zum Vergehen, ja zum Verbrechen heran. Sparsamkeit ist also unnöthig. Man muß den Arbeiter vielmehr dazu anhalten, den ganzen Gewinnst zu verbrauchen, und selbst über die Nothwendigkeit hinaus, sobald der Lohn mehr beträgt, als er zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nöthig hat. Und dann müßte man darauf halten, daß die Anordnung streng in Ausführung gebracht werde, wo noch jedwede Aufhäufung verboten ist. Man muß die Taschen untersuchen, Haussuchungen halten, um ein etwaiges Entstehen von Besitzthum gleich im Keime zu ersticken. So durchsucht man in den Diamantengruben Meriko's, in den Münzewerkstätten Europa's den Arbeiter, wenn er die Arbeit verläßt, man durchsucht ihn, und namentlich in Meriko mit oft ein wenig weit getriebener Sorgfalt. Noch einem anderen, nicht minder gefährlichen Triebe müßte man zu steuern suchen; dies ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Auch dieser Trieb muß im menschlichen Herzen erstickt werden, denn sonst könnte es gar leicht geschehen, daß Vater und Mutter einen kleinen Schatz in einem verborgenen Winkel für ihre Kinder sammelten.

Ohne allen Zweifel würde die für das Verhindern des Besitzthumes nothwendige Maßregel, jedwede Ersparniß zu verbieten, sorgfältige, ja lästige Vorsicht gebieten. Offenherzig gesprochen, mir wäre diese Vorsicht unerträglich; ich bin wahrhaftig nicht einer von denen, die dem Gesetze Gehorsam verweigern, ich möchte mich auch gerne davor hüten, mich bei Behandlung dieses Gegenstandes zu kräftiger Ausdrücke zu bedienen: sähe ich aber, was hier vorginge, ich würde es erklärlich finden, daß man die communistischen Polizeispione zum Fenster hinauswerfe. Will man allen diesen Plackereien aus dem Wege gehen, will man die so eben aufgeführten Schwierigkeiten bei Seite räumen, so wird man nur einen Ausweg dafür finden — gemeinschaftliche Erholung nach gemeinschaftlicher Arbeit.

Man arbeitet also in Gemeinschaft, überwacht sich gegenseitig, und kann sich nicht geradeswegs die Arme kreuzen; man genießt der Erholung in Gemeinschaft, ißt und trinkt, so viel man gerade nöthig hat, an einem und demselben Tische, hat gleichförmige Kleidung, von einer Vorrathskammer geliefert, und so wird das heimliche Aufspeichern, welches als ein an der Gemeinschaft begangener Diebstahl betrachtet wird, verhindert. Will man consequent bleiben, so muß man alle diese Einrichtungen treffen.

Der Communismus ist entweder eine Spekulation, wie es deren keine verderblichere giebt, oder die Arbeiter müssen sich gegenseitig während ihrer Beschäftigung beaufsichtigen. Der Communismus ist entweder das unerträgliche Inquisitionsgericht, oder die Erholung nach der Arbeit muß wie diese letztere selbst gemeinschaftlich sein. Und selbst nachdem man alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hat, verdient er mit Recht den Namen der untauglichsten, wahnsinnigsten, ausschweifendsten Erfindung des menschlichen Geistes; — das ist meine Meinung. Mag er aber auch sein, was er will, er ist konsequent.

Weiter. Will man Eins gut machen, so muß man nicht Mehreres zu gleicher Zeit anfangen. Das ist eine ausgemachte Sache; die Erfahrung lehrt es. Universalgenie sind sehr selten, und dann noch sind sie es nur bis zu einem gewissen Grade. Ihr werdet wohl manchmal Arbeiter antreffen, die mehrere Dinge mit gleicher Geschicklichkeit anfertigen, oder geistreiche Männer, die sich in verschiedenen Zweigen der Literatur gleich hervorthun, wie z. B. Voltaire. Er wäre aber sicherlich ein schlechter Mathematiker gewesen, wenn er auch ein wenig von dieser Wissenschaft verstand; er hätte einen noch schlechteren Soldaten abgegeben, und zum Arbeiter gar nichts getaugt, denn in der Regel bleibt die Muskelkraft in dem Maße unentwickelt als der Kopf in Thätigkeit gesetzt und erhalten wird. Napoleon war gewiß ein großer Feldherr, ein geschickter Verwalter, ein berühmter Gesetzgeber; er wäre aber, obgleich geistig hervorragender Schriftsteller, schlechter Poet gewesen; er hätte einen gar häßlichen Grenadier abgegeben, so brav er auch

war; er hätte dem schlechtesten Arbeiter an Ungeschicktheit nicht nachgestanden, ob er gleich tausenderlei Mittel in Anwendung brachte eines scharfsinniger, als das andere war, um seine Kanonen fortzubewegen. Ich spreche hier von der Lage, in der sich große Charaktere, erhabene Naturen befinden; wie sähe es da erst mit den alltäglichen, gewöhnlichen aus?

Aus dieser Wahrheit kann man folgenden Schluß ziehen: jeder muß das zu seiner Beschäftigung wählen, wozu er Geschicklichkeit besitzt, der Eine muß Ackerbauer, der Andere Weber, der Eine Tischler, der Andere Schlosser sein. Der Eine muß sich der Mathematik, der Andere der Uhrmacherkunst, dieser der Ciselirkunst widmen, jener sich gelehrten Studien hingeben; ein anderer schriftstellern, die Bahn des Gesetzgebers, des Oberherrn einschlagen. Dann wird ein Jeder in seinem Fache Tüchtiges leisten. Was unter anderen Umständen einen Monat Zeit erforderte und schlecht verfertigt wurde, wird heute vollendet an einem Tage gearbeitet. Das ist das, was die Lehrer der Nationalöconomie die Theilung der Arbeit nennen. Ihr schreiben sie und ich glaube mit Recht, die unglaubliche Vervollkommnung der heutigen Industrie zu. Eine Uhr, deren Federn von den schweizerischen Hirten während des Winters gemacht worden sind, und die der Pariser Uhrmacher blos genau richtet, kann der Arbeiter jetzt um 50 Franken, während sie vor 2 Jahrhunderten 1000 Franken, das ist die ganze, oder mehr als die ganze Aussteuer seiner Tochter, gekostet hätte. Vor einigen Jahren kostete eine Lokomotive 70,000 Franken, jetzt, wo die Einen die Kessel, die Anderen die Federn, die Dritten die gebogenen Achsen machen, wird sie mit 45,000 Franken bezahlt und in 20 bis 30 Jahren vielleicht nicht mehr als 10,000 Franken werth sein.

So stellt es sich heraus, daß die Theilung der Arbeit das einzige Mittel ist, gut, schnell, viel und billig zu erzeugen. Man kann allenfalls noch sich einen Hirtenstaat denken, dessen Mitglieder vom Ackerbau keine tiefere Einsicht haben, als daß sie wissen was sie thun, um Getreide hervorzubringen, Hirten, welche die Wolle ihrer Schaafe ihren Weibern zum Spinnen geben, sie dann selbst weben und auf diese Weise mehrere Gewerbe zugleich betreiben. Diese Menschen brauchen dann allenfalls blos zur Aushilfe sich an die fremde Industrie zu wenden, z. B. um ein irdenes Gefäß gegen einen Käse einzuwechseln. Obgleich die Verschiedenheit der Gewerbe bereits bei den Hirten beginnt, da sie genöthigt sind, von diesem die eisernen Geräthschaften, von jenem Töpfe zu nehmen, kann man doch noch sagen, daß sie fast Alles selbst erzeugen. Aber man muß bemerken, daß diese Hirten die ungebildetsten aller Menschen sind, auf den äußersten Höhen der Erde nächst den Schneeregionen leben, weit, weit entfernt von dem Bereiche menschlicher Bildung, d. h. an der Grenze, wo der Cretinismus beginnt. Jede Gesellschaft hingegen, welche fortschreiten und sich entwickeln will, muß

die Verschiedenheit der Gewerbe einsetzen, die Nothwendigkeit derselben anerkennen, kurz, um sich des stehenden Ausdrucks zu bedienen, die Theilung der Arbeit anwenden.

Folglich wird auch der Communismus genöthigt sein, verschiedene Unterabtheilungen in den allgemeinen Werkstätten einzuführen. Da wird es Leute geben, welche die Erde, das Holz, das Eisen, den Hanf bearbeiten, andere, welche Maschinen bauen werden. Die Einen werden wissenschaftlichen Untersuchungen nachhängen, mit der Gesetzgebung betraut werden, die Andern die schönen Wissenschaften und wahrscheinlich auch, sobald der so eingerichtete Staat einmal den verfeinerten Geschmack schätzen gelernt haben wird, die Malerei und Bildhauerei betreiben. Und werdet Ihr allen diesen Menschen eine und dieselbe Lebensweise auferlegen? Werdet Ihr dieselbe Nahrung und dasselbe Kleid dem Manne geben, der mit einer Hand von Schwielen den Pflug führt, oder den Hammer auf den Ambos fallen läßt, und dem Arbeiter, welcher mit seiner leichten und geschickten Hand die Seide webt, oder die Kupferplatte zu bearbeiten versteht? Werdet Ihr dem Manne, welcher den Wandel der Sterne mit aufmerksamem Auge verfolgt, Bilde auf die Leine haucht, oder wichtige Werke niederschreibt, der der vertrauten Gespräche über die höchsten Gegenstände nicht entbehren kann, werdet Ihr auch ihn zwingen, an der gemeinsamen Tafel zu sitzen, und in der Gesellschaft des schlichten Mannes zu leben? Ich muß da sogleich eine Bemerkung vorausschicken, ich habe einst Gesetze gemacht und an der Regierung der Staaten einigen Antheil genommen, auch nicht wenig geschrieben; dennoch liebe ich den schlichten Verstand des Landmannes bei Weitem mehr, als das hohle Geschwätz dieses oder jenes Träumers; aber wenn er mir vom Getraide, Futter und Dünger gesprochen haben wird, — lauter sehr wichtigen Dingen, von welchen ich nichts verstehe, — und wenn ich ihm vom Plato, Cäsar, Machiavelli, Descartes, Colbert und andern eben so wichtigen Männern geredet haben werde, von denen er nichts weiß, so werde ich ihn sehr langweilen, bei Weitem mehr als er mich. Ich werde durch sein Gespräch immer etwas gewinnen, er aber durch das meinige Nichts. Man wird folglich die Nahrung, die Kleidung und die Gesellschaft den verschiedenen Ständen anpassen müssen, wenn man nicht unwillkürlich wieder auf jenes rohe Zusammenleben der Hirten zurückkommen will, wo freilich Nichts dagegen einzuwenden ist, wenn alle auf gleicher Stufe stehen. Ja noch mehr. Wenn die Gesellschaft sich vervollkommnen, verfeinern soll, Ihr eben so feine Gewebe, wie die von Florenz wünschet, eben so geschmackvolle Porzellanvasen, als die altgriechischen, oder eben so köstliche Früchte wie die von Montreuil, so müßt Ihr doch zugestehen, daß es geradezu unmöglich sei, nur derartige Erzeugnisse hervorzubringen. Denn ich habe es schon früher bewiesen, daß der Fortschritt in der Industrie es von selbst mit sich bringt, daß neben dem Gemeinen, feinere, neben

diesen die schönsten Erzeugnisse produzirt werden. Wenn Ihr folglich diese ausgezeichneten Erzeugnisse wünscht, so giebt es zwei Ursachen, welche Euch zwingen, die verschiedenen Stände verschieden zu behandeln: erstens, weil die Sitten, welche verschiedenen Beschäftigungen obliegen, selbst verschieden sind und zweitens, weil es eben in Folge der Verschiedenheit der Erzeugnisse auch getrennte Klassen von Beiden geben muß, welche sie sich anschaffen.

Folglich wird es einen Tisch für die Bauern und Schmiede und alle jene geben, welche schwere Arbeiten betreiben, und eine andere Tafel für die Weber, Mechaniker und Alle, welche ein feineres Gewerbe ausüben, endlich eine Dritte für die Männer, welche der Gesellschaft intellectuelle Dienste leisten. Ja die Unterabtheilungen werden noch viel zahlreicher sein müssen, als ich sie im Augenblick angeben kann.

Aus dem Communismus ergiebt sich folglich nicht nur die Nothwendigkeit gemeinschaftlicher Arbeit und Vergnügungen, sondern auch die der Unterabtheilungen nach Gewerben und der verschiedenen Lebensweise unter den Bürgern. Nur wird dies alles der Entscheidung der öffentlichen Behörden überlassen.

Es wird unvermeidlich eine Tafel für die Armen und eine für die Reichen geben müssen. Freilich kann man dagegen einwenden, daß das Gesetz darüber wachen wird, daß auf der ersteren das Nothwendige nicht fehlen, von der zweiten das Ueberflüssige verbannt sein wird. Das mag möglich sein; aber wir treffen auch hier wieder die öffentlichen Behörden, welche die Reichen und Armen bezeichnen werden, oder wenigstens die Männer, die sie zu diesen oder jenen rechnen.

Das ist noch nicht Alles. In der Gesellschaft, wo der Mensch sich selbst überlassen ist, wählt er sich selbst seinen Stand. Hat er seinen Fähigkeiten zu viele Kraft zugetraut, so mißglücken ihm seine Bestrebungen; will jener Arbeiter sich zum Meister aufwerfen, ohne durch seine Fähigkeiten dazu berechtigt zu sein, so sinkt er wieder von selbst in den Stand der Arbeiter zurück, wenn er nicht gar ein Taglöhner werden muß. In der Gesellschaft hingegen, wo der Staat über die Bürger verfügt, theilt er sie nach seinem Gutdünken ein. Die öffentliche Behörde unterzieht die Hirnschaale und die Arme ihrer Aufsicht und verordnet dann: Du wirst ein Bauer, du ein Weber, du ein Mechaniker, du ein Weiser, ein Maler, ein Dichter, du ein Archimedes, ein Newton, ein Descartes, oder ein Racine oder ein Bossuet. Die Behörde verleiht den Pflug, den Hammer, die Feile, das Webschiff, die Feder, den Pinsel und den Degen, wie ein Tabakbüreau, wie eine Einnehmerstelle. Hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder es giebt weder verschiedene Gewerbe und Stände, folglich keine Künste, also Nichts, als meine Hirten, immer und überall meine Hirten oder Ihr müßt, wenn Ihr verschiedene Gewerbe und Künste haben wollt, Auszeichnungen, Reichthümer und sogar das Genie von Amtswegen verleihen. Alles

das ist nothwendig, und hängt durch die Kette der Vernunftschlüsse zusammen. Es giebt noch eine unvermeidliche, letzte Consequenz des Communismus, die aber gegen den Einklang des ganzen Systems verstößt und die, wenn man von ihr zu sprechen vermeidet, eben dazu beiträgt, die Schwäche des Systems herauszustellen. Das ist die Unterdrückung der Familie.

Freilich kann man, unter der Anzahl jener gemeinschaftlichen Tafeln, eine für die Kinder eben so gut voraussetzen, als andere für die Mütter und die Väter, und obgleich man das Mein und Dein für alle Gegenstände aufhebt, es wenigstens für die Gefühle erhalten. Man kann ein Weib besitzen, ihre Kinder als die seinigen anerkennen, als die welche man liebt, für welche man lebt. In Sparta bestand eine gemeinschaftliche Tafel aber ebenfalls die Familie, denn an der gemeinschaftlichen Tafel saßen nur die Krieger. Das Eigenthum blieb, um so zu sagen, mit Frau und Kindern zu Hause. Die Mutter überwachte die Kinder und die Sklaven die das Feld bebauten und gegen das Ende jener Gesellschaft, die doch nur halbwidernatürlich war, in der Epoche ihres Verfalles, besaßen die Frauen das ganze Eigenthum und abscheuliche Sitten, die Männer hingegen hatten nicht aufgehört, ihren alten Gewohnheiten zu fröhnen und waren nichts weiter als tapfer.

Ich gebe es folglich zu, daß die Kinder ihren Eltern gehören könnten und diese jene an der gemeinschaftlichen Tafel besuchen werden; aber fühlt Ihr denn nicht, zu welcher tantalischen Qual Euer grausamer Mangel an Folgerichtigkeit diese unglücklichen Eltern verdammt; giebt es einen größeren Reiz zu erwerben und zu besitzen, als die Liebe der Kinder? Die meisten Väter und Mütter arbeiten nur, um sie zu bereichern, oder um sie so gut als möglich hegen und pflegen zu können. Ihr gestattet ihnen, ihre Kinder zu lieben und verbietet ihnen, der Neigung ihres Herzens zu genügen, indem sie für sie arbeiten. Wie? Sie sollen sie sehen, küssen können, und nichts für ihren Wohlstand beitragen dürfen? Eine Gesellschaft von 30 Millionen Seelen müßte sich bemühen, das Schicksal von 30 Millionen zu verbessern, damit ein dreißig millionster Theil auf ihre Kinder komme. Wäre das nicht eine schreckliche Qual? Seid doch folgerichtig. Ihr wollt alle Wesen gleich halten, richtet es auch so ein, daß kein Herz für sich fühlt. Schafft alle Beziehungen zwischen Vater, Mutter und Kinder ab, erklärt, daß die Kinder allen gehören, trachtet, daß der Vater und die Mutter die ihrigen nicht erkennen können, und erst dann werden alle Väter und Mütter alle Kinder lieben. Dann werden die Eltern zu gewissen Stunden die Kinder der Gemeinde besuchen gehen, wie man in den Hundestall, in den Hühnerhof, oder in das Gestüte geht, um sich das Vergnügen zu machen, die Bewohner dieser Räume zu besuchen. Sie werden hie und da bekannte Züge erblicken, und hieraus wird eine augenblickliche Täu-

schung, vielleicht gar der Versuch hervorgehen, diesem oder jenem Kinde den Vorzug zu geben. Sie werden sich jedoch daran gewöhnen müssen, für alle ein und dasselbe Gefühl zu hegen und dann wird die Inconsequenz schwinden, Wesen der Liebe desjenigen anheimzugeben, der nichts für sie thun kann. Ihr werdet dann auch nach allen Richtungen hin folgerecht sein, denn Euch ist das Besitzthum ein Dorn im Auge und die Familie nicht minder, und das hat seinen guten Grund. Ein bestimmt ausgesprochenes Gesetz verdammt Euch den Fruchtgarten Eures Nachbarn zu betrachten, ohne irgend etwas anzurühren, wenn auch tausendmal der glühendste Durst Euch den Gaumen trocknet. Dasselbe gilt für die Geschlechter. Eure Familie hat Euch aus Uebereilung ein Weib, oder einem Weibe einen Mann gegeben, die sich einander unerträglich sind. Da ganz nahe bei Euch, ist ein anderes Weib, schön oder häßlich, die Euch gefällt, und die Euch gerne die Arme ausbreiten möchte, wenn Ihr Euch hineinwerfen dürftet. Da ist also noch eine Art von Besitzthum, sicherlich eben so unerträglich! Nun wohlan! Vernichtet doch das Mein und Dein bis auf die letzte Spur, und dann wird sich der Mensch, der nun schon in Gemeinschaft arbeitet, der sich in Gemeinschaft erholt, der ohne Rückhalt an gemeinschaftlicher Tafel Hunger und Durst stillt, unbesorgt seine Leidenschaft bei einer Frau, die ihm gefällt, befriedigen können. Die Gesellschaft ernährt ja die Kinder aller auf gemeinschaftliche Kosten, und der Mensch befreit von dem Gefühle der Armuth, wird alle seine Gelüste zu gleicher Zeit befriedigen können; er wird das Glück, das die Natur ihm versprochen, vollständig genießen, jenes Glück, dessen Genuß eine despotische Gesellschaft ihm bisher ausgeschlagen hatte.

Man muß jedoch gerecht sein; — nicht alle Gegner des Eigenthums wollen den Communismus so weit auf die Spitze treiben, deshalb flößen sie mir nicht mehr Bewunderung für ihre Theorien ein; ich verachte ihren Mangel an Folgerichtigkeit.

Ich habe mir augenscheinlich alle mögliche Mühe gegeben, dieses gewichtige System zu besprechen. Ich will meine Abhandlung darüber vollenden, ob der Gegenstand gleich jeden Menschen von Gefühl unangenehm berührt. Folgende Consequenzen scheinen mir mit zerschmetternder Gewißheit dargethan:

Der Mensch arbeitet entweder für sich selbst, und dann kann er Eigenthum besitzen, oder er arbeitet für die Gemeinschaft, die die Sorge für seinen Lebensunterhalt übernimmt, und ihn vor den Wechselfällen einer freiwilligen Arbeit sichert.

Hieraus folgt unvermeidlich die Gemeinschaft in jeglicher Beziehung.

Die Arbeit muß in Gemeinschaft betrieben werden, um die Faulheit zu vermeiden; die Erholung in Gemeinschaft geschehen, um das Sparen zu verhindern.

Es herrscht ferner eine rohe Gleichheit, oder man läßt, wenn

man der Civilisation den Weg bahnt, verschiedenartige Beschäftigungen zu, hieraus folgt, daß die Gemeinde sich über die Fähigkeiten der Mitglieder ausspricht, hieraus ungleiche Besoldung zum Verbrauch verschiedenartiger Erzeugnisse; es herrscht mit einem Worte entweder Gleichheit in barbarischem, oder Ungleichheit in civilisirtem Zustande, aber eine Ungleichheit von Amtswegen.

Will man nun endlich bis ans Ende konsequent bleiben, so darf man die Eltern nicht mehr der Qual aussetzen, ihre Kinder zu lieben, da sie nichts für dieselben thun können — auch in Folge der Abschaffung allen Eigenthums. Der Vater wird entwöhnt, sein Kind wiederzuerkennen, der Mann hat nicht mehr nöthig sich zu verheirathen, und so wird man nichts mehr von unglücklichen Ehen hören.

Diese Folgen reihen sich ohne Unterbrechung aneinander, eine dieser Einrichtungen zieht die andere nach sich. Entweder alles als Eigenthum oder Nichts, wenn Nichts, dann auch nicht das Brod, nicht Weib, nicht Kind; alles in Gemeinschaft; Arbeit und Erholung.

Der Mensch wird dann in einer Heerde zusammenleben, wie die Rehe mit den Hirschen, die unsere Wälder durchstreifen, oder wie jene Hundemeuten, die sich in den Straßen Constantinopels aufhalten.

Dieser zukünftigen Menschheit sage ich drei Dinge vorher:
Sie zerstört die Arbeit, die Freiheit, die Familie.
Wir wollen diese drei Punkte kurz beleuchten.

Drittes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf die Arbeit. Der Communismus erstickt allen Eifer für die Arbeit.

Ein Jeder wird leicht einsehen, daß es nur ein Mittel gibt, das Besitzthum oder mit andern Worten Reichthum und Armuth zu vermindern, — dies Mittel ist Gleichheit des Lohnes. Es versteht sich von selbst, daß ich von Gleichheit des Lohnes in einem und demselben Stande rede, denn der Communismus theilt die Arbeiter nach ihrer Beschäftigung in verschiedene Unterabtheilungen und gibt ihnen verschiedenen Lohn. Er ist dazu gezwungen, sonst beständen keine Künste. Von dieser Ungleichheit des Lohnes eines Handwerks im Vergleich mit einem andern, kann hier nicht die Rede sein, sondern von der in ein und demselben Stande. Es gibt Landbauer, die kräftig und verständig, es gibt deren, die es nicht sind; dasselbe gilt vom Holzschläger, vom Weber u. s. w. Gibt man ihnen ungleichen Lohn, so bewirkt man, daß einer mehr als der andere besitzt. Gleicher Lohn ist also unbedingt nöthig, und um Faulheit oder Sparsamkeit zu verhindern, muß man sie für ihre Arbeit dadurch belohnen, daß man die Sorge für ihren

Unterhalt auf sich nimmt. Unter allen Umständen wird demgemäß Allen gleicher Lohn gegeben, ob sie gut oder schlecht, viel oder wenig arbeiten mögen: ein Jeder wird in dem allgemeinen Gedeihen, in der Ehre seine Belohnung finden. Ob aber der Arbeiter, angeregt durch die Ehre und den allgemeinen Wohlstand, deßhalb mehr arbeiten würde, möchte ich fast bezweifeln, denn ich könnte Beweise dafür liefern. Es gibt deren unzählige, sie finden sich auf der ganzen Welt vor, aber ich möchte nicht gern die Geduld meiner Leser zu sehr auf die Probe stellen. Denkt Euch einen Mechanikus, zu dem man sagen würde: Lieber Freund, arbeite zwei, drei Stunden täglich länger als bisher und in zehn, in zwanzig Jahren wird die französische Gesellschaft reicher sein. Ich will nicht in Abrede stellen, daß er über dieses in Aussicht gestellte Resultat höchst angenehm berührt würde, hege aber einen bescheidenen Zweifel, ob er deßhalb die verlangten zwei Stunden länger arbeiten würde. Jetzt käme sein Meister und sagte ihm: Du hast hier eine Arbeit, worauf Du gewöhnlich zehn Tage verwendetest, was Dir, zu fünf Franken täglich gerechnet, fünfzig einbrachte; ich gebe Dir für dieselbe Arbeit von jetzt an ebenfalls fünfzig Franken, setze Dir keine Zeit fest, arbeite daran so lange als es Dir beliebt. Der Arbeiter macht sich ans Werk und vollendet sie in sechs, sieben, acht Tagen, um acht, sieben oder sechs Franken zu gewinnen. Ihr sollt einmal sehen, wie er dann arbeiten wird, er schont dann nicht mehr seine Arme, schafft Tag und Nacht, und warum? um mehr zu gewinnen, sei es nun für sich, sei es für seine Kinder. Wenn dem anders wäre, warum hätte man dann die Einrichtung, die Arbeit in Geding zu geben, erfunden?

Sie leugnen die edelsten Beweggründe ab, werdet Ihr mir ins Ohr schreien, Ihr bringt sie auf unrichtige Weise in Anwendung, erwidere ich Euch. Sagt doch dem Arbeiter: arbeite recht viel und Du wirst nicht gerade mehr Geld verdienen, aber Frankreich wird in zwanzig oder dreißig Jahren reicher sein. Wißt Ihr womit er Euch antwortet? Er zuckt die Achseln und thut als verstände er Euch nicht, denn Ihr redet ihm von Geld vor und da wünscht er denn auch etwas klingendes zu hören. Sagt ihm aber: Stirb für das Heil Frankreichs, und er wird Euch vielleicht ein günstigeres Ohr leihen. Ja, er wird freiwillig sein Blut bei Austerlitz, Eglau, unter den Mauern von Paris verspritzen, wenn Ihr es verstanden habt, durch weise militärische Einrichtungen sein Herz zu erhalten, das Gefühl für Ruhm anzufachen. Das hat seinen Grund darin, daß der Mensch weniger feige als träge ist, und daß er eines Anfeuerungsmittels bedarf, sobald es gilt, ihn zu irgend einer Art von Kraftanwendung aufzureizen. Will man ihn zur Arbeit anregen, so muß man ihm die lockende Aussicht auf Wohlstand vor Augen halten, will man verlangen, daß er Gut und Blut auf's Spiel setze, so muß man ihm den Ruhm als Ziel stecken.

Wie: ihm von Ehre vorreden, wenn es sich darum handelt, zwei oder drei Bohlen mehr täglich abzuhobeln, oder ein Stück Eisen besser zu feilen? Ihr Lästerzungen! Die Ehre für d'Assas, Chevert, Latour d'Auvergnes? Dem fleißigen und geschickten Arbeiter Geld, d. h. die Genugthuung sich und die Seinigen in Wohlstand zu versetzen, und die allgemeine Achtung, wenn er anständig und rechtschaffen ist, denn es gehört ihm auch eine moralische Genugthuung, diesem wackern Mann. Mit Euerm Vernünfteln verrathet Ihr nur vollkommene Unkenntniß der menschlichen Natur, und Ihr werft alles über den Haufen, anstatt zu verbessern.

Der augenblickliche, geschickt angeregte Enthusiasmus führt jene aufgeregte Stimmung herbei, in welcher man mit Freuden dem Tode trotzt. Will man aber diese beständige Aufregung bei jener ruhmlosen Aufgabe, die man Arbeit nennt, anwenden, dann bedarf es der Aussicht auf Wohlstand. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Ausdauer in der Arbeit manchmal Ruhm verschafft, wenn es sich um Nachforschungen, wie die von Newton angestellten, handelt, — und das ist ein Anspornungsmittel mehr. Der größte Theil der Arbeiten jedoch, von denen die Menschen leben, kann nur gegen materiellen Lohn angefertigt werden, und dessen muß der Arbeiter versichert sein. Wendet einmal der Mensch seine Thätigkeit und Ausdauer dazu an, der Natur die zu seiner Nahrung und Kleidung nöthigen Materialien abzuringen, nun so will er diese Gegenstände auch haben, er besteht darauf, man muß sie ihm geben und so ihn für die Arbeit entschädigen, die er mit Rücksicht auf das Ziel, das er sich vorgesteckt, ausgeführt hat. Man muß ihm geben, was er verdient hat, um ihn zur Arbeit anzufeuern, nicht mehr und nicht weniger. Man muß ihm ferner das Ziel nicht zu weit hinausstecken; ihm nicht etwa den Wohlstand Aller, nicht einmal den Einzelner, sondern einzig und allein seinen eigenen und den seiner Kinder vor Augen halten. Somit übt man nicht nur einen Akt der Gerechtigkeit aus, man feuert ihn auf diese Weise auch am allerwirksamsten zur Arbeit an. Wer viel arbeitet, gewinnt viel, wer wenig, hat wenig, wer faul ist und nichts thut, erringt nichts. Das heißt mit Gerechtigkeit, Klugheit und Vernunft zu Werke gehen. Hiermit zerstört man nicht die edeln Triebfedern, man bewahrt sie nur zu den Endzwecken auf, für welche sie sich eignen. Der Lohn bleibt der Arbeit, der Ruhm der erhabenen Aufopferung, dem Genie, vorbehalten. Da ist ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch arbeitet, um sich und seine Familie zu ernähren, der muß bezahlt, gut bezahlt werden. Er gibt sich einmal für sein Vaterland hin — gebt ihm das Ehrenkreuz. Er macht eine Entdeckung — der Ruhm des Erfinders sei sein Lohn, — aber vor allen Dingen entschädigt jeden nach seinen Thaten.

Demgemäß könnte von Arbeitseifer keine Rede sein, wollte man nicht einen der Arbeit in quantitativer und qualitativer Be-

ziehung angemessenen persönlichen Lohn aussetzen. Mit Euerer Gemeinschaft, mit Euerer allgemeinen und gemeinschaftlichen Besoldung würde es gar bald traurig aussehen. Die Gesellschaft in der das Besitzthum anerkannt ist, in welcher der Ertrag der Arbeit demjenigen zufließt, der sich ihr widmet, ihm allein und nur ihm und seinen Kindern: diese Gesellschaft hat schon alle Mühe, allen ihren Mitgliedern Brod, und noch dazu oft schlechtes, zu verschaffen. Was würde erst daraus werden, wenn Niemand für sich arbeitete, wenn Alle ihre Kräfte für die Gesammtheit hinopferten? Wäre auch die Vertheilung verschieden, es käme doch auf Eins heraus: Denn, wie ich es bereits gesagt habe, eine leicht anzustellende Berechnung hat dargethan, daß die Vertheilung des Besitzthums der Reichsten unter die Aermsten keine fühlbare Veränderung in der Lage der Letzteren hervorbringen würde. Nicht ein Heller würde täglich als Vermehrung zu dem Tageslohne kommen, wohl aber würde diese Vertheilung die Masse der Allgemein-Erzeugung um die Hälfte oder drei Viertheile verringern. Alle stürben vor Hunger — das ist das einzige Gute, was man ihnen gethan hätte.

Viertes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf Freiheit des Menschen. Der Communismus ist die unbedingte Ableugnung jeder menschlichen Freiheit.

Der Communismus tödtet die Arbeit, denn indem er sie ihres Zieles beraubt, hebt er auch den Eifer auf, es zu erreichen. Ja er wirkt noch schädlicher; er unterdrückt die Freiheit. Was für ein Bewandniß hat es doch mit einem solchen absonderlich eingerichteten Staate! Aus Furcht, daß der Mensch nicht fehlt, nicht irre geht, daß ihm sein Werk mißglückt, oder zu sehr gelingt, daß er nicht arm bleibt oder nicht reich wird, verpflichtet man ihn in Gemeinschaft zu arbeiten und läßt ihn durch die Gemeinde ernähren, kleiden, aushalten. Sie ist es, die ihm seinen Beruf verordnet, die aus ihm einen Landmann, oder Schmid, oder Weber, einen Gelehrten, Mathematiker, Dichter oder Krieger macht. Einmal wird er auf Befehl zu den feinsten Genüssen berufen, ein anderes Mal auf die nothdürftigsten angewiesen, wenn man es sich nicht noch bequemer einrichten will, und um die Schwierigkeiten der verschiedenen Abtheilungen aller Bürger zu umgehen, alle zu der traurigen Gleichheit verdammt, in welcher die Hirten leben. Wem gleicht wohl eine solche Gesellschaft? Ich will es Euch kurz sagen — sie ist ein Bienenstock oder ein Ameisenhaufen.

Es gibt wahrhaftig in der Natur Thiere, welche in Gemeinschaft leben und alle Eigenthümlichkeiten der menschlichen Gesellschaft an sich haben, z. B. die Bienen. Sie arbeiten mit einer unausgesetzten Thätigkeit, fliegen auf den nächsten Gesträuchen umher, irren sich nie in ihrer Wahl und kehren mit ihrem geringen Vorrath von Saft zurück, den sie in den Blumenkelchen eingesammelt haben. Sobald sie wieder im Bienenstock sind, bauen sie wie unfehlbare Architekten; alle Verhältnisse ihrer kleinen Zellen sind fehlerlos; das Wachs bildet die Wände, an welchen sie den Honig niederlegen, dann erziehen sie neue Familien, die sie fliegen lehren, in die Luft hinaus, oder wie wir von Menschen sagen, in die Welt einführen, auf daß auch sie wieder eine neue Colonie gründen mögen, d. h. einen neuen Bienenstock.

Unter diesen arbeitenden Fliegen gibt es weder fleißige noch faule, weder reiche noch arme, weder tugendhafte noch schuldige. Alles gelingt gut, weil alles so wird, wie es werden muß, weil alle unter der Herrschaft eines unfehlbaren Führers stehen: des Instinktes. Wißt Ihr, wem Euere Gemeinschaft gleichen würde? Einem Bienenstocke. Wißt Ihr, was der Mensch, wie Ihr ihn schaffen wollt, sein würde? Ein Wesen, das seinem Instinkte gehorcht, ein Thier.

Mit einem Worte, es gebräche an Freiheit, denn die Freiheit besteht eben darin, daß man sich irren und leiden kann. Irrthümer und Wahrheiten, Freuden und Leiden, das ist des Menschen Leben. Die Biene irrt sich nie, sie fliegt von einem Gesträuche zum andern, bewegt sich in der Luft und im Lichte, freut sich gewiß auch, aber ohne die heftige Aufregung, die unserer Natur eigen ist.

Ist sie in den Bienenkorb zurückgekehrt, so bildet sie mit ihren kleinen Füßen einen kleinen Zirkel, in dem sie sich um sich selbst herumdreht. Diese unfehlbare Maschine betrügt sie nie, ebenso wenig wie die von Vaucanson, denn ihr Vaucanson ist Gott selbst. Der Mensch ist aber ganz anders geschaffen. Sein Bienenkorb ist Athen, Rom, Florenz, Venedig, London, Paris. Wie verschieden ist nicht auch seine ganze Thätigkeit!

Welch großen Irrthümern würde er sich nicht aussetzen, wenn er von dem nächsten besten Gesträuche zu dem andern eilen wollte! Er muß die entferntesten und verwickeltsten Verhältnisse beurtheilen, mit verständiger Kunst seine Nahrung bereiten, aus allen Theilen der Welt die verschiedensten Erzeugnisse herbeiführen, ihren Werth genau schätzen können und dafür sorgen, daß sie zu rechter Zeit und unter vortheilhaften Bedingungen an Ort und Stelle anlangen. Aber, um sie nur holen zu können, muß er aus der Beobachtung der Sterne, Winde und Jahreszeiten sich eine Wissenschaft gebildet haben, und hat er sie einmal an Bord, so muß er sie mit dem Genie eines Ruytes, Jean Bart und Nelson gegen die Elemente vertheidigen. In all diese Unternehmungen kann er sich entweder mit Glück oder Unglück einlassen; wenn er sich nicht

irren könnte, wenn er die Wahrheit nothwendigerweise mit einem Blicke seines Geistes voraussehen würde, so wäre er nicht frei. Er wäre entweder jene Biene, welche in dem beschränkten Kreise ihrer fehlerlosen Thätigkeit eine lebendige Maschine ist, die nur von der stets gleich bleibenden angeborenen Kraft des Instinktes geleitet wird, oder Gott selbst, wie wir ihn uns nur immer vorstellen können, ein Gott, der die Wahrheit immer ohne Schleier sieht und nie aus den Augen verliert, weil er diese Wahrheit selbst ist. Ein Wesen, das nie irren würde, könnte nur entweder Maschine oder Gott sein. Die Freiheit des Menschen wird eben aus seinem Vermögen gebildet, das Wahre entweder zu fassen oder nicht zu fassen. Zu diesem Punkte gelangt der Mensch durch eine beharrliche Aufmerksamkeit — kurz durch die Arbeit.

So spricht sich der Geist des Menschen, nicht aber seine ganze Seele aus. Die richtige Auffassung der Gegenstände, daß man die guten von den schlechten Mitteln langsam oder schnell, bestimmt oder unvollständig erkennt, genügt ihm noch nicht; er muß zur Thätigkeit angespornt werden. Wenn ihn die bloße Ansicht der Dinge gleichgültig ließe, so würde er vielleicht neugierig aber unthätig sein. Er muß einen Beweggrund zum Handeln haben, damit er seine Thätigkeit in Anwendung bringe. Soll er sich einem Gegenstande nähern oder sich von ihm entfernen, so muß dieser einen starken Eindruck auf ihn hervorgebracht, entweder in ihm ein angenehmes oder ein unangenehmes Gefühl erregt haben: darin besteht die Anziehungskraft für den Menschen. Wenn sich der Mond in Folge der Anziehungskraft um die Erde, die Erde um die Sonne dreht, so haben sie auch ihre Beweggründe dazu, nur fehlt ihnen das Gefühl; aber der Mensch, der sich von diesem oder jenem Gegenstande angezogen, zu dieser oder jener Handlung verleitet fühlt, unterliegt einer zweifachen Einwirkung: dem Vergnügen oder dem Schmerze. Nehmt ihm diese Gefühle und er gleicht dem Monde und der Erde, die, obgleich unendlich größer als er, doch nicht jene moralische Würde haben, die ihm in der Eigenschaft eines denkenden und fühlenden Wesens zukommt. Um ihn in Thätigkeit zu bringen, muß er sich entweder angezogen oder zurückgestoßen, sich angenehm oder unangenehm berührt fühlen, je nachdem er sein Vorhaben für ein glückliches oder unglückliches hält. Er kann sich irren, er kann leiden, darin besteht die doppelte Freiheit seiner Seele. Die Wahrheit immer unterscheiden, denselben auch noch so angenehmen Eindruck immer fühlen, wäre ebenso viel, als gar nichts unterscheiden, gar nicht fühlen. Wenn der Mensch so von seiner Höhe herunterstiege, so würde er eine Biene, ein Polyp, eine Pflanze oder ein Stein werden, und wenn er noch tiefer sänke, sich von selbst aufheben. Oder, wenn er die Leiter der Wesen bis ins Unendliche hinaufstiege, solch ein Gott werden, wie wir ihn nur immer zu denken im Stande sind. Die Freiheit besteht also nicht blos in dem Vermögen, sich zu irren und zu

leiden, sondern auch in dem Entgegengesetzten. Sie ist es, die den Menschen über das vom Instinkte beherrschte Thier stellt und unter jenes Wesen, dessen wahre Natur wir nicht anders fassen können, als indem wir es von aller menschlichen Unvollkommenheit frei erklären und als Gott anbeten. Und wir sollten jene erhabene Seele, die bald blöde, bald hellsehend, Leiden und Freuden gleich tief zu fühlen fähig ist, jenes höhere Licht, das Gott für uns geschaffen, damit es uns erleuchte und anführe, diese freie, unsterbliche Seele wie eine lästige Flamme verlöschen, deren Licht uns ermüdet, deren Gluth uns verzehrt. Ja — Ihr wollt das Licht der Seele verlöschen, denn Ihr wollt uns unsere Freiheit rauben und uns auf jene Stelle stellen, wo die Bienen und Ameisen leben. Wie, aus Furcht, daß ich nicht einen Fehltritt mache, daß mir meine Absichten mißglücken, daß ich nicht das sei, was Ihr arm oder reich nennt, daß ich nicht Kälte, Hunger fühle, noch ins Elend sinke — wollt Ihr mich in einen Bienenkorb einsperren, mir meine tägliche Aufgabe anweisen, mich füttern, mich nach Eurem Geschmacke anziehen, das Maß meiner Kräfte, meines Hungers, meines Geistes festsetzen, mich da oder dort hinstellen, mich dieses oder jenes lernen machen! Fürchtet Ihr denn nicht, Ihr abgeschmackten Gesetzgeber, die Ihr, um zu verhindern, daß ich mich irre und mich dieser Gefahr aussetze, nach Gutdünken über mein ganzes Ich verfügen wollt, fürchtet Ihr denn nicht, Euch selbst zu irren, indem Ihr mir meine Rolle anweist, meine Bedürfnisse bestimmt und für ihre Genugthuung sorgen wollt? Ihr habt Euch gröblich betrogen, Ihr habt mich in der Mitte der Unzahl der Geschöpfe nicht erkannt, Ihr habt mich für einen Biber, der baut, für ein Pferd, das man sattelt, gehalten. Aus Furcht, daß ich falle, habt Ihr mich niedergedrückt; aus Furcht, daß ich mich verirre, zum Sklaven gemacht; aus Furcht, daß ich leide, mir das Leben genommen, denn indem Ihr alle Wechselfälle aus meinem Leben gestrichen, habt Ihr dieses selbst unterdrückt.

Die alte, ewige Gesellschaft, die die Natur begründet, behandelt den Menschen ganz anders. Arbeite, sagt sie ihm, so viel Du willst, so wie Du kannst, gut oder schlecht, mit oder ohne Einsicht, arbeite, sagt sie, mit allen Fähigkeiten, die Du von der Natur erhalten. Das, was Du gewinnen wirst, soll Dein eigen bleiben. Du bist alt, arbeite nur fort, arbeite nur fort, denn das, was Du gewinnen wirst, wird Deinen Kindern bleiben. — Aber die Gesellschaft begnügt sich nicht damit, den Menschen bloß zu maßloser Arbeit anzutreiben, sie überläßt es ihm auch, sich die Kunst zu wählen, in der er thätig sein will. Er folgt seinem Antriebe. Hat er sich geirrt, so muß er einen andern Weg einschlagen, umkehren und herabsteigen. Aber eben dadurch, daß er seine Kräfte versucht, wird er endlich finden, wozu seine Kräfte am besten taugen und hat er einmal seine Sphäre entdeckt, so durchfliegt er sie, wie der Adler die Wolken. Da gab es einmal

einen schlechten Arzt, der ohne es zu wissen, ein großer Architekt war; er besann sich eines bessern und erbaute die Colonade des Louvre. Hier fand sich ein mittelmäßiger Alterthumsforscher, er entdeckt, daß er eigentlich für die Waffen geboren, verläßt für den wahren den falschen Beruf und gewinnt die Schlacht von Heliopolis. So arbeitet jeder frei, eifrig, nach seiner angeborenen Geschicklichkeit. Der reich gewordene Vater stattet seine Kinder reich aus und weist ihnen im Leben eine Stelle über ihm an. Diese Kinder leihen die von ihrem Vater gewonnenen Capitalien Anderen, die ihrer bedürfen, um arbeiten zu können, verschaffen sich hierdurch Einkünfte, zahlen mit diesem Zuwachse ihres Vermögens die gesuchtesten Erzeugnisse der Industrie und tragen so selbst als echte Söhne der Arbeit zur Vermehrung derselben bei. Sind sie ihres Vaters würdig, so behaupten sie sich auf der Stelle, die er ihnen angewiesen, erreichen sogar eine noch höhere; sind sie seiner unwürdig, so sinken sie zurück, werden wieder arm und werden an der Schwelle jener Paläste betteln, wo sie in ihrer Jugend spielten. Ebenso wie die Arbeit ihres Vaters in ihnen vergolten wurde, rächt sich ihr Müßiggang an ihnen und ihren Kindern. Daraus ergeben sich tausend und tausend moralische Gegensätze und jene Reihe von Zufällen, welche uns das Schauspiel der Welt bietet. Auf Seidenstoffen ruht der Arbeiter, der in der Jugend auf Stroh lag, auf Streu schläft der hohe Herr, der in der Wiege auf weichen Flaumen schlummerte. Man findet den schlichten, arbeitsamen, getreuen Mann, der in dem Hause des reichen Knaben diente, heute als Beschützer jenes damals so stolzen, jetzt entmuthigten Kindes, dem der, den es früher verachtete, jetzt als Stütze dient. Ein vermögensloser Abentheurer kömmt mit den Schätzen Indiens zurück, verschwendet seine Wohlthaten, und im nächsten Augenblicke irren seine Erben, des Nothdürftigsten entblößt, in der weiten Welt herum. Nicht nur der Reichthum unterliegt solchen Wechselfällen, sondern auch die Macht, denn das eigensinnige Glück spielt ebenso mit Schätzen, als mit Kronen. Ein Soldat wird Herrscher, Johann Sporza, Herzog von Mailand, und seine Enkel durch einen Tyrannen vergiftet. Ein Artillerieoffizier wird Herr der Welt, dann der Luft und des Raumes auf einer öden Insel beraubt, die Glieder seiner Familie zerstreut, einzeln zur Nothdurft verdammt. Prinzen, Erben einer langen Reihe von Königen, leben geächtet und als Schulmeister, dann als Könige, endlich wieder geächtet nnd nähren sich in der Verbannung von einem kaum genügenden Brode. Man sieht diese wirren Spiele des Zufalls und tausend Tugenden im Gegensatze zu tausend Lastern; oft Reiche mit harten Herzen, aber auch häufig Reiche mit einem Herzen voll von Güte, das rings um sich Glücksgüter austheilt und so alle jene dafür entschädigt, welchen das Glück nicht so wohl wollte; überall Gegengewicht; da Geschicklichkeit, hier Ungeschicklichkeit, da Thätigkeit, hier Faulheit, da Güte im Unglück; und immer, immer und überall

erreichen die menschlichen Fähigkeiten durch ihre Anwendung den höchsten Grad der Entwickelung. Diese Zufälle, diese schlagenden Gegensätze, diese aufgeregten menschlichen Fähigkeiten, diese Laster, diese Tugenden, diese guten, diese schlechten Eigenschaften, sie machen die Freiheit aus. Da stehen wir keinem Thiere, da finden wir uns dem Menschen gegenüber.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Communismus in Bezug auf das Familienleben. Besitzthum und Familie bilden ein unzertrennliches Ganze; der Communismus vernichtet mit dem Auflösen des einen Theiles eines der edelsten Gefühle der menschlichen Seele.

Der Communismus vernichtet die Arbeit, unterdrückt die Freiheit und vernichtet sogar die Familie.

Der Mensch, so wie er von der Natur geschaffen ist, und nicht wie ihn die Sophisten gern haben möchten, hat das Bedürfniß, sein Stück Land zu besitzen, auf seinem Stück Land eine Wohnung zu bauen, in welcher sich seine Familie aufhält. Ist er aus dem Kindes- in das Jünglingsalter übergegangen, ist sein Körper ausgewachsen, dann heirathet er ein Weib nach seiner oder seiner Eltern Wahl. Sie schenkt ihm Kinder. Er arbeitet für Weib und Kind. Er gibt seiner Lebensgefährtin, die für ihn ein Gegenstand zärtlicher Liebe ist, schöne Stoffe; seinen Kindern gibt er eine bestmöglichste Erziehung, leitet sie diesem oder jenem Handwerke zu, und ebnet ihnen, sei es in demselben Stande, dem er selbst angehört, sei es in einem höhern, die Bahn zu Reichthümern und Ehrenstellen. Hat er dies Ziel erreicht, ist er alt geworden, bietet das Leben für ihn keine andere Freude mehr, ist die Gluth der Liebe in ihm erloschen, und erscheinen ihm alle Erfolge nicht mehr als irdische Täuschungen, dann lebt er in seinen Kindern wieder auf. Genüsse, die er für sich selbst nicht mehr kennt, seine Kinder erhalten ihm den Sinn dafür. Ist auch ihr Herz für einen Gegenstand mit Liebe erfüllt, gelingen ihre Pläne, dann ist er glücklich. Jung und stark beschützte er sie, als sie jung waren, alt und schwächlich, wird er bei Abnahme seiner Kräfte von ihnen aufrecht gehalten. Endlich fällt er dem Reiche des Todes anheim; er hat das Kinder-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter durchgemacht, die von ihm seinen Kindern geleisteten Dienste sind ihm reichlich wieder vergolten worden; sie liebten den Vater, der Vater die Kinder, und sein Körper war auf seinem letzten Gange von den Wesen, denen er das Leben gegeben hatte, begleitet. Ebenso folgen auch die menschlichen Generationen ununterbrochen aufeinander;

sie reichen sich einander die Hand, von dem ersten Menschen an, den die heiligen Schriften Adam nennen, bis zu seinen letzten Nachkömmlingen, die mit dem Planeten, der uns durch die Gefilde der Ewigkeit tragt, untergehen, deren Todesart uns aber unbekannt ist.

Man könnte mir einwenden, daß ich gerade das Ideal eines Familienlebens aufgestellt habe. Der Mensch da hat nur einem flüchtigen Rausche Gehör gegeben, als er seine Frau wählte. Er liebt sie nicht mehr, oder hat ihre Liebe verloren, er hat sie hintergangen und ist jetzt selbst der Betrogene. Aus diesem ehelichen Leben ist ein tyrannisches Verhältniß hervorgegangen; seine Kinder hat er entweder mit Sorglosigkeit erzogen, oder aber, er erntet, nachdem er, wie es ein guter Vater thut, denselben die zärtlichste Sorgfalt zugewendet, sie mit Wohlthaten überhäuft hat, nur Undank, ja, er wird von ihnen verlassen.

Diesen bittern Tadel kenne ich wohl; heißt es nicht aber auf schwache Gründe sich stützen wollen, aus einzelnen vorübergehenden Schwächen der Glieder der menschlichen Gesellschaft auf die Gesammtheit zu schließen?

Ich werde sogleich diesen Schwächen einige Beobachtungen widmen, vorher aber noch beweisen, daß das Ideal, das es von der Familie gebildet habe, wirklich besteht, und allen Schicksalsschlägen, die das Menschengeschlecht trifft, getreulich widersteht.

Fangen wir bei den Thieren an. Hier erkennt der Vater nie die von ihm entsprossenen Kinder wieder. Die Mutter überläßt sie ihrem Schicksal, nachdem sie sie eine Zeit lang gesäugt, oder wenn es nicht Säugethiere sind, darin angewiesen, sich selbst ihre Nahrung aufzusuchen; sie verbannt sie selbst aus ihrem Gesichte, jagt sie sogar wie einen lästigen Besucher von ihrer Stätte. Die ganze Erziehung bestand darin, daß die Kinder gelernt haben, sich selbst zu ernähren, und ihrer Haut zu wehren. Diese Periode der Erziehung dauert einen, zwei Monate; bis zu einem Jahre bei den Gattungen, die ein höheres Lebensalter erreichen. Nach dieser Periode sind sie dem Communismus verfallen. Vater, Mutter, Kinder sind sich einander fremd; sie können sich nicht unter der Menge herausfinden, sie leben ohne Scheu, ohne das natürliche Gefühl der Scham zu haben, in gänzlicher Vermischung. Dies ist das Leben unter den Thieren. Sie haben freilich keine Sorgen, keinen Kummer; sie kennen nicht die Verbindlichkeit, sich einander zu pflegen, auch wenn sie sich nicht mehr lieben. Der Vorwurf des Ehebruchs kann bei ihnen nicht aufkommen; die Kinder klagen nicht über vernachlässigte Erziehung von Seiten der Eltern, diese ebenso wenig über schwarze Undankbarkeit jener; es gibt weder gute noch schlechte Ehen, weder schlechte Väter, noch ungerathene Söhne. Ist es etwa dieser Zustand von Unschuld, dieser Grad von Freiheit, diese Stufe des Glückes, welche man für das Menschengeschlecht herbeiwünscht? Diese Unschuld, diese Freiheit, dieses

Glück gehören für das Vieh. Ist das Ziel erreicht, zu dem sich Vater und Mutter vereinigt hatten, was für den Mann die Dauer eines Augenblicks in Anspruch genommen, was der Mutter einen Zeitaufwand von einigen Monaten gekostet hat, dann scheiden sie von einander und die Familie ist aufgelöst. Sie hat gerade nur so lange Bestand gehabt, als zur Erziehung und dem Fortpflanzen der Gattung nöthig war.

Die Erziehung des Menschen aber währt sein ganzes Leben hindurch. Dieses Wesen, dieses so starke Wesen, dem eine längere Lebensfrist als den meisten andern zugemessen, dem es vorbehalten ist, einst ein Newton, Racine, Voltaire oder Napoleon zu werden, kann nach seiner Entwöhnung von der Mutterbrust kaum sich auf den Füßen halten. Wollte man es sich selbst überlassen, ein Hund würde es umwerfen, ein Pferd zertreten können. Hat es dann auch essen, gehen, Gefahren vermeiden gelernt, so kann es doch noch nicht allein in der Gesellschaft leben, wo alles gekauft werden muß, wo sich der Lebensunterhalt nicht in den Straßen findet, wie die Thiere ihre Nahrung auf den Feldern. Vater und Mutter müssen für seine Bedürfnisse sorgen. Dies Wesen hat Denkvermögen, seine Einsicht muß entwickelt und sorgfältig gepflegt werden, es muß eine Erziehung genießen und fähig gemacht werden, seinem Stand, seiner Nation Ehre zu machen, mit dem Jahrhundert fortzuschreiten. Ist dieses Wesen nun erst der Sohn berühmter Familien, die einen großen Namen in ihrem Lande haben, ist er der Abkömmling der Scipionen in Rom, der Sohn Hannibal Barca's in dem eifersüchtigen Carthago, ist er dazu bestimmt, eines Tages den Glanz seines Namens, den Ruhm des Vaterlandes aufrecht zu erhalten, dann müssen ihm die Erbtugenden, die edeln Leidenschaften seiner Familie eingepflanzt werden. Ist dann wohl ein ganzes Lebensalter voll guter und heroischer Beispiele eine zu lange Lehrfrist? Ist er der Sohn Jean Bartis, dann muß man ihn auf's Schiff an die Seite seines Vaters setzen und ihn mit einem Stricke an den Mastbaum des Schiffes binden, das jener heroische Seeheld befehligt, wenn er eines Tages während der Schlacht auch nur zu zaudern scheint. Seid Ihr wirklich der Meinung, daß zur Erreichung solcher Zwecke der Augenblick herankommen könnte, wo das Familienband unnütz geworden ist?

Der Schutz der Mutter macht dem Thiere in dem Alter körperlicher Untauglichkeit seine Familie aus, für den Menschen sind es die Ueberwachung seiner Seele, welche seine Eltern das ganze Leben hindurch unausgesetzt ausüben, für ihn sind es die zahllosen weisen Rathschläge und großen Beispiele! Hat man wirklich noch nöthig, dergleichen Dinge in einer Republik zu sagen?

Die menschliche Familie ist nicht zu allen Zeiten und überall dieselbe, das steht fest, sie gelangt ganz so, wie alle andern gesellschaftlichen Einrichtungen, erst nach und nach zur Vollkommenheit. Im Nomadenzustande hat der Mensch mehrere Weiber, weil er

bei seinem eigenwilligen Umherstreifen auf der Erde, auf den ausgedehnten Weiden in der Wüste, in Mitten reichlichen Ueberflusses an Vieh, den Lebensunterhalt leicht gewinnt und viel Weiber und viel Kinder ernähren kann. Er ist Despot, er hat noch nicht gelernt, die Schwäche seiner Lebensgefährtin zu achten, er befriedigt seine Begierde, mehrere Frauen zu haben, fordert Treue von ihnen, ohne selbst treu zu sein, erzeugt mit jeder von ihnen Kinder, die unter einander leben, wie sie können; und gelingt es einer dieser Frauen, den andern den Vorrang abzulaufen, nun dann gehet Agar und Ismail hinaus in die Wüste, um da vor Durst umzukommen. Und hat dieser barbarische Nomade einst erst Konstantinopel erobert, dann hält er sich hunderte von Weibern, die er in einem Harem zu leben verdammt, sie dienen ihm zur Befriedigung seiner Launen, welche ihn bald der Einen, bald der Andern zuführt, geben ihm Kinder von der verschiedensten Abkunft, die unter einander im Serail in blutiger Fehde leben.

Selbst in Rom, diesem Heiligthume erhabener und edler, aber roher Gefühle, war, vorzüglich vor Einführung des Christenthums und ehe dadurch das Herz höheren und zärtlicheren Gefühlen zugänglich gemacht worden war, das eheliche Band lange nicht so fest geschlungen, als es seitdem geworden ist.

Die Ehe bestand in Abstufungen. Zwischen Winkelehe und wirklicher Verheirathung gab es mehrere Mittelzustände, die alle zugelassen und vom Gesetze anerkannt waren. Die Ehescheidung geschah ohne Schwierigkeiten. Die Frau eines Römers zog zuweilen von einem Hause in das andere ein. Nicht so sehr die Mutter, als der Vater begründeten die Familie. Ihr Prinzip, ihre Seele stützte sich viel mehr auf den edeln Stolz der Geburt, als auf Zärtlichkeit. Dieser geheiligte Stolz war so auf die Spitze getrieben, daß die Scipionen Paulus Emilius um Abtretung eines seiner Kinder angingen, das Von Polybeus zur Erziehung anvertraut wurde, und später unter dem Namen Scipio Emilius auftrat — warum? weil sie selbst einen Sohn hatten, der sich unwürdig gemacht, ihren Namen zu tragen. Roms Größe, von der seiner Familien unterstützt, verschaffte ihm die Weltherrschaft. Gleichwohl fehlte gar oft die Mutter und deren Zärtlichkeit; und die Mutter der Gracchen, die eine Ausnahme genannt zu werden verdient, gibt uns eher ein Beispiel für die Bestätigung dieses Ausspruchs, als sie ihn in Zweifel zieht.

Die Familie, so wie sie jetzt besteht, ist vom Christenthum eingerichtet worden. Es hat dem Menschen unendliche Wohlthaten erwiesen, legt ihm die Pflicht auf, sich zu beherrschen und seine Leidenschaften zu bewältigen, zwingt ihn, mit der Schwäche seiner Frau, wie mit der des Sklaven nachsichtig zu sein. Für einen Vater, für eine Mutter, nur eine Nachkommenschaft; hierin liegt die höchste Vollkommenheit dieser geheiligten Einrichtung. Es erleidet keinen Zweifel, daß je nach der Unbeständigkeit des Ge-

schmacks Mann und Weib nicht immer gleich enthaltsam bleiben können, ihre Liebe in der Jugend gleicht nicht immer der im Alter, diese Liebe macht aber mit der Zeit einer ehelichen Zuneigung Platz. Niemals wird Euch ein Wesen gleichgültig werden, das Euer ganzes Leben hindurch Euere Interessen, Euern Stolz, Euern Ehrgeiz, Euern Vermögenszustand zu dem seinigen gemacht hatte. Und wenn auch durch dies so nahe, unaufhörliche Beisammenleben Reibungen entstanden sind — Ihr werdet am Tage seines Verlustes an der Leere im Herzen erst fühlen, welch einen Platz es darin eingenommen hat. Ist nicht auch schon der Kinder wegen die Familie eingerichtet worden? Mann und Weib, die nicht mehr in einem guten Einverständnisse leben, finden sich wieder, verständigen sich, wenn es sich um das Loos jener geliebten Wesen handelt, für die allein man noch lebt, wenn man kein anderes Ziel mehr vor Augen hat. Sie ertragen in ihnen Leiden, grausame Leiden, aber sie ziehen diese Leiden denen der Kinderlosigkeit vor. Wer wollte in der That es über sich nehmen, dieses Gefühl der Mutterschaft der menschlichen Seele zu entreißen? Dieses so bittere und so süße, so innige kostbare und so schreckliche Gefühl der Mutterschaft! das hier über ein junges Mädchen wacht, seine Keuschheit bewahrt, sie ins Brautbett führt, der jungen Mutter ihre liebreiche Sorgfalt schenkt und deren Kinder liebt wie ihre eigenen, — dort den Jüngling, nachdem sie ihn während der Kindheit, während des Knabenalters mit mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt, mit Zittern bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben begleitet, mit Mutterblicken auf seiner stürmischen Bahn verfolgt, bittere Thränen bei seinem Unglück weint, vor Freuden aufjauchzt, wenn der Erfolg seine Bemühungen krönt. Zuweilen hat es diese gute Mutter nachgegeben, daß ihr Sohn die Laufbahn des Kriegers einschlug. Ihr Herz bebt bei der Nachricht von dem Bevorstehen einer Schlacht, welche Freude, wenn er lebt, wenn er Ruhm erworben! Aber ihr Herz wird vor Schmerz zerspringen, wenn man ihn todt einher getragen bringt, wäre er auch auf einem Lager von erbeuteten Fahnen gebettet, ja ihr Herz wird vor Schmerz zerspringen: sie sehnt sich den Tod herbei und stirbt vielleicht.

Das Thier, selbst das beste, der Hund, den Ihr liebt, ist solchem Kummer nicht unterworfen, das gebe ich zu. Wollt Ihr denn aber zum Vieh herabsinken, wollt Ihr Euch Eurer Seele entäußern, wollt Ihr Euch der Eigenschaft eines freigeschaffenen Wesens begeben, dieser Eigenschaft, vermöge welcher Ihr richtig oder falsch denken, aufjauchzen und leiden, und tief leiden könnt? Nun, wenn Ihr das wollt, so reißet Euch diese Seele aus dem Leibe, fallt auf Eure vier Glieder nieder, macht Eure Hände zu Füße, beuget Eure Stirne zur Erde, diese Stirne zur Erde, diese Stirn, die dazu bestimmt war, sich gen Himmel zu heben, erectos ad sidera tollere vultus und werdet zum Vieh, um nicht Leiden zu ertragen zu haben.

Kinder verursachen Kummer, die Heirath legt Fesseln an, ganz so wie die Umzäunung des Nachbarfeldes demjenigen, der gern hineingehen möchte um daselbst Früchte zu pflücken, ein lästiges Hinderniß ist! Ach, wenn dem so ist, nichts natürlicher, als die Mauern, welche eine Familie umgränzen, mit denen des Nachbarfeldes umzureißen. Dann wird es kein anderes Gut, keine andere Wohnung, kein anderes Weib, keine andere Kinder mehr, als die der Gemeinde geben. Man wird alles im Ganzen lieben, und hiermit werden viele Schwierigkeiten verschwinden. Der Mensch knüpft dann eine vorübergehende Verbindung mit der Frau an; gefällt sie ihm, so bleibt er mit ihr lange oder kurze Zeit; ist sein Gelüste befriedigt, sein Geschmack übersättigt, nun dann trennt er sich von ihr, läßt ihr die Leiden der Schwangerschaft, deren Folgen ihn nichts kümmern, da die Gesellschaft dahin bezügliche Verpflichtungen im Voraus übernommen hat; er wird dann vielleicht manchmal in die Kinderbewahranstalten gehen, wo sich alle Kinder aller Väter und Mütter befinden, wird sich aber wohl hüten, das seinige herauszuerkennen, weil er fürchtet, dann dem Verbrechen nicht widerstehen zu können, es zu lieben; wird endlich den Familiengenuß in dem Vergnügen finden, zuzusehen, wie sich diese Kleinen unter dem Fittige der Gemeinde herumbalgen.

Ich weiß recht gut, daß viele von den Gegnern des Eigenthums sich vor dieser gänzlichen Vermischung, die ihr Gefühl empört, verwahren. Ihr Geschmack mag ein edlerer sein, ihre Logik ist noch verwerflicher.

Ich wiederhole es noch einmal: Der Mensch muß ein Stück Landes als Eigenthum besitzen, darauf eine Wohnung, und in dieser Wohnung sein Weib und Kind haben, oder aber er hat nichts von all dem; weder Land noch Haus, weder Weib noch Kind als sein Eigen: wäre ein Mittelzustand in Antrag gebracht, so träte noch ein anderes falsches Prinzip auf, ein naturwidriges, und obendrein noch eine Inconsequenz, die für das aufgestellte System äußerst gefährlich, für das Individuum gar grausam wäre. Versucht es doch, wenn Ihr es im Stande seid, den Menschen sich selbst zu entreißen, und in seinem Herzen jenen Trieb sich anzueignen, was er berührt, seien es materielle oder moralische Gegenstände, zu ersticken! Gewöhnt ihn doch daran, die Unendlichkeit zu umfassen, für 36 Millionen Mitbürger zu arbeiten, 18 Millionen Weiber und 5 oder 6 Millionen Kinder zu lieben, gewöhnt ihn doch an diese Herzensergießung, aber nehmt Euch wohl in Acht, diesem Triebe auch nur den geringsten Raum zu lassen, dem Menschen das Zurückgehen auf sich selbst zu gestatten: dieser Trieb würde nur an Kraft und Unwiderstehlichkeit gewinnen. Laßt ihm z. B. Frau und Kind, und sofort wird er darnach trachten wollen, ihnen das Gut der ganzen Gemeinde zuzuwenden. Wahnsinnige, die Ihr seid! Warum hat denn Gott der Schöpfung das Weltall zugewiesen, d. h. Zeit und Raum, warum hat er denn dieses

Weltall in unzählige Theile getheilt, warum hat er denn verschiedenartige Wesen geschaffen, die nur einen Theil der Zeit, nur einen Theil des Raumes inne haben? Warum hat Er denn einen Mond, eine Erde, eine Sonne, und in dem unermeßlichen Weltraume tausend andere Monde, Erden, Sonnen, die alle nur einen Theil der Zeit und des Raumes einnehmen, denn sie entstehen und vergehen, geschaffen? Warum hat er denn auf diese gefühllosen, obschon von einer Stoßkraft fortgetriebenen Wesen, andere ebenfalls von einander unterschiedene eingesetzt, vor denen die einen mit Gefühl und Denkvermögen begabt, wie die Thiere, und unter den Thieren der Mensch? Seht Ihr nicht ein, daß es das Prinzip der Schöpfung ist, jener denkenden und fühlenden Wesen, die ebenfalls unter einander verschieden sind, einem Jeden einen Antheil an Zeit und Raum anzuweisen? Daß ebenso wie jene Himmelskörper, auf welchen sie leben, auch sie einen Raum in dem unermeßlichen Ganzen, einen Theil dieser Erdkörper einnehmen müssen, daß das Thier seinen Bau, der Mensch sein Obdach zu haben berechtigt sei? Daß das moralische Wesen, dem die Gabe zu lieben verliehen ist, auch mit Liebe umfangen müsse; nicht das Ganze, was zu viel für ihn wäre, aber den ihm zunächstliegenden Theil, d. h. zuvörderst seinen Vater, seine Mutter, sein Weib, seine Kinder: daß er diese Liebe auf seine Familie, dann auf sein Vaterland, dann vielleicht auf den Menschenstamm, dem er angehört, auf das Christenthum z. B., mit Ausnahme der Mahometaner auszudehnen habe? Fühlt Ihr denn nicht den Widerspruch, auf den Ihr mit der Natur stoßen würdet, wenn es Euch einfiele noch weiter zu gehen? Hört Ihr denn nicht die Spötter, die sich über diese abgedroschene wohlwollende Gesinnung lustig machen, und Euch zurufen: Das ganze Menschengeschlecht lieben wollen heißt Nichts lieben? Ihr könntet ihnen vielleicht antworten, daß Euer System auf ein Wohlwollen begründet sei, das das ganze Weltall umfaßt, während das des alten nur dem Egoismus sein Entstehen verdankt. Dieses alte System verdient aber ebensowenig den Vorwurf des Egoismus, als die Schwerkraft ein Egoismus des Planetensystems genannt werden kann. Ein jeder hat seinen Sehkreis, und in diesem Sehkreise seine Anziehungskraft. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen, sein Herz ist es und sein Körper. Man muß ihn nach und nach sich selbst bis zur Familie, von der Familie bis zum Vaterlande, von dem Vaterlande zur Menschheit emporheben. Ist er auf diese Stützpunkte gelehnt, dann steigt er von Stufe zu Stufe, bis er des erhabensten Aufschwunges fähig ist. Zuerst liebt er sich selbst und, er entwickelt sich, und liebt schon seine Frau, seine Kinder mehr als sich selbst. Er schreitet noch weiter in der Ausbildung vor, er lernt einsehen, daß von dem Gedeihen des Vaterlandes das seiner Familie abhängt, und er gewinnt dieses eben so lieb wie Weib und Kind: Auf diese Weise könnt Ihr ihn dazu bringen, daß er die ganze Menschheit mit Liebe umfängt, aber nur auf

diese Weise, daß Ihr ihn die verschiedenen Stufen der Zuneigung hinaufklimmen laßt; die ihn von der Liebe zu sich selbst auf die zu seiner Familie, von da auf die zu seinem Vaterlande, zur Menschheit, zu Gott erhebt. Wollte man von ihm verlangen, daß er Alles liebte, bevor er Einzelnen zugethan ist, daß er damit beginne, die Menschheit zu lieben, ehe er das Vaterland, das Vaterland, ehe er seine Familie liebt, so würde man sich gröblich in seiner Natur, und über das Gesetz der physischen und moralischen Kräfte, die ihn in Bewegung setzen, betrügen. Befehlt ihm doch einmal Europa Frankreich, Frankreich seiner Familie vorzuziehen, befehlt ihm doch für die seinem Herzen fremdstehenden zu arbeiten, ehe er an die demselben naheliegenden Wesen denken darf, und er wird Euch auslachen, er wird Euren Befehlen mit Hohn den Gehorsam versagen. Das wäre grade so, als wenn Ihr bewirkt hättet, daß der Mond sich nicht erst um die Erde, und dann erst um jenen gemeinschaftlichen, wenn auch indirekten Mittelpunkt des Planetensystems, um die Sonne, sondern daß er sich direkt um letztere drehe. Mit einem Worte, der Mensch jenes beschränkte Wesen, kann nur nach und nach zu dem Höhepunkte gelangen, auf dem Ihr ihn für Eure Absichten haben wollt. Folgt er dieser Richtung, dann wird er sich erheben; folgt er der entgegengesetzten, dann wird er von dem Ganzen auf sich selbst zurückfallen. Kurzsichtige Anordner der Dinge! Ihr hättet ihn vorwärts bringen sollen, Ihr habt bewirkt, daß er Rückschritte macht.

Sechstes Kapitel.

Ueber das Kloster oder das gemeinschaftliche Leben unter den Christen. Der Communismus ist eine vernunftwidrige Nachahmung des Klosterlebens, indem er Widersprüche mit ins Spiel bringt, die dieses Leben unmöglich machen.

Es hat gleichwohl in der Welt ein Beispiel von gemeinschaftlichem Leben stattgehabt, worüber ich nothgedrungen einige Worte sagen muß. Es wird hieraus die Wiedersinnigkeit der erbärmlichen Nachahmer dieses einzig dastehenden Beispiels noch klarer einleuchten. Ich will von den Klöstern bei den Christen sprechen.

Der Mensch ist das einzige Wesen der Schöpfung, das den Selbstmord, den Angriff auf sein eigenes Leben kennt. Dies ist die äußerste Grenze der ihm von Gott verliehenen Denkfreiheit. Es kommen Lagen vor, in denen der Schmerz zu traurigen Gedanken treibt; in denen man sich das Weltall mit düstern Farben ausmalt, überall nur Leiden sieht, während doch Gott auch Freuden zugetheilt hat, in denen man an ein ewiges Andrängen des Un-

glücks glaubt, wenn vorübergehender Gram das Herz darniederbeugt, Augenblicke, in welchen das Bewußtsein, daß alles, Freude wie Schmerz vergänglich sei, entschwindet! In diesen Augenblicken des Leids empört sich der Gedanke, er schreitet über den Selbsterhaltungstrieb hinaus, und treibt den Menschen dazu, sich das Eisen in die Brust zu stoßen. Cato glaubt, daß der Glücksstern Cäsars ewig leuchten werde und er zerfleischt sich die Eingeweide; er wartet nicht den Tag ab, an welchem Brutus und Cassius die Fahne der römischen Freiheit wieder aufrichten. Traurige Verirrung eines Augenblicks! Darum ruft auch ein anderer Cäsar, dessen Glücksstern ebenfalls untergegangen war, aus Schaam darüber, daß er nur einen Augenblick an den Selbstmord hatte denken können, von der Höhe des Felsens von St. Helena herab jene lehrreichen Worte Cato zu: „Hättest du dir wohl die Brust durchbohrt, wenn es dir vergönnt gewesen wäre, in dem Buche des Geschicks zu lesen, und da zu finden, daß Cäsar einst, von 23 Dolchstichen getroffen, an der Bildsäule des Pompejus, todt niedersinken werde, während Cicero von der Tribüne herab jene heftigen Worte gegen Antonius donnerte?"

So lehrreich, so tief begründet dieser Ausspruch aber auch sein mag, es wird doch in Zukunft noch einen ruhmbedeckten Besiegten, einen gewöhnlichen Spieler geben, der sein Herz dem selbstmörderischen Dolche weiht. Das Christenthum versetzte in seiner Kenntniß des Menschenherzens, diesen Selbstmord durch einen andern unschuldigen, der das Wesen nicht tödtet, der es nur der Gesellschaft entreißt, um es der Mildthätigkeit, dem Gebete ausschließlich zu weihen: Dieser Selbstmord ist der Eintritt in's Kloster.

Das Klosterleben ist in der That nichts anderes, als der christliche Selbstmord, der an die Stelle des heidnischen, von Cato, Brutus, Cassius verübten, getreten ist.

Das Christenthum rafft auf seinem Pfade den Verzweifelten auf, der im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen, fällt ihm in den Arm, führt ihn mit sich hinweg und überläßt ihn der Einsamkeit. Nun ist dieser Unglückliche dem bewegten Treiben der Städte, den unendlich vielfältigen, bald ergötzenden, bald darnieder drückenden Gemüthbewegungen, die ihn in ewiger Unruhe erhielten, entrissen. Das Christenthum sperrt ihn in düstere, lautlose Klöster ein, wo er, auf einen engen Raum unter einförmiger Halle beschränkt, sich Tag für Tag zur selben Stunde von seinem Lager erhebt, betet, arbeitet, seine Mahlzeit einnimmt, sich zur Ruhe begiebt. Hier hört er nur die Glocke des Klosters ertönen, hier giebt es für ihn kein anderes Ereigniß als der Auf- und Niedergang der Sonne, und er fühlt das brennende Verlangen, sich in der erhabenen, sanften Einförmigkeit des Gebetes, jenes mächtigen Heilmittels aufzulösen, das allein die Gemüthsaufregung beschwichtigt, das in die Seele den Balsam der Ruhe träufelt, wäre

sie auch zärtlich und leidenschaftlich wie die der Heloise und der La Vallière. Das Christenthum tödtet die physischen Leidenschaften jenes Verzweifelten mittelst Entbehrung und Enthaltsamkeit; es tödtet auch seine moralischen Leidenschaften, indem es ihn von der Welt fern hält. Das Christenthum weiß aber stets als ein gründlicher Forscher, daß in dem noch so sehr darniedergebeugten Herzen doch stets ein unzerstörbarer Rest der menschlichen Triebe, die Geselligkeit zurückbleibt; es hat gar wohl erkannt, daß es nutzlos den Vernichtungskampf mit diesem Ueberbleibsel unternehmen würde. Darum hat es auch dem Manne vergönnt in Gesellschaft des Mannes, dem Weibe, in Gesellschaft des Weibes zu leben. Es hütet sich gar wohl diese Wesen verschiedenen Geschlechtes mit einander zu vermischen, denn es sieht voraus, daß sie sich gar bald von Neuem einander lieben würden; es sondert sie sorgfältig von einander ab; es hat ihrem Körper nur eine tägliche, kaum für das Fortleben hinreichende Nahrung zuertheilt; es gestattet der Seele dieser Wesen nichts als eine kalte, ruhige Freundschaft, die nicht aufregt, nicht bewegt, das Herz in Ruhe läßt. So führt man jene Wesen in Mitten von Ausübung der Mildthätigkeit, von Gebeten und moralischen Betrachtungen ihrer letzten Stunde entgegen! — Der schnelle, verbrecherische Tod ist in einen langsamen, friedlichen und unschuldigen, mit Handlungen zum Besten der Menschheit durchwebten verwandelt. Das Christenthum ist jedoch consequent geblieben. Es hat eine Todesart durch die andere ersetzen wollen, und hat ein Grab gegraben, und hat den Unglücklichen, der im Begriff war sich zu ermorden, hineinversenkt, damit er darin ruhig seines Lebens Ende abwarten könne. Haben für die Mönche oder Nonnen, sobald sie einmal der Welt entrissen, Namen und Familie einen Werth? Sie müssen jeglichen Gedanken daran aus ihrem Herzen verbannen, sobald der Wunsch, der sie einem Kloster in die Arme geworfen, Festigkeit in ihnen gewonnen hat; und wenn die Ablegung des Gelübdes ihnen ein zu großes Opfer kostet, dann müssen sie sofort dem Grabe entsteigen, in das sie lebend versenkt waren, wenn sie sich nicht den grausamsten Peinigungen, den bedauernswerthesten Verfolgungen aussetzen wollen.

Die große Gesellschaft hat zu ihrem Fortbestehen eine unablässige Thätigkeit nöthig, um sich dem Elende zu entreißen, das sie bedroht, so bald sie nur einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne hält. Wenn sie nicht bereit ist, im günstigen Augenblicke zu säen, wenn die Sonne, der Regen, die Kälte auf die Erde einwirken, sie stürbe das darauffolgende Jahr vor Hunger. Die kleinen ganz abgesondert bestehenden Gesellschaften jedoch, die von dem Christenthume ihren Platz in der melancholischen, sanften Einsamkeit angewiesen erhalten haben, sind einer sehr rastlosen Thätigkeit nicht unterworfen. Sie haben nur wenig zum Leben nöthig, ihr Leben ist für sie so wenig. Die große Gesellschaft hat ihnen übrigens einige Landstücke, manchmal selbst einträgliche Pfründen zugewiesen,

denn sie stellt diesen Absonderungen nichts in den Weg, weil sie wenig zahlreich sind, und sie richtet ihr Bestreben darnach, für Heilung der moralischen Leiden ebenso Sorge zu tragen, als für die der physischen. Was hat es dann auf sich, daß die Arbeit in dieser kleinen Gesellschaft nur schlaff betrieben werde, sobald einmal die Große ihnen mit ihrem eigenen Ertrage zu Hilfe kommt? Die Familie bietet in jenen kleinen Gemeinden eben so wenig Schwierigkeiten dar. Sie sind ein Bild des Todes, nicht des Lebens, sie dürfen sich weder fortpflanzen, noch lieben, sie sind ein Zufluchtsort augenblicklicher Ruhe, an der Pforte der Ewigkeit. In ihnen ist selbst eine Lebensweise angeordnet, die alle Leidenschaften gänzlich, unwiderruflich erstickt, damit sie sich nicht mit erneuerter Heftigkeit Bahn brechen. Beim Eintritte in das Kloster fällt das schöne Haar des Weibes unter der Scheere, der Mann muß auf seinem Gesichte den dichten Bart wachsen lassen; die anmuthige weibliche, wie die kräftige männliche Gestalt, werden mit einem schwerfälligen, schnitt- und farbenlosen Gewande bedeckt, das jene Reize verhüllt, den Augen entzieht, in Vergessenheit bringt, jene Reize, die Gott den von ihm geschaffenen Wesen verliehen hat, auf daß sie sich lieben, einander nähern, ergötzen, und in der Annäherung in Schmerz sich auflösen sollen. O, das Christenthum ist consequent! Hier bei dieser christlichen Todesart, der die heidnische den Platz geräumt hat, gilt das Wort: Wenig Arbeit, wenig Nahrung, keine Familie. Nichts davon ist in Widerspruch, eins sagt dem Andern zu. Und dennoch, dennoch ereignet es sich, ungeachtet aller Vorsicht, daß jenes darniedergebeugte Herz, welches in dem Glauben an die ewige Dauer des Schmerzes, dem Todeseifer den Eingang gestatten, oder sich dem Kloster weihen wollte, jenes Herz, das sich über die Dauer menschlicher Gemüthsbewegungen getäuscht hatte, daß es sich plötzlich und voll Leben wieder aufrichtet. Sehen wir in der That nicht gar häufig die Bewohner der Klöster, welche mit größter Strenge verwaltet wurden, in den vormaligen Zeiten von den ihnen vorgeschriebenen Regeln abweichen? Man wollte ihnen den Trieb nach Besitz versagen, und sie haben sich ungeheure Güter erworben! Man wollte ihnen die Annehmlichkeiten des Familienlebens verbieten, und sie haben sich den beklagenswerthesten Ausschweifungen hingegeben. Und worin hatte dies anders seinen Grund, als darin, daß der Wunsch, einen Augenblick den Gesetzen der Natur zu entrinnen, mit der Verzweiflung, mit dem vorübergehenden Abscheu, der ihn verursacht hatte, wich. Da brach sich dann dies Unerträgliche der Sklaverei und der Enthaltsamkeit, in welcher zum Leben mit erneuter Kraft zurückkehrende Wesen gebannt waren, in betrübenden Aergerlichkeiten Bahn. Und wenn das Gelübde, nach und nach sich zu Grunde zu richten, nicht gänzlich gebrochen wurde, wenn selbst jene Klosterbewohner, Männer und Frauen, keusch blieben, es gab doch einen Flecken ihres Herzens, der sehr selten das Wort hielt, und dieser

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

Flecken barg den Ehrgeiz, eine Leidenschaft, die dem Herzen bleibt, in welchen alle anderen erstickt sind. Diese Klöster waren der Schauplatz unaufhörlicher Plackereien unter Männern oder Frauen, die sich die Herrschaft in dem engen und einförmigen Raume derselben anmaßen wollten. Man hatte in ihren Herzen alle anderen Leidenschaften mit Gewalt erstickt, und dieselben Herzen waren von Wettstreiten, wie sie zwischen Mönchen und dem Abte, zwischen Nonnen und der Aebtissin herrschten, angefüllt. Das Christenthum erkannte auch mit der Zeit diese Uebelstände, und jene Päpste die den Glauben mit der Philosophie zu vereinen wußten, erklärten, daß nur solchen Klöstern die Erlaubniß des Bestehens gestattet werde, in welchen ein hartes, enthaltsames Leben die menschliche Leidenschaften zerstört, und seine Bewohner so unmerklich dem Tode zuführt, wie z. B. die Karthäuserklöster, oder jene gastfreundlichen zur Mildthätigkeit bestimmten Häuser, in welchen man diesen der menschlichen Gesellschaft entrissenen Wesen ein Cölibat auferlegt, das jedoch so viele Beschäftigungen am Krankenbette oder am Fuße des Altars verursacht, daß sie den Verführungen der Welt entrinnen! Und doch, doch finden auch hier Ausnahmen statt!

Das gemeinschaftliche Leben, die klösterliche Sklaverei war und ist noch für Wesen, die der Erde entsagen, die keinen Werth auf Thätigkeit, Genuß des Herzens, Familienfreuden legen, für die dies alles gar nicht einmal mehr bestehen darf, noch ausnahmsweise möglich, aber stets bedenklichen Verrechnungen ausgesetzt. Der Mangel an Eifer für die Arbeit steht mit der Armuth in Einklang, die Sklaverei der Klosterordnung mit dem Bedürfnisse der Einförmigkeit, die Abwesenheit der Familie mit der Vernichtung aller irdischen Zuneigungen, und vorzugsweise mit der den Andern überlassenen Sorge für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes; denn es gab eine Zeit, wo die Tochter einer großen Familie bei ihrem Eintritte ins Kloster ihrem ältesten Bruder den auf sie kommenden Vermögensantheil überließ, ihm aber die Verpflichtung auferlegte, für die Nachkommenschaft in der Familie zu sorgen. Es ist aber etwas Vernunftwidriges, Wesen voll Leidenschaften, voll von Verlangen das Leben zu genießen, zu lieben, sich in ihren Kindern zu überleben, zur Unthätigkeit, zur Sklaverei des Klosterlebens zu verdammen. Solchen Fehler hatte das Christenthum in seiner hohen Weisheit nicht begangen. Das hieße, das Leben in das von ihm für den Tod bestimmte Grab senken!

Drittes Buch.

Ueber den Socialismus.

Erstes Kapitel.

Ueber den Socialismus. Die Gegner des Eigenthumsrechtes konnten letzteres nicht immer geradeswegs in Abrede stellen und sind dahin gelangt, vermischte Verfahren in Anwendung bringen zu wollen, als da sind: Gesellschaftliche Vereinigung zu gemeinschaftlichen Zwecken, Wechselseitigkeit, das Recht auf Arbeit.

Das Eigenthum wird von seinen Gegnern nicht immer direkt angegriffen. Eine große Zahl unter diesen, die es nicht wagten es geradezu in Abrede zu stellen, haben es dabei bewenden lassen, Mittel aufzusuchen und in Vorschlag zu bringen, die den aus dem Besitzthumsrechte entspringenden mißlichen Wirkungen, wie sie sich auszudrücken belieben, Abhülfe bringen dürften. Bedarf denn wohl aber diese heilige und geheiligte Einrichtung Entschuldigungen, kann man wirklich sie zu verbessern unternehmen? Was ist sie denn anders, als die freie unbegrenzte Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten, die nach Kräften schaffen und dort Reichthum, da Wohlstand, dort Armuth bereiten? — ganz zu vergleichen mit dem Baumwuchs in den Wäldern, wo an der Seite eines schwächlichen, jungen, oder auf unfruchtbarem Boden stehenden, ein mittelmäßig guter, ein kräftiger, ein prächtig stolzer Baum emporragt? Hat eine solche Einrichtung, die doch nichts weiter, als die Natur selbst ist, frage ich, wirklich nöthig, in ihren Prinzipen verbessert zu werden? Und so haben denn diese Weisen, welche an der Vorsehung zu feilen unternahmen, Dinge zu Tage gebracht, würdig des ausgesteckten Ziels.

Sie fingen vor allen Dingen damit an — und das war wohl das vernünftigste, was sie thun konnten — sich unter einander kräftig anzugreifen, mit Verachtung ihre verschiedenartigen Systeme untereinander zu behandeln und selbst den Titel Socialisten als Schild vor sich hinstreckend, den Communismus mit ihren Angriffen zu überziehen, diesen Communismus, der noch der consequenteste aller Gegner des Eigenthumsrechts ist, und eben wohl nur wenig mehr auf der Vernunft seinen Grund hat, als jenes System, das sich Socialismus nennt. Denn alles genau genommen, ziehen sie nach Streitigmachung des Besitzthumsrechts die nothwendigen Folgerungen, und weisen dem Menschen denjenigen Standpunkt an, auf welchem er stehen muß, sobald das Mein und Dein in Abrede gestellt wird, d. h. sie legen ihm völlige Gemeinschaft aller physischen und moralischen Genüsse auf. Wie dem aber auch sein mag, die Socialisten theilen den Communisten gar empfindliche Schläge aus und behandeln ihn, ich wiederhole dies nochmals, in einer Weise, die wenig Achtung für ihre eigene Logik einflößt. Sie haben, ein jeder nach seinem Gutdünken, verschiedene Mittel vorgeschlagen, die Wirkungen, die aus dem Eigenthumsrecht entspringen, wenig empfindlich zu machen: Mittel, die um so lächerlicher, je weniger durchgreifend sie sind. Diese angegebenen Mittel sind die Association, die Gegenseitigkeit, das Anrecht auf Arbeit. Der Communismus ist ohne Zweifel eine große, bedeutende Narrheit, denn er will den Menschen in der Behandlung dem Thiere gleichstellen, will ihn nähren, ihn das Leben hinbringen lassen, wie ein großer Herr seine Hunde in dem Zwinger leben läßt, die von ihm geliebt sind, die er nicht unglücklich machen will, aber die er essen, laufen, aus dem Zwinger gehen und dahin wieder einsperren läßt, wenn er das Signal mit der Pfeife gibt, von der die Peitsche nicht weit ist. Hat man nun aber einmal dem Menschen das Recht auf eine verschiedenartige Existenz in Abrede gestellt, was bleibt denn da noch zu thun übrig, als sein Wesen in dem Ganzen, in der Gemeinschaft aufzulösen? Wäre es nicht die größte Inconsequenz, ihm einen eigenen Heerd zu lassen, wo er Schätze aufhäufen und das große Verbrechen der Sparsamkeit begehen kann? Wäre es nicht ebenso inconsequent, ihm eine Familie zu lassen, die er zu lieben verdammt wäre, ohne das Geringste für sie thun zu können? Das System ist vernunftwidrig, ich weiß es wohl, es hat aber wenigstens die Eigenschaft, consequent zu sein. Man bildet ein Unding, aber die einzelnen Glieder dieses Undinges sind untereinander in gehörigem Verhältniß. Was soll man aber von denen sagen, die nichts von den Vernunftwidrigkeiten des Communismus wissen wollen, die im Allgemeinen die Gesellschaft in der bisherigen Form bestehen lassen, die aber den Versuch machen, diesen oder jenen Theil derselben abzuändern, neue Abtheilungen an die Stelle abgeschaffter zu schaffen, die sich jedoch mit den alten bestehenden nicht vertragen, und die

zusammen nunmehr das unzusammenhängendste Gemengsel bilden, das man sich nur denken kann?

Urtheilt selbst nach einer einfachen Zergliederung dieser Systeme, ob ich zu streng richte.

Die Socialisten sagen, sie lassen das Eigenthumsrecht zu, aber nach ihrem Ausspruche ist das Capital ein Tyrann: es gibt sich dem Arbeiter gar nicht hin, oder unter so drückenden Bedingungen, daß er seinen Lebensunterhalt nicht erringen kann. Es besteht ferner eine schreckliche Concurrenz unter den Menschen. Die Gesellschaft ist eine Mörderhöhle, in der sich die Menschen einander umbringen, weil sie mit einander wetteifern wollen. Eine neue zur Erleichterung der Arbeit bestimmte Maschine, eine Maschine, die die Arbeit einträglicher macht, weniger Ausgaben verursacht, wird eine Waffe, deren man sich zur Vernichtung der Concurrenten bedient. So stellt man eine billige Concurrenz her, die dem Arbeiter eine unerträgliche Stellung anweist. Man muß die Arbeiter unter sich vereinigen — sagen einige Socialisten, sind sie vereinigt, so werden sie Mittel in der Hand haben, das Capital, das sich ihnen zu überliefern weigert, zu erreichen, ihm die Stirne zu bieten und seine übermäßigen Forderungen herabzuschrauben. Sie werden sich ferner mit einander verständigen und dem Vernichtungskriege der Concurrenz ein Ziel setzen, indem sie nur nach Maßgabe der Quantität und zu festgesetzten Preisen ihre Erzeugnisse liefern. Dann werden natürlich zwei Dinge mit einem Schlage zu Boden geschmettert: die Tyrannei des Capitals und der Bruderkrieg der Concurrenz. Darin besteht das Associationssystem.

Nichts von dem, sagt ein anderer: Vernichtung der Concurrenz ist ein Hirngespinnst, denn die Concurrenz ist das Leben. Die Menschen können nicht arbeiten ohne Concurrenz, denn es ist unmöglich, daß nicht ein Jeder darnach trachtet, so gut als in seinen Kräften steht, einen Gegenstand anzufertigen, woraus denn wiederum ein unvermeidlicher Wetteifer, selbst wenn es nicht absichtlich geschieht, hervorgeht. Das Capital wird eben so wenig den associirten, als den einzelnen Arbeitern seine Unterstützung gewähren.

Das Uebel liegt wo anders und das Mittel zu dessen Abhülfe auch. Das Capital ist in baarem Gelde, im Golde begründet. Das Geld weigert seine Hülfe dem, der arbeiten, der von der Arbeit leben muß; das Geld allein ist schuldig. Seine Strafe sei seine Vernichtung. Schaffet ein direktes Tauschmittel, gründet eine Bank, gebt ihr Papiergeld einem Jeden, der arbeiten will; dieses Papier wird ihm alsdann nicht mangeln, und augenblicklich wird die Wundererscheinung der Produktion und des Verkaufs daraus entspringen, denn es steht fest, daß ein jeder Mensch den guten Willen hat, zu verbrauchen, ohne Maß zu verbrauchen. Dann wird aus den menschlichen Gelüsten die Gewißheit eines unbegrenzten Verbrauchs, die Gewißheit eines unbegrenzten Absatzes

der Erzeugnisse hervorgehen. Die menschlichen Fähigkeiten werden einen unermeßlichen Aufschwung dadurch erhalten, daß man die Fähigkeit des Producirens mit der des Verbrauchens in direkte Beziehung bringt, daß man das Geld, das einzige sich zwischen sie stellende Hinderniß, aus dem Wege geräumt und seines Werthes beraubt hat. Erniedrigt man ferner alle Gehalte, alle Erträge der Capitalien, so sinkt alles im Werthe und das Leben wird leichter. Das Glück wird aufgefunden sein, wenn es wirklich auf dieser Welt Glück gibt, und wenn es darin besteht, viel zu arbeiten, viel zu verbrauchen, das Leben sattsam zu genießen. Das Glück, es ist dann ohne Zweifel gefunden. Dieses zweite System gründet sich auf Gegenseitigkeit.

Ein eben so großes Hirngespinnst, sagt noch ein Anderer. Association, Vernichtung der Concurrenz, Entwerthung des baaren Geldes — eins ist nicht mehr werth, als das andere. Es ist ebenso wenig möglich, die Concurrenz, als das baare Geld, das ein nothwendiger Vermittler des Tausches ist, zu unterdrücken. Es gibt nur einen einzigen Ausweg, den socialen Leiden ein Ende zu machen, ein einziger, direkter, sicherer, unschädlicher, der das Eigenthumrecht unangetastet läßt, dies ist das Recht auf Arbeit. Aus dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, wo die Capitalien den Capitalisten angehören, die sie nach ihrem Gutdünken ausleihen oder in Händen behalten, wo die Grundgüter von den Grundeigenthümern nach ihrem Belieben in Pacht gegeben werden, oder nicht, aus dieser Anmaßung in einigen Händen, die ihre Hülfe dem Bedürftigen oft verweigern, geht nothwendiger Weise hervor, daß viele Arbeiter ohne Beschäftigung bleiben. Springt da nicht gleich das Heilmittel für dieses Uebel in die Augen? Mag doch die Gesellschaft dem Arbeitslosen Beschäftigung verbürgen und sich verpflichten, ihm diese zu verschaffen! Unter dieser Bedingung ist den mißlichsten Wirkungen des Eigenthumsrechts abgeholfen, mag diese nun gesetzmäßig begründet sein oder nicht. Denn, wollten auch einige Capitalisten oder Grundbesitzer es sich beikommen lassen, jene ihre Capitalien nicht auszuleihen, diese ihre Landstücke nicht in Pacht zu geben, nun dann gäbe es ja einen Capitalisten, einen Eigenthümer gleich bei der Hand, und dies ist der Staat, der dem Arbeitslosen Beschäftigung geben würde. Die Frage ist ohne Zweifel gelöst, wenn man einen Universalcapitalisten voraussetzt, der ewig Geld zum leihen, Bestellungen zu machen, Meierhöfe in Pacht zu geben hätte. Noch einmal wäre der Gesellschaft das Glück in sichere Aussicht gestellt. Dieses dritte System wird das des Rechts auf Arbeit benannt.

Dieses sind die drei Systeme, die sich außer dem Communismus der hoffenden Menschheit vor Augen stellen. Ihr Ganzes bildet jene anscheinend gemäßigtere Wissenschaft, die sich Socialismus nennt und das Eigenthumsrecht unangetastet läßt. In den folgenden Capiteln will ich diese drei in Vorschlag gebrachten Systeme

beleuchten, und darthun, daß, was das Prinzip betrifft, die Association, die Gegenseitigkeit (Reciprocität) und das Recht auf Arbeit, so viel Werth haben, als der Communismus, daß sie ihm aber an solchem nachstehen, was die Consequenz betrifft.

Zweites Kapitel.

Ueber die gesellschaftlichen Leiden. Welches sind diejenigen Leiden, mit denen die menschliche Gesellschaft zu kämpfen hat, die einer schleunigen Abhülfe bedürftig sind?

Das Uebel besteht in der gegenwärtigen Gesellschaft, wie in jeder andern — ich will es nicht leugnen, ich kenne es, und mein Herz bricht, wenn ich dasselbe sich in der Gestalt jener unglücklichen Arbeiter oder ihrer Frauen, welche die Hand mir entgegenstrecken, um die von einer tiefen Aufwiegelung ihnen geraubten Lebensmittel zu erflehen, das Herz bricht mir, wenn ich dasselbe mir unter solcher Form vor Augen treten sehe. Das geht mir gar nahe, und ich bin nicht weniger schmerzlich berührt, weil ich weniger eine ehrgeizige Empfindsamkeit zur Schau trage. — Was ist aber wohl das eigentliche Wesen dieses Uebels? Man muß sich hievon genaue Rechenschaft geben, um hiernach beurtheilen zu können, in wie weit die zu dessen Abhülfe vorgeschlagenen Mittel chimärisch genannt werden können.

Das Uebel kann überall und in allen Klassen bestehen. Werfen wir daher unseren Blick auf das Dorf und auf die Stadt, fassen wir die verschiedenen Klassen Arbeiter ins Auge, jene sowohl, die mit ihren Händen, als die, die mit Hand und Kopf zugleich arbeiten und Mittelstand genannt werden, und lassen wir auch diejenige Klasse nicht außer Betracht, die einen höheren Rang einnimmt und ihren Geist allein schaffen läßt.

Der Bauer auf dem Lande, der beklagenswertheste vielleicht von Allen, klagt nicht, arbeitet ohne Unterlaß, Sommer wie Winter, stets das Haupt zur Erde gebeugt, ißt schwarzes Brod, manchmal Kartoffeln oder Kastanien, Gemüse mit ein wenig Speck und nur gar selten Fleisch. Seine Füße bedecken Holzschuhe, grobes ungebleichtes Leinen ist seine Bekleidung, und nur in Ausnahmsfällen wirkt Gedeihen der Industrie und des Handels günstig auf ihn zurück. Sein Leben ist beständig mühselig, aber, zur Entschädigung, ist er nicht, wie der Arbeiter in der Stadt, den Zufälligkeiten eines durch Uebermaß von Produktion verursachten Unterbrechens der Beschäftigung ausgesetzt. Das Wenige, was er hat, es bleibt ihm immer. Seine Lage verbessert sich manchmal, aber nur langsam. Diese Lage hat sich in der That seit zwei Jahrhunderten und na-

mentlich in den letzten 50 Jahren unendlich geändert. Der Landbauer ist besser genährt, besser gekleidet, hat bessere Wohnungen. Unter Ludwig XIV. waren nach dem Erbfolgekriege viele Felder durch Kriegslasten ruinirt, verlassen; ganze Ortschaften zogen fliehend von einer Provinz in die andere, und starben Hungers. Solches Beispiel bot sich niemals mehr dar, selbst nicht zu Ende der Kriege der Kaiserzeit. Geht man noch weiter in der Geschichte unseres Landes zurück, da wo die Mittel noch nicht aufgefunden waren, den Mißernten durch verschiedenartige Bearbeitung und Bepflanzung des Bodens vorzubeugen, so sehen wir ganze Generationen von der Hungersnoth dahin gerafft. Ansteckende Krankheiten weihten mit einem Schlage, wie dies heute noch im Orient vorkommt, den fünften, den vierten Theil eines ganzen Volkes dem Tode. Damals waren die Unreinlichkeit, das Elend mächtige Werkzeuge dieser Geißel. Das Uebel besteht noch, es besteht noch in zu hohem Grade, aber im Vergleiche mit früheren Zeiten hat es doch schon bedeutend abgenommen. Wir sind seit dreißig, vierzig Jahren Zeugen einer merklichen Veränderung in dem Anblicke der Felder, wo die Brache nicht mehr zu sehen ist, auch die Dorfschaften haben ein anderes Aeußere gewonnen; der Stein ist an die Stelle der Backerde, der Dachziegel an die Stelle des Strohes getreten. Der Lohn endlich, der Ausdruck aller dieser Veränderungen, ist in den im Ackerbau am weitesten vorgeschrittenen Provinzen um das Viertheil, um das Drittheil erhöht und in einem gewissen Maße auch in allen Uebrigen. Kurz, das Loos des Landmannes ist hart, unablässig hart, verbessert sich langsam und nicht immer, aber es ist nicht jenen schrecklichen Wendepunkten ausgesetzt, die man Feiern nennt, und welche gar häufig die industrietreibenden Klassen betrübt, in Verzweiflung bringt.

Der Arbeiter in den Städten befindet sich in einer von den eben aufgestellten verschiedenen Lage, die gleichzeitig besser und schlimmer genannt werden kann. Die Thätigkeit der Industrie seit 50 Jahren grenzt ans Wunderbare. Die mechanischen Verrichtungen haben überall den Platz der Handarbeit eingenommen. Man hat die Maschinenspinnerei an die Stelle der Handspinnerei gesetzt, für die Baumwolle sowohl, als für die Wolle, ja sogar in der letzten Zeit auch für den Hanf, trotz der schwierigen Bearbeitung die dieser Stoff darbietet. Auch der Webstuhl ist vervollkommnet, und man ist dahin gelangt, auf mechanischem Wege Gewebe, die mit den verschiedenartigsten Verzierungen geschmückt sind, anzufertigen. In der Kattundruckerei hat man fortwährend sich drehende Walzen an die Stelle des Brettes, das sich nur nach und nach auf das Gewebe abdrückte, gesetzt. Der Druck der Plättmaschine hat in der Mettallurgie den vom Menschen geschwungenen Hammer verdrängt. Kurz alle diese neuen Maschinen sind von einer neuen Kraft in Bewegung gesetzt, einer Kraft, die bis ins Unendliche gesteigert werden kann, die unermüdlich in ihrer Thätigkeit

ist, dem Dampfe. Mittelst dieser Kraft, die auch zur Fortbewegung verwendet wird, durchschifft man Meere auch gegen den Wind, durcheilt man die Länder in vierzehnfacher Schnelligkeit. Diese Vervollkommnungen haben gleichzeitig ein Steigern des Lohnes für den Arbeiter, und ein Sinken der Preise der Erzeugnisse bewirkt. Die Arbeiter spielen in der Industrie jetzt eine weit wichtigere Rolle, als früher. Den Maschinen ist die Verwendung der Kraft zugetheilt, dem Arbeiter die Rolle der Intelligenz vorbehalten. Daher kommt es auch, daß der Lohn in allen Industriezweigen seit 1814 um ein Viertheil, um ein Drittheil, ja um die Hälfte erhöht ist. Ueberall, wo die Arbeit im Geding gegeben worden, ist er verdoppelt. Gleichzeitig hat auch die Wohlfeilheit der Erzeugnisse dem Arbeiter das Leben leichter gemacht. Er kleidet sich heutzutage an gewissen Festtagen so gut, daß er von seinem Herrn nicht zu unterscheiden ist, und dies zu billigerem Preise, als in den Zeiten, wo er ein schlechtes Kleid trug. Die Lebensmittel sind freilich ein wenig im Werthe gestiegen, sie sind erstlich besser geworden, und dann ist auch der Preis des Fleisches erhöht. Die Ausgaben für Wohnung haben eine wesentlichere Ausdehnung gewonnen, diese Wohnungen sind aber auch bei weitem der Gesundheit zuträglicher. Im Ganzen genommen, hat sich die Lage des Arbeiters in den Städten seit 1789 und namentlich seit 1814 um vieles verbessert. Leider haben seine Bedürfnisse einen Vorsprung vor dem Gewinnste gewonnen. In den Städten, in welchen er lebt, tauchen stets neue Genüsse vor ihm auf und ziehen ihn an, so daß seine Begierden in einem ungleich höheren Grade vermehrt worden sind, als seine Mittel. Gott behüte mich davor, ihm diese neuen Genüsse streitig zu machen! Es freut mich gar sehr, daß er ihrer theilhaftig werden kann, nur muß ich die Befürchtung ausdrücken, daß der Aufenthalt in den Städten bei dem Arbeiter das Begehrungsvermögen nach allen Seiten hin so sehr erweitert hat, daß ihm trotz des hohen Zustandes der Industrie die Mittel zu seiner Befriedigung fehlen. Dessen ungeachtet treten dadurch keine bedeutenden Mißstände ein, außer in den Zeiten einer Krise, obgleich es wahr ist, daß der Mensch stets das Verlangen empfindet, mehr zu genießen, als zu arbeiten, mehr zu verlangen, als er erlangen kann; doch führt dieser übermäßige Eifer in der Produktion gar bald zu traurigen Wirkungen. Man erzeugt in einem solchen Uebermaße, daß die Vorräthe bald zu groß werden, dann hört der Verkauf auf und die Arbeit ebenfalls. Eine Folge davon ist, daß der Unternehmungsgeist der Menschen, der immer von dem Maße seiner Erfolge abhängt, das Gefühl der schlechten Lage ebenso übertreibt, wie früher das der guten. Dem übermäßigen Vertrauen folgt eine übermäßige Entmuthigung, dem Unternehmungsgeiste eine muthlose Unthätigkeit. Das Capital zieht sich zurück und wagt sich nicht mehr vor. Ein Bankrott folgt dem andern, Fabriken werden geschlossen, unternommene Arbeiten eingestellt, und die Ar-

beiter, welche früher über ihre Kräfte beschäftigt waren, finden keinen Verdienst und bringen durch ihre Unthätigkeit und ihre Entbehrungen die großen Städte in eine trostlose Lage. Waren sie früher so klug, so vorsichtig, daß sie kleine Summen in die Sparkasse niedergelegt haben, so kommen sie nun plötzlich und ziehen ihre Einlagen zurück, und vermehren, sobald auch diese aufgezehrt sind, die Lasten der öffentlichen Ausgaben des Staates. Waren sie aber unvorsichtig, so rufen sie sogleich nach Hülfe, erlangen kaum das Nothwendige durch Almosen, rotten sich zusammen, und fügen so zu dem rein industriellen Uebel auch noch ein politisches hinzu, das tiefer und länger in das Leben des Staates eingreift und schwerer zu heilen ist.

So hat der Arbeiter in den Städten seine Tage des Wohlstandes, an welchen er vier oder fünf Mal mehr gewinnt, als der Ackersmann, der vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne mit einer ungleich schwereren Arbeit beschäftigt ist: aber sein Loos ist auch schrecklichen Wechselfällen ausgesetzt. Es gibt Tage für ihn, wo das Leben plötzlich inne zu stehen scheint, weil in der Bewegung der zusammengesetzten Maschine unserer Gesellschaft ein Stillstand eingetreten, und wo er sich bei allen seinen übergroßen Bedürfnissen mit verkleinerten oder gänzlich aufgehörten Einnahmen in der Mitte der Menschen befindet.

Verlassen wir jetzt die Klasse der Menschen, welche sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, so finden wir in allen Lebensbahnen Individuen, welche auf keine Art zu irgend einem Erfolge gelangen können. Das sind Leute, welche einen ungeschickten Unternehmungsgeist, sich durch ihre geringe Redlichkeit in der Industrie selbst geschadet haben, Advokaten ohne Clienten, Aerzte ohne Kranke, Schriftsteller ohne Talent, kurz jenes Volk, das sich davon überzeugt hält, daß alle diejenigen, welche vor den Schranken des Gerichtes, am Krankenbette und in der Literatur Erfolge errungen haben, diese gar nicht verdienen. Die am Ruder des Staates sitzen, sind in ihren Augen entweder lasterhafte, oder thörichte Menschen; sie allein sind Männer von Geist, sie allein könnten nicht genug belohnt werden und entbehren doch Alles. Solche Menschen kommen gar leicht dazu, sich für die Opfer einer barbarischen Gesellschaft anzusehen, einer Gesellschaft, in deren Augen nur die Geburt, die Gunst und das Eigenthum die Bedingungen des Erfolges ausmachen. Schon das ist traurig. Aber noch viel trauriger ist es, daß man unter diesen Leuten auch viele junge Männer, reich an Talenten, findet, denen aber gründliches Wissen mangelt. Sie sind ehrgeizig und erwarten mit Ungeduld den Zeitpunkt ihrer Erfolge; sie wissen nicht oder wollen es nicht glauben, daß in der Gesellschaft für alle Raum ist, daß das Verdienst sich entweder etwas früher oder etwas später geltend machen kann, und daß in Bezug auf den Erfolg ein Verdienst, dem alle mögliche Gunst seinen Weg erleichtert, und ein anderes, das Niemanden für sich einnimmt,

und ein oder zwei Jahre früher zur Anerkennung gelangt. Denn die Geschichte zeigt uns am Ende doch, daß der kluge, bescheidene, bäuerische Vauban sich eben so hinaufschwingt wie der eitle Hitzkopf La Feuillade, jenes verdorbene Kind des Hofes, und wie er sogar zu der Ehre gelangt, von Lugwig XIV. mehr als jeder andere Mensch seiner Zeit gewürdigt zu werden. Weil sie dies nicht glauben wollen, nicht genug Geduld, Verstand oder Geist besitzen, so machen sie aus ihren Talenten eine brandlegerische Fackel. Aber die Arbeiter dieser letzten Gattung, Advokaten ohne Parteien, Aerzte ohne Kranken, Schriftsteller ohne Buchhändler, Staatsmänner ohne Staaten nehmen meine Theilnahme in einem viel geringeren Grade in Anspruch als der Fabrikarbeiter oder gar der Landmann; nichts destoweniger sind auch sie Arbeiter ohne Arbeit, denn die physische Thätigkeit verdient nicht allein unsere Beobachtung und die geistige hat ein gleiches Recht auf unsere Sorgfalt. Glaubet ja nicht, daß diese arbeitslosen Arbeiter keine Schuld an dem gesellschaftlichen Uebel tragen; sie erregen freilich keine Theilnahme mit den andern, ihre Unzufriedenheit, ihr Leiden aber sind von einer viel eingreifenderen Wirkung. Sie wenden sich zu denen, welche wirklich leiden und regen sie auf, und ihren lauten Klagen hat man es zuzuschreiben, wenn die allgemeinen Uebelstände der menschlichen Gesellschaft noch fühlbarer und unerträglicher gemacht werden.

Dem sei nun wie ihm wolle, das Uebel besteht; es ist groß verschiedenartig, aber immer unbestreitbar und manchmal herzzerreißend. Das Uebel besteht: hier finden wir Bauern, welchen ein stets gleich trauriges Loos zu Theil geworden ist und die nicht einmal die Hoffnung einer raschen Veränderung ihrer Lage haben. Da die Arbeiter der Städte, deren Begierden durch das Steigen des Arbeiterlohnes erweckt werden und sich durch ein plötzliches unverhältnißmäßiges Elend unbefriedigt fühlen. Steigen wir zu den höheren Klassen hinauf, so finden wir Schiffbrüchige aller Art; die Einen hatten nicht die nothwendigen Fähigkeiten und Kenntnisse und überschätzten ihre geringen Kräfte; die Andern besitzen Alles, um glückliche Erfolge zu erreichen, wissen sie aber nicht zu erwarten und beide vermehren das Gefühl der gemeinschaftlichen Leiden durch die Ungerechtigkeit, Bitterkeit und Heftigkeit ihrer Klagen. Mit welchen Heilmitteln kann man diese Uebel lindern oder aufheben? Es giebt deren ohne Zweifel, aber sie wirken nur langsam und schwer und behagen selten dem Geschmacke des Kranken. Jedenfalls sind sie aber ganz anderer Natur, als jene Heilmittel, von welchen die sogenannten socialistischen Philosophen so viel Rühmens machen. Das Folgende wird diesen Beweis ermitteln.

Drittes Kapitel.

Ueber Associationen und deren Anwendung auf die verschiedenen Arbeiterklassen. Die gesellschaftliche Vereinigung ist nur auf einzelne gedrängt zusammenlebende Einwohnerschaften anwendbar, ist nur für sie und unter ihrem Einflusse ausgedacht.

Untersuchen wir das erste dieser drei Systeme, jenes welches man mit dem Worte Association bezeichnete.

Was bietet man den Arbeitern auf dem flachen Lande, deren Bedingungen zum Leben hart aber wenigstens gleichförmig sind und jenen Arbeitern in den Städten, deren Beschäftigung weniger erschöpfend, aber ungleich schmerzlicheren Wechselfällen ausgesetzt ist? Allen diesen Arbeitern schlägt man vor: untereinander in Gesellschaft zu treten. Sie sollen sich associiren, sagt man, dann werden sie einander nicht mehr Concurrenz machen und die fehlenden Capitale sich leicht verschaffen können; sie werden also sich verbinden! Vorerst frägt es sich, welche und wie viel. Können die Bauern sich associiren? Ist es bei dem Zustande der Zerstückelung unseres Bodens möglich, daß die Landmänner zusammentreten, um den Ertrag ihrer Güter gemeinschaftlich zu erhöhen? Wie sollen sie das beginnen? In vier Fünftheilen unseres Landes kann eine Familie kaum von einem Meierhofe leben, und der Fall, — wo der Bebauer des Bodens auch zugleich der Eigenthümer, ist ungleich zahlreicher. Hier wäre sonach die Vergesellschaftung geradezu unmöglich oder zwecklos. Werfen wir einen Blick auf die größeren Besitzungen, wo ein Pächter fünf, sechs oder acht Knechte aushält. Die Einen bestellen die Aecker, die Andern sind im Viehstall beschäftigt und Alle helfen bei den verschiedenartigen, ländlichen Beschäftigungen aus. Sollen sich diese 5, 6, 8 Arbeiter associiren? Man begreift eine Handlungsgesellschaft, an deren ihrer hundert Arbeiter Theil nehmen, weil da die große Anzahl der Arbeiter die Vortheile des Systemes, wenn es deren giebt, mit einiger Wahrscheinlichkeit hervorbringen kann. Aber welchen Erfolg böte die Association von 5, 6 oder 8 Landleuten? Man darf auch nicht vergessen, daß bedeutende Summen nothwendig sind, sobald es sich darum handelt, auf einem Grundstücke 6 oder 9 Knechte zu beschäftigen. Ackerwerkzeuge, Pferde, Heerden und Dünger muß gekauft werden, kurz auch diese Unternehmung verlangt wie jede Industrie die fortwährende Anwendung eines Betriebscapitals. Es ist nur zu bekannt, daß ein Hof der um 10 oder 12,000 Franken verpachtet wird, ein Betriebscapital von 60—80,000 Franken voraussetzt. Wer wird das Capital zu diesen landwirthschaftlichen Unternehmungen liefern? Soll der Staat dazu genöthigt werden, die erforderlichen Capitalien aller Welt vorzustrecken? Werden unter einander vereinte Tagearbeiter diese Spekulationen in jenen Weingegenden der Champagne, der Bourgogne, von Bordeaux unternehmen wollen, wo ein einziges

Feld manchmal 2, 3 Millionen werth ist, wo 3, 4, 5 verschiedene Ernten stattfinden, wo man die Weine altern läßt, und weiter hinaus speculirt, als man wirklich anbaut und gewinnt? Angenommen selbst, daß sie die zu all diesem erforderlichen Kenntnisse besäßen, würde sich der Staat dazu verstehen wollen, ihnen 3 oder 400,000 Franken vorzustrecken, würde sich wohl ein Bankier finden, der ihnen Credit zu solchen Vorschüssen eröffnete? Die Zahlungsfähigkeit eines Pächters ist übrigens eine der hauptsächlichsten Bedingungen, wenn nicht die erste. Wird man wohl einen Eigenthümer dazu zwingen wollen, Vertrauen in eine Association von Arbeitern, die keine Bürgschaft leisten können, zu setzen? Wäre es auch hier nach dem Staate, der nun schon das Capital geliefert hat, beschieden, diese Bürgschaft zu leisten?

Weiter unten werde ich einige Worte über die dem Staate in allen diesen verschiedenartigen Combinationen zuertheilte Rolle sagen, hier beschränke ich mich nur auf die Bemerkung, daß er allein stets der deus machina sein soll, er allein, der unerschöpfliche Capitalist, giebt das Geld her, tritt für den Verlust ein, beugt allen Ereignissen vor, hilft überall aus, wo es noth thut, schlichtet alle sich etwa erhebenden Streitigkeiten. Bei schicklicher Gelegenheit wollen wir alle von ihm zu tragenden Lasten, alle für ihn entspringenden Vortheile zusammenfassen, und da wollen wir sehen, ob das ihm zugewiesene Geschäft von Dauer sein kann.

Ich habe eine Menge von Schwierigkeiten unerwähnt gelassen, von denen die eine immer unübersteiglicher ist als die andere. Ich habe der Wälder nicht erwähnt, wo es keine Pächter giebt, wie z. B. in Brie, wo der Gebrauch, das Tagearbeiter für Rechnung des Eigenthümers arbeiten, nicht besteht, wie in Bordeaux, und wo es sich nur darum handelt, jährlich den zwanzigsten, dreißigsten Theil der Bäume zu fällen, ohne daß es hierbei andere Arbeit gäbe, als das Bewachen, das Fällen, den Transport. Könnt Ihr wohl in Bezug auf den Holzhandel irgend eine Art von Association möglich denken? Und doch nimmt dieser einen beträchtlichen Theil des Bodens ein, ja, den Weinhandel eingerechnet, recht gut mindestens den vierten Theil der ganzen Produktion unseres Landes.

Was die Landwirthschaft betrifft, so ist also die Association nicht nur mit Schwierigkeiten verknüpft, sondern gänzlich unmöglich; denn im Allgemeinen ist der Boden entweder in solcher Art eingetheilt, daß eine gemeinschaftliche Ausbeutung unzulässig wird, oder im Besitz des Landwirths selbst. Und wo auch die Association für eine gewisse Anzahl Arbeiter ausführbar wäre, in den Pachthöfen von einiger Bedeutung, so müßte doch ein Betriebscapital von vielleicht mehreren Milliarden aufgetrieben, der Eigenthümer zum Vertrauen gezwungen werden, oder der öffentliche Schatz müßte die Verantwortlichkeit für eine Spekulation in Wein übernehmen. Dergleichen Combinationen sind überspannt, und die Idee allein

dazu hätte, bei gesundem Sinne, die Aushecker derselben dem allgemeinen Gelächter preisgegeben; das wäre die einzige Antwort auf ihre Vorschläge gewesen.

Auf einem neuerdings dem Ocean entrissenen Stücke Landes, wozu der Staat oder eine reiche Privatgesellschaft die Capitalien vorgestreckt hätte, wie dies z. B. in Holland mit dem Haarlemer Meer der Fall ist, könnte man vielleicht einzelnen Gesellschaften von Landwirthen einen Theil zur Ausbeutung überlassen; — das gebe ich zu. Und da noch müßte man auf den Gedanken Verzicht leisten, viele dieser Gesellschaften zu vereinigen, wenn man haben will daß sie in Gemeinschaft leben sollen. Wäre dem anders, und wollte man die Association dadurch möglich machen, daß man sie zum Zusammenleben anhält, so würden sie bei der großen Ausdehnung des ihnen zugewiesenen Landstrichs einen großen Theil ihrer Zeit auf den Straßen zubringen, um jeden Abend den Mittelpunkt ihrer Colonie zu gewinnen. Wie viel Haarlemer Meere giebt es übrigens in Europa zum Austrocknen? Wie viel Sumpfgegenden sind in Frankreich, deren Urbarmachung ins Werk gesetzt werden soll? Man begreift wohl die Gründung einiger Colonieen für Ackerbauer, um Arbeiter ohne Arbeit aufzunehmen, Colonieen, die auf dem Prinzipe der Association gegründet sind (ein Prinzip, das übrigens schadenbringend ist, wie wir bald sehen werden). Soll aber der Staat die Lasten für die auf dieses Prinzip gegründete Wohlthätigkeitsanstalten ganz allein tragen, so ist das System undenkbar unanwendbar auf ein Land, in welchem die Grundstücke seit langen Jahren eingetheilt, abgegrenzt, bebaut sind, ein System, das auf das Prinzip einer einzelnstehenden Familie begründet ist, deren Aushülfe in einem höchsten, zwei Tagarbeiten besteht.

Die Association ist also auf die Landwirthschaft, mit andern Worten auf 24 Millionen Arbeiter in Frankreich nicht anwendbar. Wie? Mit einem einzigen Schlage wollte man den größten, interessantesten Theil der Bevölkerung, denjenigen Theil, der unabläßigen Mühseligkeiten ausgesetzt ist, von diesem Systeme ausschließen? Es ist also nur für einige, und nur ausschließlich für diese in Ausführung zu bringen. Folgt mir nur noch weiter in meiner Beleuchtung und Eure Ueberzeugung wird sich noch fester begründen.

Ganz dasselbe Verhältniß besteht in dem größten Theile der Handwerke. Fast in allen sind wie bei dem Landbau, die Verrichtungen eingetheilt, zergliedert, Zufällen unterworfen, und sie sind es dergestalt, daß ein gemeinschaftliches Arbeiten, genaues Abschätzen ebensowenig möglich ist, als regelmäßiges Ablegen von Rechenschaft, ein Haupterforderniß für eine Association, die einen klaren Ueberblick in ihren Geschäften haben muß. Der Arbeiter erhält von einem Möbelhändler den Auftrag einen Tisch, Stühle anzufertigen, oder was noch häufiger der Fall ist, er erhält dabei Gegenstände zur Wiederherstellung, der Tischler, der Maurer soll in einem Hause

diese oder jene Ausbesserung vornehmen; der Wasserträger, der Lastenschlepper, der Dienstbote leistet Euch vorübergehende oder beständige, aber stets persönliche Dienste; können alle diese Individuen ihre Kräfte zu einer gemeinschaftlichen Ausbeutung vereinigen, da es doch dieser gemeinschaftlichen Anstrengung nicht bedarf? Alle jene Personen, die gegen Lohn in dem Hause des Reichen, in dem Verkaufsladen des Handwerkers dienen, die ihnen auf irgend eine Weise behilflich sind, können augenscheinlich nicht in Association untereinander treten, denn es sind deren immer nur eine, zwei, höchstens drei in einer Familie beschäftigt, und nur in wenigen seltenen Fällen ist ihre Zahl größer. Und wenn wir auch annehmen, es gäbe in dem Hause eines Reichen mehrere Bediente, in dem Laden eines Handwerkers, eines Kaufmanns mehrere Ladendiener, wozu sollten sie sich denn vereinigen? Sollten sie ihren Gehalt in eine Kasse legen, um ihn nachher gleichmäßig zu theilen? Dann wäre es ja ebenso gut, dieses Zusammenlegen und nachheriges Vertheilen von vorneherein zu unterlassen, da das Resultat dasselbe bleibt, es sei denn, daß der Gehalt nicht gleich hoch wäre. Dann könnte man aber wohl schwerlich begreifen, warum die besser Begabten sich mit den in geringerem Lohn stehenden associiren wollten?

Man sieht nun wohl schon, wie alle Erwerbsstände, einer nach dem andern, ungeeignet oder der Association abgeneigt sind. Die Ausführung dieses Systemes ist nun nur noch für große industrielle Unternehmungen denkbar, wie z. B. für Schreinereien, Hochöfen, Maschinenbauereien, Minen, die mehrere hunderte von Arbeitern beschäftigen, und wo in Gemeinschaft gearbeitet wird. Und auch bei den Unternehmungen dieser Gattung ist die Association nicht minder schädlich für die Associirten, als rechtwidrig für den Staat, dem die entstandenen Verluste zur Last fallen, jedoch kann man in diesen Fällen wenigstens den praktischen Versuch machen, und dies ist zum großen Nachtheile derjenigen, die daran Theil genommen, geschehen.

Die Association ist bei 34 Millionen von 36 Millionen Menschen nicht ausführbar, doch sie könnte zu Gunsten von ein oder zwei Millionen Arbeiter versucht werden. Die Arbeiter haben die Ueberzeugung, daß die Unternehmer oder die Gesellschaft, bei denen sie beschäftigt sind, große Summen gewinnen. Sie werden sich also an die Stelle ihrer Herren setzen, werden große Spinnereien, bedeutende Hütten, Dampfmaschinenbauereien, Steinkohlenbergwerke, Eisenbahnen, wo Tausende von Arbeitern vereinigt sind, große Buchdruckereien, vorübergehend zur Umarbeitung einiger Fuß Erde eingerichtete Bauplätze selbst übernehmen, werden sich vom Staate diese großen Etablissement ausbitten oder zuertheilt erhalten, nachdem derselbe jene früheren Besitzer mit einem in Mißkredit stehenden Papiergelde gezahlt hat. Sie werden den stets nur zweifelhaften Gewinnst theilen, ein Gewinnst, der sicher bei collektiver Verwaltung in nichts zusammenschrumpft, und das wäre die so gepriesene

Umwälzung, welche das Loos der arbeitenden Klasse verbessern soll? Das ist ganz einfach ein mehr oder weniger gewaltthätiges Anschreißen einiger Besitzthümer zu Gunsten einiger tausend Arbeiter, die auf einzelne Punkte, und namentlich in großen Städten, zusammengehäuft sind, und die vermöge ihrer Zusammenhäufung das Mittel in Händen haben, sich aufzulehnen, und entweder diejenigen zu tyrannisiren, die ihnen Beschäftigung geben, oder dem Staat selbst ihren Willen aufzudringen in einem Augenblicke, wo er zu schwach ist, um seinen Anordnungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Dies und nichts anderes ist das Resultat hiervon — man geht nicht mit Wahrheit um, man macht dem Volke falsche Vorspiegelungen, wenn man ihm vorredet, daß diese Umwälzung in seinem Interesse geschähe! Man hat den leidenschaftlichen Aufregungen einiger Klassen von Arbeitern Gehör gegeben; sie haben ihre physische Kraft gemißbraucht, um ihren Willen vorzuschreiben, oder vielmehr den der Rädelsführer, die sich ihrer als Werkzeuge bedienen, sie haben mehr den Vortheil letzterer als ihren eigenen bezweckt, und, doch vertreten sie nicht einmal den dreißigsten Theil der Bevölkerung des ganzen Landes! Nichts ist also für das Volk geschehen, ebenso wenig durch Nachgeben vor der blinden Wuth, als vor zwei oder drei Jahrhunderten, wo einige Hunderte von bevorzugten Höflingen ihren Einfluß auf die Regierung des Landes geltend zu machen wußten. Und selbst diese Bevorzugten waren in ihrem Egoismus viel aufgeklärter, denn am Ende hat wohl die in Luxemburg niedergesetzte Commission Nichts zu Wege gebracht, das mit der Regierung Ludwig des XIV. oder selbst des XV. in in ihren schlimmsten Tagen Stich halten könnte.

Vier und zwanzig Millionen Landbauern führen in Frankreich ein mühseliges Leben, drei oder vier Millionen Fabrikarbeiter sind manchmal in Folge des plötzlichen Feierns der Fabriken arbeitslos. Das ist das Traurige in dem Zustande unseres Landes, und um dies zu heilen ist man auf den Gedanken verfallen, einigen Webern oder Mechanikern die Anstalten, in welchen sie beschäftigt waren, die Führung auf eigene Rechnung zu übergeben um so wenigstens für sie auf eine, ich wiederhole es für sie selbst nachtheilige Weise alle Bedingungen der Industrie umzustoßen. Damit will man das Mittel gefunden haben, das Loos des Volkes zu verbessern! Man täuscht, man betrügt sich, ich werde es zu jeder Zeit und zu jeder Stunde wiederholen, und der Augenblick, in welchem man auf die Anwendung dieses Systemes verfiel, legt dafür Zeugenschaft ab. Man wollte es stets dann anwenden, wenn eine übergroße Zahl von Arbeitern in dem Weichbilde einer Hauptstadt eine Revolution gemacht und sich zur herrschenden Partei aufgeworfen hat. Man wollte ihnen schmeicheln, sich ihrer bedienen, man hat ihnen nur Leides zugefügt und auch sich selbst. Dies ist eine außerordentliche Maßregel, die nur zu Gunsten eines Standes wirkt und nothwendigerweise wie alle solche der Gesammtheit hin-

derlich ist. Es handelt sich dann nicht mehr um das Volk, sondern um einen ganz kleinen Theil desselben, welcher aus seinem Zusammenhalten den traurigen Vortheil zog, seine Gewalt fühlen zu lassen, selbst jenen, welche sich ihrer bedienen und für sie sorgen wollten.

Nachdem wir sonach dieses System der Association von seinem wahren Gesichtspunkte betrachtet haben, wollen wir jetzt untersuchen, ob es selbst für jene Handwerker, auf welche es anwendbar ist, von Nutzen wäre.

Viertes Kapitel.

Ueber das Capital in dem Systeme der gesellschaftlichen Vereinigung. Wird das zur Betreibung eines gemeinsamen Zweckes nöthige Capital vom Staate geliefert, so heißt dies, dasselbe der Gesammtheit der Steuerpflichtigen unrechtmäßigerweise entziehen; wird dasselbe von dem Lohne der Arbeiter vorenthoben, so begeht man eine Unklugheit in Anwendung ihrer Ersparnisse.

Vergessen wir hier vor Allem, wie wenig volksthümlich die ausschließliche Anwendung des Systemes der Association unter Handwerkern ist. Untersuchen wir es in sich selbst; stellen wir seinen eigenen Werth heraus, so beschränkt er auch in seiner Anwendung sein möge.

Bei oberflächlicher Beurtheilung ist der Grundgedanke dieses Systemes äußerst menschlich, rechtschaffen, ja sogar rührend. Wir sehen hier arme Handwerker, welche vom Morgen bis zum Abend sich um einen bestimmten Lohn abmühen, der nicht nach dem Verhältnisse des Gewinns ihrer Thätigkeit steigt. Sie bereichern entweder einen Unternehmer oder mehr oder weniger müssiggehende Aktionäre, die ferner von der Bühne dieser schweren Arbeit leben, ja diese sogar oft nicht einmal in ihrem Leben besucht haben. Warum haben die Einen so wenig, während sie so viel thun, und umgekehrt? Das kömmt daher, weil der Unternehmer Credit, die Aktionäre Capitale haben. Besäßen die Handwerker das Eine oder das Andere, so könnten sie ihr Geschäft auf eigene Rechnung betreiben und so den Gewinn, den sie beim gegenwärtigen Stande der Dinge an Andere überlassen müssen, für sich behalten. Ist es denn nicht viel einfacher, die Arbeiter von dieser Abhängigkeit zu befreien, ihnen den Credit und die Capitale zu verschaffen, und sie auf diese Weise, um die Sprache jener Schule zu reden, *aus der Tyrannei des Capitals* zu erlösen? Kann man aber die Capitale nicht mit Gewalt nehmen, wie es der Communismus wenigstens freimüthig vorschlägt, was bleibt dann für ein anderes Mittel übrig, als sie vom Staate zu verlangen, so daß er die

Mittel hergeben muß, mit welchen die Arbeiter sich zur Ausführung großer Unternehmungen associiren könnten? Nichts, ich wiederhole es; nichts scheint bei oberflächlicher Betrachtung menschlicher und billiger zu sein, und nichts ist in Wirklichkeit ungerechter und unsinniger.

Vorerst müßt Ihr mir doch zugeben, daß diese Aktionäre keine unbarmherzigen Monopolisten sind. Der erste widmet sein Leben, sein Geld und seinen Credit, um eine große Unternehmung in Gang zu bringen und aufrecht zu erhalten. Ihm ist der erste Gedanke zu derselben gekommen; er hat auf seine eigene Gefahr hin das Wagniß des Versuches unternommen; die zweiten setzen ihre mühseligen Ersparnisse auf eine Unternehmung deren Ertrag nichts weniger als gewiß ist. Der Bau eines Kanales oder einer Eisenbahn z. B. Solch große öffentliche Arbeiten würden ohne den Zusammentritt vieler Capitalisten gar nicht ausgeführt werden. Gelingt dieses Unternehmen nicht, so hat es die Capitalien, die darauf verwendet wurden, verschlungen, und ich begreife wahrlich nicht, wie man diese Unternehmer, diese Aktionäre die Blutegel der Arbeiter nennen kann. Sie zahlen ihre Arbeiter nach gegenseitigem Uebereinkommen, häufig so, daß sie das drei- und vierfache des Landmanns verdienen, und bürgen ihnen, wie der Erfolg ihres Unternehmens auch immer ausfallen möge, während der ganzen Dauer Arbeit für ihre tägliche Zahlung. Ich sehe hier, ich wiederhole es, auch keine Spur einer schreienden Ungerechtigkeit. Aber man will, daß diese Arbeiter selbst die Gewinnste der Unternehmer oder der Aktionäre erringen können. Wenn sich dies auf eine gerechte, praktische Weise bewerkstelligen läßt, so entspricht es gewiß dem Wunsche aller rechtschaffenen Leute.

Doch besehen wir die Sache beim Lichte. Jede Handels- oder Fabriksunternehmung beruht auf zwei Bedingungen. Sie können des Capitals und der obersten Leitung nicht entbehren. Das Capital ist nothwendig, um eine Unternehmung begründen zu können. Die oberste Leitung muß diese beaufsichtigen, entweder einschränken oder erweitern. Sie ist es, die das Geschäft entweder nach den ersten beträchtlichen Verlusten aufgiebt, oder nach den ersten bescheidenen Gewinnsten bis zu einer außerordentlichen Ergiebigkeit steigert. Das Capital und die Leitung sind folglich gleicher Weise nothwendig. Finden wir sie in der Association der Handwerker? Alles kömmt auf diese Untersuchung an.

Wo immer irgend eine Unternehmung ein Capital in Anspruch nimmt, muß man darauf gefaßt sein, dasselbe im Falle des Mißglückens zu verlieren. Handelt es sich um ein Kohlenbergwerk, um einen Kanal, um eine Eisenbahn, so ist es immer möglich, daß die Zutageförderung der Kohle, oder die Verführung derselben zu kostspielig ist; der Bau des Kanales oder der Eisenbahn kann auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen, wenn sie z. B. sich in solchen Gegenden befinden, deren Bewohner sie nicht gern benützen.

In diesem Falle werden diese Unternehmungen nicht die erwarteten Gewinnste abwerfen, ja ihr Ertragniß kann sogar oft nicht hinreichen, die eingegangenen Schulden zu ihrer Vollendung zu bezahlen. Das Unternehmen entwischt folglich sonach gleichsam den Händen ihrer Gründer und läßt ihnen nichts als Verlust und Bedauern zurück. Ist das vielleicht ein seltener Fall? Im Gegentheil, er ist alltäglich. Wenn wir nun von diesen großen Unternehmungen zu den kleinen übergehen, zu den Spinnereien, zu den Hammerwerken oder zu den Maschinenbauanstalten, so frägt es sich auch hier, wie viele Gründer dieser Anstalten durch sie reich werden. Ich verfolge seit 30 Jahren den Gang der Industrie mit aufmerksamen Augen, zuerst aus Geschmack als Beobachter, dann aus Pflicht als Staatsmann. Ich kenne alle daran betheiligten Personen sehr genau und ich versichere, daß ihre Unternehmungen viel häufiger mißglücken als gelingen. Wenn sich auch hieraus wieder mittelmäßige Glücksgüter angesammelt haben, so ist die Zahl derer, die sich ein großes Vermögen erworben, dennoch sehr beschränkt, um wie viel mehr die jener Emporkömmlinge, welche mit der Frucht ihrer Geschicklichkeit gewaltigen Handelscrisen die Stirne bieten können. Das Capital ist sonach bereits bei dem Betriebe von kleinen Unternehmungen, die ein Mensch leiten kann, wie z. B. den Spinnereien, Hammerwerken, einer Gefahr ausgesetzt, aber einer noch viel größeren in jenen Unternehmungen, welche zahlreiche und mächtige Compagnien voraussetzen, wie Minen, Kanäle und Eisenbahnen, sogar jene Gesellschaften, welche dahin gelangen, bedeutende Gewinnste zu erringen, müssen vorerst eine oder mehrere Compagnien zu Grunde gerichtet haben. Wenn ich hier die Beispiele der vorzüglichsten französischen Unternehmungen anführen wollte, so würde ich alle Zweifler zum Stillschweigen verdammen.

Ist nun das Capital dazu bestimmt, in dem so äußerst wahrscheinlichen Falle des Mißlingens verschlungen zu werden; so muß ihm auch in Aussicht gestellt werden, Gewinnst zu erringen, der im Verhältnisse zu den möglichen Verlusten wäre; sonst wäre der Betrieb der Industrie, wie dies leider ohnedies schon zu häufig der Fall ist, mittelst Anwendung unrechtlicher Wege möglich. Nichts ist einfacher, als dieser Ausspruch, wenn das Capital von dem Unternehmer geliefert wird, der Capital und Credit aufs Spiel setzt, oder wenn dieses Capital aus den Mitteln einer Gesellschaft von Aktionären hervorgeht, die, wenn sie reich sind von dem Ueberflusse, wenn sie arm sind von den Ersparnissen ihren Theil beitragen. Das Unternehmen ist mißlungen, die Capitalien verloren, desto schlimmer für die Einen und die Andern. Das Unternehmen hat guten Fortgang, sie haben dabei gewonnen, desto besser für sie, sie haben Niemandes Eigenthum angetastet, sie haben geerntet was sie ausgesät haben. Nun wollt Ihr die Arbeiter an ihren Platz setzen? Es sei! Wer wird die Capitalien hergeben? Die Arbeiter? Sie haben keine. Wären es etwa dann eigens zu diesem Behufe

eingerichtete Leihbanken? Aber wir kennen wohl das Resultat davon. Alle diese Banken, die industriellen Unternehmungen Vorschüsse leisteten, haben einen schlimmen Ausgang genommen; sie konnten sich nicht darauf beschränken, Wechsel zu escomptiren, was auch eine Art von Darlehen ausmacht, Wechsel von kurzer Verfallzeit, oft verlängert, die immer noch weniger Verlusten aussetzten. Sie endigten schlimm, denn sie mußten auf industrielle Unternehmungen Vorschüsse leisten, die gar zu vielem Risiko ausgesetzt waren, auf Unternehmungen, die nur in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Fällen günstigen Fortgang hatten, während die bei vielen überwiegende Mehrheit mißlang, und weil endlich der Gesammtgewinnst derjenigen, die Vortheil brachten, kaum dazu hinreichte, den Gesammtverlust der verunglückten Unternehmungen zu decken, nicht des Umstandes zu gedenken, da man in dem Augenblicke, wo man ihnen Geld vorstreckt, Theilnehmer ihrer Verluste wird, ohne von ihrem Gewinnste Nutzen zu ziehen. Hieraus wird auch der Umstand erklärlich, daß eine Bank oder ein Bankierhaus, das sich nur auf Wechselgeschäft beschränkt, bestehen bleibt, und alle selbst die schwierigsten Handelscrisen überlebt, während eine jede Bank, ein jedes Bankierhaus, das Vorschüsse auf industrielle Unternehmungen macht, beim ersten heftigen Sturme untergeht. Und gleichwohl haben alle diese Banken, die sich in solche Geschäfte einließen nur Vorschüsse gemacht, deren Betrag einen sehr kleinen Theil des Betriebscapitals derjenigen Unternehmungen ausmacht, denen sie zu Hilfe gekommen. Kann man sich wohl nunmehr einen Begriff machen, was aus einer Bank würde, die das ganze Capital für eine mehr oder minder große Anzahl von industriellen Unternehmungen hergeben wollte? Sie würde wohl binnen Kurzem zu Grunde gehen, es sei denn, daß sie sich nur bei äußerst günstigen Unternehmungen betheiligt hätte, und daß ihr allein der ganze Gewinnst zufiele; sie ist der Gefahr ausgesetzt, den ganzen Verlust allein zu tragen, da sie durch den Umstand, daß sie das ganze Capital vorgestreckt hat, zum Unternehmer selbst geworden ist, außer daß sie nicht die Oberleitung in Händen hat, sie muß also die Aussicht auf ungetheilten Gewinn haben, sonst wäre die von ihr übernommene Rolle nur verlustbringend für sie.

Dem könnte anders sein, wenn man voraussetzen dürfte, daß der Gewinn der Unternehmung bedeutend genug wäre, zwei Capitale zugleich zu beschäftigen. Das ist aber falsch; denn wenn der Gewinn größer wäre, als der, den man aus einem Capital ziehen kann, so würde ihn die Concurrenz gar bald zu vernichten wissen. Findet man irgendwo einen auffallenden Vortheil, das Eisen zu schmieden, die Wolle zu spinnen oder aus Runkelrüben Zucker zu sieden, so wendet man sich hastig dahin, gründet eine Menge solcher Anstalten, führt dadurch eine Verminderung im Preise der erzeugten Gegenstände herbei, unter der man oft selbst leidet, wenn nicht gar erliegt, aber man giebt dessenungeachtet sein

Geschäft nicht früher auf, als bis gar keine Möglichkeit vorhanden ist, die Erzeugungskosten zu decken. Selbst wenn ein Monopol besteht, wie z. B. Eisenbahnen, so ist es doch niemals ausschließlicher Natur, denn mit ihr rivalisirt ein Kanal, ein Fluß, oder die gewöhnliche Landstraße, so daß der Gewinn auch bei derartigen Unternehmungen sich nicht höher herausstellt, als es die Möglichkeit der Fortsetzung der Unternehmung nöthig macht. Dies gilt freilich nicht in Bezug auf eine ganz neue Industrie oder auf eine außerordentliche vortheilhafte Entdeckung; doch ziehen selbst in diesem Falle nur die Ersten einen bedeutenden Vortheil daraus. Es ist also für jene Kapitalien keine Möglichkeit vorhanden, sich zu decken. Davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man die ganze Weberei, die ganze Spinnerei, die ganze Hüttenkunde und alle Bergwerke zugleich ins Auge faßt. Dann stellt es sich heraus, daß wenn dieser oder jener Fabrikant seine guten Tage geschenkt hat, er deren auch sehr schlechte durchmachen müßte; daß diese sich untereinander mehr oder weniger aufhoben und daß nur da bedeutende Glücksgüter erworben worden, wo die klugen Unternehmer bei äußerst thätiger Arbeit ergraut sind. Wenn man die großen Unternehmungen wie z. B. Bergwerke genau untersucht, und die gelungenen mit den mißglückten Spekulationen vergleicht, gelangt man zur Einsicht, daß der Gewinn durchschnittlich bei Weitem unter dem Ertrage eines unter den herkömmlichen Bedingungen angelegten Capitales ist. Nehmen wir z. B. die Bergwerke von Aveyron, von Alais, von Saint Etienne, von Creuzot, von Anzen, die doch die Berühmtesten aus allen sind, und legen wir auch alle seit 50 Jahren verlorenen Capitale in Rechnung, so stellt sich bei der Ermittlung des durchschnittlichen Gewinns heraus, daß das Betriebskapital nicht einmal 4 Procent getragen hat. Und das sind die größten, berühmtesten Unternehmungen dieser Art. Wer diese Thatsachen nicht kennt, wer Luftschlösser aufbauen will, ohne sich um den natürlichen Lauf der Dinge zu bekümmern, wird vielleicht bei dieser Behauptung aufschreien, sie kann aber nur Unwissende oder Utopisten in Erstaunen setzen.

Ich bin folglich davon überzeugt, daß wenn man alle Industrien im Ganzen genommen betrachtet, ohne auf außerordentliche, günstige Zufälligkeiten Bedacht zu nehmen, man nirgends einen so großen Gewinn finden wird, der für die Verwendung zweier Capitalien entschädigen könnte. Daraus folgt, daß man sich keine Leihbank denken kann, welche einer Gesellschaft von Handwerkern das ganze nothwendige Capital liefern könnte, ohne zugleich bei dieser Unternehmung eben sowohl in Bezug auf ihren Gewinnst, als auf ihre Leitung betheiligt zu sein. Solch eine Bank müßte entweder, weil sie das ganze Capital vorgeschossen, auch die ganze Leitung übernehmen und den ganzen Gewinnst daraus ziehen weil sie dessen nie genug haben, oder sie würde aus dem zweifachen Grunde schlechte Geschäfte machen, weil sie anderen ihre Capitalien

zur Verwerthung gegeben hätte und nur einen Theil des Gewinnstes bezöge, während sie doch ein Recht auf den ganzen hat. Es ist sogar gewiß, daß diese Leihbank zu Grunde gerichtet würde, denn die Commandite ist nur in dem Falle vernünftigerweise denkbar, wenn ein reicher Capitalist, der einen theilweisen Verlust nicht scheut, sich zu Gunsten eines allgemein als sehr fähig bekannten Mannes zu einem Darlehn entschließt, und da dieser doppelte Fall sehr selten ist, ist der Erfolg der Commandite auch meistens eher schlecht als gut. Aber wenn die Commandite nur als eine Ausnahme möglich genannt werden kann, so ist es unbegreiflich, wie man sie der allgemeinen Industrie zu Grunde legen wollte, d. h. wie man mit dem Gedanken umgehen kann eine Bank zu gründen, welche allen Unternehmungen die nothwendigen Capitalien leihen würde, alle Wechselfälle allein tragen müßte, und weder die ausschließliche Leitung, noch sämmtlichen Gewinn hätte. Wenn schon Banken, welche industriellen Unternehmungen blos theilweise Anleihen vorschossen, am Ende zu Grunde gerichtet wurden, wie kann man sich da eine Bank denken, die allen Unternehmungen zugleich das nothwendige Capital zur Verfügung stellen soll!

Solch eine Bank wäre eine thörichte Anstalt, von Thoren geleitet, und ich bin überzeugt, daß kein vernünftiger Mann den Muth hat, sie nach diesem Prinzipe vorzuschlagen.

Wer sollte sich auch auf eine solche Unternehmung einlassen? Der Staat, antwortet man, der Staat allein muß zu Allem genügen. Und aus welchem Grunde möchte man ihm diese Last auflegen? Weil er das Universalkapital ist, der für Alle verlieren muß, und weil man voraussetzt, daß er reicher sei als Alle.

Hier aber muß ich mir eine einfache Frage erlauben. Sollte der Staat das Gründungskapital für alle Industrien oder nur für eine kleine Zahl derselben erlegen? Nähme man an, daß er es für Alle müßte, so wäre es weniger ungerecht, aber noch unsinniger. Sollte er es hingegen blos für Einige thun, so würde dies eine schreiende Unbilligkeit, immer noch unsinnig, wenn gleich etwas weniger.

Kann man sich überhaupt einen Staat denken, der nicht für seine eigene Rechnung thätig ist, und doch allen Unternehmungen das Geld herschafft? Wenn sein Vermögen allen zur Verfügung stehen würde, wenn er seine Gelder für die Bearbeitung der Erde, für den Handel, für die Fabriken vorstrecken würde, so könnte sich weder der Landmann gegen den Handelsmann, noch dieser gegen den Fabrikanten über die gewagte Art beklagen, mit welcher der Staat sein Geld verwendet, denn es würde dann eine vollkommene Wechselseitigkeit eintreten. Immer aber würden sich solche finden, welche ein weniger gewagtes Gewerbe ausüben, wie z. B. die Landbauern, welche darüber klagen möchten, mit dem Schicksale jener, die auf der Börse spielen, oder Schiffe nach Indien senden, associirt zu sein. In der äußersten Verallgemeinerung dieser That-

sachen könnte man freilich, da der Staat beiläufig überall gleich wagen müßte, eine gewisse verhältnißmäßige Entschädigung Aller, so zu sagen eine Gerechtigkeit des Schicksals finden. Dann aber hätte man auch schon die größte Thorheit begangen, denn jeder würde mit dem Capitale des Andern spekuliren wollen. Jeder möchte seinen eigenen Vortheil durch die allgemeine Anwendung der Capitalien verbürgen wollen; eine Bürgschaft, die, so groß sie auch ist, doch nicht hinreichend wäre. Wir sehen ja täglich Leute sich mit ihren eigenen Capitalien zu Grunde richten, weil sie falschen Berechnungen nachhingen, was würde erst eintreten, wenn sie über fremde Capitalien schalten könnten. So würde man folglich, um zu einem Anscheine von Gerechtigkeit zu gelangen, in das Unsinnige verfallen; in einen Unsinn, der größer als aller bisherige sein würde, denn man würde die Wachsamkeit des persönlichen Interesses durch die gesammte menschliche Thätigkeit unterdrücken und so alle Unternehmer über Capitalien schalten lassen, welche, weil sie allen gehören, Niemandes Eigenthum sind.

Wollte man hingegen diese Gunst nur einer ganz kleinen Zahl von Arbeitern gestatten, blos jenen Industrien z. B., welche die besondere Eigenthümlichkeit haben, mehrere hundert Arbeiter in derselben Werkstatt zu beschäftigen, dann möchte ich denn doch fragen, in Folge welcher Berechtigung es gewissen Associationen von Handwerkern erlaubt würde, nicht auf ihre eigene Gefahr hin Geschäfte zu unternehmen, sondern auf die Gefahr aller andern Handwerksklassen, auf die Gefahr der Maurer, der Müller, der Dienstboten, der Wasserträger? Wie, auch die Landmänner, die sich in keine gewagte Unternehmungen einlassen können, weil ihr Lohn fest und gar sehr beschränkt ist, sollen ihr Geld dazu hergeben, damit andere Eisen schmieden, oder Dampfmaschinen-Fabriken errichten können? Man gefällt sich darin, im Staate nicht die Masse der Steuerpflichtigen, sondern blos einige Reiche zu sehen, welche, wenn man auch ihr ganzes Vermögen zusammen nähme, nicht einmal das Budget eines Staates bilden können. Und darauf gründet man dann ganz gemächlich staatsweise Pläne! Man sagt, daß man gewiß nicht schlecht handelt, wenn man auf Kosten dieser Reichen den armen Arbeitern die Mittel giebt, auch einigen Gewinn zu bewerkstelligen. Aber dies ist eine falsche Annahme, wahr ist nur diese, daß die Masse der Steuerpflichtigen, d. h. 36 Millionen Menschen einer Million dann die Mittel geben wird, auf ihre Gefahr hin mit Wolle, Eisen oder Kohlen, Geschäfte zu betreiben. Drückt man dieses Verhältniß so aus, wie es wirklich ist, so bleibt es noch immer unsinnig. Dies ist leicht zu beweisen. Denn diese Million von Arbeitern wird Dinge unternehmen wollen, zu welchen sie nicht tauglich ist, indem sie sich selbst zum Leiter des Geschäftes aufwerfen wird. Doch den höchsten Grad der Ungerechtigkeit würde eine solche Maßregel in Bezug auf die Masse der Arbeiter erreichen, denn in dieser Welt soll jeder auf sein Glück

oder Unglück spekuliren und nicht auf das eines Andern. Unter diesen Umständen fürchte ich nicht, den Gewissen der Arbeiter die Frage vorzulegen, ob sie es gerecht fänden, das Geld eines Andern zum Einsatze in eine Lotterie zu verwenden. Die Frage ist aber eben so einfach, wie ich sie hier aufstelle. Will man aber dieses Capital dadurch erzeugen, daß man den Arbeitern einen Theil ihres Lohnes vorenthält, so leiden sie selbst unter dieser kläglichen ungerechten Erfindung. Auch das hoffe ich klar zu beweisen.

Im gewöhnliche Zustande der Dinge, wenn die Industrie blüht, reicht der Lohn des Arbeiters zu seinem und dem Unterhalte seiner Familie hin; auch wohl noch zu allen billigen Genüssen, ja sogar zu einigen Ersparnissen für die Zeit der Einstellung der Arbeit der Krankheit und des Alters. Strenge genommen könnte man freilich jenen Theil des Lohnes, welcher zu den Ersparnissen gelegt wird, zur Aufbringung jenes Capitals benützen, dessen eine nach den Grundsätzen der Association gegründete Unternehmung bedarf. Aber das Ungegründete, das diesem Aushilfsmittel zu Grunde liegt, stellt sich auf den ersten Blick heraus. Der Gesammtbetrag aller in den Sparkassen niedergelegten Summen beläuft sich in Frankreich ungefähr auf 400 Millionen Franken. Unter den Einzahlern gehört die Hälfte der Klasse alter Beamten oder alter Dienstboten an, und die andere Hälfte wird kaum von den Gewerbsleuten eingelegt. Es ist freilich wahr, daß nicht alle Arbeiter mit der Sparkasse in Berührung kommen, daß kaum ein Drittheil oder ein Viertheil von ihnen ihr Geld zu dieser bringen, aber selbst wenn man auf diesen Umstand Rücksicht nimmt und eine dreifach oder vierfache höhere Summe ihrer Einzahlungen voraussetzt, wie wollte man denn mit 6 oder 800 Millionen alle Capitalien liefern, deren sämmtliche Gewerbe, die Spinnereien, die Webereien, die Metallbearbeitung, die Minen, Eisenbahnen und Kanäle erfordern? Man bemerke dabei noch, daß ich von dem Ackerbaue gar nicht rede. Viele Milliarden würden ja dazu nicht hinreichen.

Der Gedanke, einen Theil des Lohnes der Arbeiter zurückzuhalten, um daraus das Capital der Associationen zu gründen, ist folglich nicht mehr als ein Hirngespinnst. Aber ich nehme ihn an, wenn man will. Diese Vorenthaltung würde eine unwürdige Anwendung der Ersparnisse der Arbeiter sein; denn kein Capital ist unsicherer angelegt, wie ich es schon gesagt habe, und wie es jeder weiß, als jenes, welches man auf industrielle Unternehmungen verwendet. Auf Handelsspekulationen sollen sich nur reiche Capitalisten einlassen, die durch ihr Vermögen gegen die Folgen des Mißlingens gesichert sind, oder Unternehmer, welche sich davor durch ihre eigene Wachsamkeit zu behüten wissen. Alle andere Spekulanten sind thöricht und richten sich selbst zu Grunde. Man erschrickt, wenn man arme Leute sieht, welche ihr Geld in die Hände von Gesellschaften legen, die ausgedehnte Unternehmungen ins Werk setzen, oder wenn sie durch ihre geringen Summen an einem Staatsan-

lehen Theil nehmen, und man zittert für solche Menschen, welche ihre Habe Abenteurern anvertrauen, oder schlechten Verwaltern des öffentlichen Vermögens. Man hat sich oft darüber aufgehalten, daß man gewisse ausländische Anleihen öffentlich auf dem französischen Geldmarkte zuließ, d. h. daß sie einen Cours an der französischen Börse hatten, und man hat Recht gehabt. In welchem Sinne hat man diese Einsprache erhoben? In dem Sinne der Menschlichkeit, weil man es barbarisch fand, das Vermögen des Armen wenig sicheren Händen anzuvertrauen, und man wollte nun jenen Spekulanten aller Gattung, die seit einem halben Jahrhunderte die Industrie in Bewegung setzen, zerstören, ja sogar entehren, die Ersparnisse der arbeitenden Klasse zuweisen? Freilich diese Spekulanten waren seit 50 Jahren kühner als je, weil die Erfindung der Dampfkraft in die Handelswelt eine neue Aufregung gebracht hat. Sie haben die Industrie selbst aus ihrem gewöhnlichen Gange aufgestört und vorwärts getrieben, wie dies nun schon die Sendung abenteuerlicher Geister ist. Aber indem sie die Industrie in einen rascheren Gang betrachten, mußten sie dies auf ihre nur blos auf ihre Kosten thun, nicht aber auf Kosten jener unglücklichen Arbeiter, welche sie beschäftigen. Ich sagte es bereits in einem früheren Kapitel, die angehäuften Kapitalien der Reichen sind zu den gewagten Unternehmungen bestimmt. Zwei Verbündete, der Reichthum und das Genie müssen den Lauf der Industrie beflügeln, aber die Armuth und die Association taugen nicht zu einem so kühnen Unternehmen. Die erste hat nichts zu verlieren und die zweite wird nie etwas erfinden. Wie, jene tausend Spinnereien, jene tausend Eisenhämmer, jene tausend Fabriken aller Art, die seit 20 Jahren entstanden und nach längeren oder kürzeren Versuchen wieder geschlossen worden sind, welche die Kapitalisten, die sie in Commandite gegründet hatten, entweder in Verlegenheit gesetzt, oder ganz zu Grunde gerichtet haben, hätten auf Unkosten der Arbeiter versucht werden sollen? Das wäre ein Unglück gewesen und ein Verbrechen, es nur geduldet zu haben. Verlangt man nicht heute mit Recht bei der Einstellung einer industriellen Unternehmung, daß die Forderungen der Arbeiter vor denen aller übrigen Gläubiger befriedigt werden?

Man wird vielleicht dagegen einwenden, daß nichts vernünftiger ist, als daß man sein Kapital gleichsam auf sich selbst anlegt, und so sein Geld zugleich mit seiner Arbeit anwendet; dies ist wahr, wenn man sein Geld wirklich auf sich selbst anlegt. Ein Bauer, der sein Geld lieber in sein Grundstück steckt, als es einer gewagten Unternehmung hinzugeben: ein Handelsmann, welcher das gewonnene Geld zur Ausdehnung seines Handels verwendet und nicht zum Ankauf von industriellen Aktien, handelt gewiß klug. Aber den associirten Arbeitern schlägt man dies eben nicht vor: Was man von ihnen will, ist, daß sie ihre Ersparnisse Unternehmungen zuweisen, welche sie nicht leiten werden, und für die es

nur zwei Fälle giebt: entweder daß sie von gar Niemand oder von willkührlich ernannten Direktoren geleitet werden; kurz sie sollen ihr geringes Eigenthum jedenfalls einer unordentlichen Gebahrung anvertrauen. Jeder Mensch fürchtet eine politische Anarchie, und hütet sich dann wohl davor, sein Geld zu leihen; ich will Euch beweisen, daß die industrielle ebenso wenig werth ist, und daß es eine wahre Grausamkeit wäre, ihr das Geld der Arbeiter in die Hände zu liefern. Das soll der Gegenstand des folgenden Capitels sein.

Bevor ich jedoch schließe, fasse ich meine Gedanken noch einmal zusammen:

Entweder der Staat giebt den auf den Grundlagen der Association gegründeten Industrien selbst das Capital, und dann stellt sich die Ungerechtigkeit heraus, daß eine begünstigte Klasse von Arbeitern mit dem Gelde aller andern Arbeiter in der Stadt und auf dem flachen Lande spekulirt.

Oder man wird es versuchen, dieses Capital durch Vorenthaltung eines gewissen Theiles des Lohnes der Arbeiter zu gründen, und dann wendet man die Ersparnisse der Arbeiter auf die unklugste und unmenschlichste Weise an.

In dem ersten Falle haben wir eine unerträgliche Ungerechtigkeit, in dem zweiten Falle eine empörende Unklugheit. So und nicht anders muß ich die Mittel nennen, durch welche jenes System der Association, das man so gerne ein menschenfreundliches nennt, sich das Capital verschaffen will.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Leitung der Unternehmen bei einer gesellschaftlichen Vereinigung. Die Leitung der Unternehmen bei gesellschaftlicher Vereinigung ist unmöglich, und nimmt vielmehr seine Richtung dahin, dem Prinzipe des allgemeinen Interesses zu huldigen, was jedoch nur der Staatsobergewalt nützlich ist, als das Prinzip des persönlichen Interesses geltend zu machen, wobei einzig und allein die Privat-Industrie gedeihen kann.

Die Anarchie ist für den politischen Staatskörper ein großes Uebel. Man fürchtet sie, man verabscheut sie und das mit Recht. Wo ein gesetzloser Zustand eingerissen ist, da giebt es keine Ordnung, keine Sicherheit, keine Gerechtigkeit, keine gute kluge Verwaltung, keine öffentliche Gewalt keine Größe mehr. Die Anarchie zersetzt den Staatskörper, sie entehrt ihn, und tödtet sein Leben an der Wurzel. Von Cäsar bringt sie den Staat bis zum Augustulus, das ist der Weg auf dem sie einhergeht. Für mich, der

zwei große Eigenschaften leidenschaftlich liebt, die Gerechtigkeit in den innern und die Größe in den äußeren Verhältnissen, für mich ist die Anarchie der Gegenstand einer unübersteiglichen Abneigung. Aber so abschreckend die Anarchie auch in dem politischen Staatskörper ist, ist sie doch eine natürliche Krankheit desselben, auf die man gefaßt sein muß, und gegen die es Mittel giebt, wie gegen gewisse Fieber, welche in einigen Gegenden herrschen. Man kann an ihnen sterben, aber auch von ihnen geheilt werden. Die Anarchie ist in jedem Staate gleichsam zu Hause, wie die Pest in Constantinopel. Was soll man aber zu einem gesetzlosen Zustande in der Industrie sagen? Man wird betrübt, aber man erstaunt nicht darüber, wenn sich Parteien um die Macht streiten, an der Republik zerren, sie mit Blut beflecken, sie bis zum Abgrund stoßen, hinabwerfen oder noch im letzten Augenblick zurückhalten. Dieses Uebel hat sein Gutes, denn die Gewalt muß, um schließlich in die Hände der Guten zu gelangen, sich manchmal der Gefahr aussetzen, durch die der Bösen zu gehen. Aber könnt Ihr Euch in einer Fabrik eine bestrittene Macht denken, welche von Einem auf den Andern übergeht? Könnt Ihr Euch eine Eisenhütte denken, wo der Werkmeister durch seine Arbeiter ernannt, und entweder von den Faulen abgesetzt oder zur Leitung des ganzen Unternehmens berufen wird? Ist es möglich, daß solch ein Präsident der industriellen Republik, der sich auf alle derartigen Einflüsse stützen muß, jedem mit Gerechtigkeit seine Aufgabe stelle, den Lohn eines Jeden im Verhältnisse zu seinem Fleiße oder zu seiner Geschicklichkeit regle, den Capitalisten Vertrauen einflöße, Kredit gewinnen, und vorzüglich Ersparnisse verwirkliche? Kann man sich solch ein chimärisches Wesen denken, das in der Leitung einer industriellen Unternehmung die persönliche Begabung und Geschicklichkeit eines Mannes vertritt? Man begreift leicht, daß sich im Staate Alle in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, denn sie sind eben die Angelegenheiten Aller; aber könnt Ihr Euch eine Fabrik denken, in welcher mehrere hundert Arbeiter darüber Rath schlagen, ob man auf dieses oder jenes Angebot eingehen, Wechsel prüfen, unterzeichnen, annehmen oder verweigern soll, ob es gut sei, einen Kredit zu eröffnen, der Produktion oder der Fabrikation noch eine größere Ausdehnung zu geben, und die sich darüber vereinigen, ob der nationale oder europäische Handel in diesem Augenblicke für den Absatz ihrer Produkte mehr oder weniger günstig ist.

Die Aktionäre freilich nehmen auch manchmal an Rathsversammlungen Theil, aber dies geschieht nur einmal und über den allgemeinen Gang des Geschäftes. Sie gründen ihre Zufriedenheit oder ihre Unzufriedenheit auf die Größe oder Unbedeutenheit der Dividende und werfen nur über die Rechnungslegung einen flüchtigen Blick; in Bezug auf alle übrigen Verhältnisse ihres Geschäfts danken sie ihren Einfluß zu Gunsten des Direktors ab, den sie nach dem Erfolge, h. d. nach dem Gewinne beurtheilen und vor

dem nächsten Jahre nicht wieder sehen. Ein solches Verwaltungssystem ist nur bei sehr großen Unternehmungen möglich, und das unter der Voraussetzung, daß sich die Aktionäre sehr selten und bescheiden hineinmischen. Es kann nur zu einem guten Ende geführt werden, ich wiederhole es, wenn die Aktionäre sich zu Gunsten des erwählten Direktors ihrer persönlichen Aufsicht entschlagen. Aber könnt Ihr Euch einen Fabrikanten vorstellen, welchen die Arbeiter die unter seinem Befehle stehen, erwählen? Beobachtet man die Mehrzahl unserer industriellen Anstalten, so fällt vor Allem eine Wahrheit in die Augen. Alle, welche gute Geschäfte gemacht haben, und das sind nur Wenige, verdanken es der Ueberlegenheit des Unternehmers der sie leitet. Ich spreche hier nicht blos von jener geistigen Ueberlegenheit, die oft nichts weiter, als kühne Unternehmen bildet, welche sich und Andere zu Grunde richten, sondern von jener Ueberlegenheit, welche eine glückliche Verbindung von Verstand und Charakter ist, eine seltene Mischung von Geist, Klugheit und Verwendung. Wenn dieser Unternehmer mit seiner Erfindungsgabe nicht auch praktische, treffende Ideen verbindet, so geht er mit allen seinen ausgezeichneten Eigenschaften zu Grunde, und wird gezwungen, seinen Erfindungsgeist an einen Andern zu vermiethen, der weniger kühn, jedoch klüger und arbeitsamer ist. Wenn die Unternehmer auch alle wünschenswerthen Eigenschaften besitzen, so müssen sie noch eine große Erfahrung, die Kenntniß ausländischer Märkte, weitläufige Verbindung, allgemeine Achtung und Credit haben, mit einem Worte: sie müssen die Vortheile, welche uns die Natur gewährt, mit jenen vereinigen, deren wir nur mit der Zeit theilhaftig werden können. Ich habe wirklich solche Unternehmer gesehen, welche in ihrer Jugend Arbeiter waren; nachdem ihr Talent zu seiner natürlichen Entfaltung gekommen war, und sie so die allgemeinen Ansichten mit der praktischen Kenntniß ihres Standes vereinigten, Reisen unternommen und die verschiedenen Betriebsarten, welche in Bezug auf ihr Geschäft in Europa angewendet werden, beobachtet hatten: ich habe solche Männer gesehen, welchen ein ungeheurer Kredit zu Gebote stand, die bei sich zu Hause ohne Widerspruch herrschten, überall den Gehorsam fanden, der sich da einstellt, wo man nicht von seinen Arbeitern abhängig ist, sie nach Belieben nehmen oder fortschicken kann. Das waren Männer von einem wenig auffallenden Genie, die sich in der Akademie nicht heimisch gefühlt hatten, in meinen Augen aber vielen geistreichen Leuten bei Weitem überlegen waren. Mit allen diesen schönen Eigenschaften gelangten sie endlich nach einer Hälfte ihres Lebens zum Reichthum, aber plötzlich, entweder weil das Glück, das sie so lange begünstigte, ihnen treulos wurde, oder weil ihren Wünschen die Bescheidenheit fehlte, oder weil sie die Eitelkeit, an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen, zu früh überkam und von ihren Privatangelegenheiten abzog, oder endlich, weil sich ihre Nation darin gefiel, einen Thron umzustürzen, plötzlich, sage ich, verloren

sie ihr Vermögen und sanken in tiefe Armuth. So sah ich wahrhaft begabte Unternehmer enden, und man wird mich nie überzeugen können, daß fünf- oder sechshundert Arbeiter da einen günstigen Erfolg erringen werden, wo die vollständigste Einheit des Willens unbestreitbare Fähigkeiten und eine ausgedehnte Erfahrung nicht einmal des Erfolges gewiß sind. Nein, ich glaube es nun und nimmer, was auch jene hochgelahrten Herren sagen mögen, die nie ein Hüttenwerk betrieben, oder ein Gouvernement in Thätigkeit sahen; sie könnten es mich hundert und hundertmal versichern, mir befehlen, es zu glauben, wie man unter den Römern befahl, den Göttern zu opfern oder zu sterben — ich würde mich dennoch weigern, es zuzugeben.

Auf welche Weise würden diese associirten Arbeiter nun wohl ihr Gouvernement einrichten? Sollten sie selbst über den Gang der Geschäfte der Gesellschaft, über den Lohn, die Statuten, die Produktion, Kauf und Verkauf, über den Kontraktsabschluß unter einander berathschlagen? Sie dieses Vorrechts berauben wollen, wäre gewiß hart und in diesem Falle hätte es sich wahrlich nicht der Mühe verlohnt, ihre Ersparnisse in ein Unternehmen zu stecken, auf ihren Schaden und Gefahr, Anlehen abgeschlossen, oder vom Staate das Geschenk eines Vorschusses von einigen Millionen angenommen zu haben, wenn sie jetzt einem unter ihnen ganz allein die Lösung aller derjenigen Fragen anvertrauen sollten, die sie bis zu einem so hohen Grade interessiren. Wäre es andererseits nicht aber geradeswegs gar sehr gefährlich, ja vernunftwidrig, wenn man ihnen die Lösung aller dieser so wichtigen Fragen überlassen wollte? Wie, sie hätten sich associrt, d. h. sie spielten nun selbst die Herren, hätten ihr eigenes oder geliehenes Geld in einen Hammer oder in eine Maschinenbauerei gesteckt, und jetzt sollten sie einem Einzigen unter ihnen das Recht zuerkennen, sie in verschiedene Unterabtheilungen zu theilen, ihnen die einzelnen Verrichtungen zu überweisen, diesen zum Lastträger, jenen zum gewöhnlichen Arbeiter, zum Zurichter, zum Lagenmacher, Werkführer, zweiten Werkführer ernennen und ihren Lohn je nach Verhältniß auf 2 Franks, drei Franken, auf fünf und zehn Franken in den verschiedenen Beschäftigungen festsetzen? Einem Einzigen unter ihnen sollten sie es überlassen, sie zu bestrafen, einen von ihnen aus der Werkstatt zu entlassen (ein Mitglied der Gesellschaft wegjagen wollen?), die Zahl der Arbeitsstunden festzustellen, alle Käufe abzuschließen, den Preis des Kaufs und Verkaufs zu regeln? Dieser Einzige sollte entscheiden können, ob man für dieses oder jenes Handlungshaus arbeiten, da Credit eröffnen, dort solchen verlangen könne? Sie, selbst Meister und Herren, dankten zu Gunsten eines Einzigen unter ihnen alle diese Vorrechte ab? Nehmen wir aber andererseits an, daß sie diese Vorrechte an sich hielten, daß sie alles gemeinschaftlich in Rath zögen. Und da hätten wir nun fünf- oder sechshundert Arbeiter, die sich unter einander selbst in gute und

schlechte abtheilten, die sich in einen Areopagus umwandeln, um darüber zu richten, ob die Wechsel dieses oder jenes Herrn gut, mittelmäßig oder schlecht sind; sie alle nähmen an den Entscheidungen Theil, ob die Waare verkauft oder noch zurückgehalten, ob die Produktion eingestellt oder in größerem Umfange betrieben werden solle. Könnt Ihr Euch ein solches Verhältniß wohl möglich denken? Ich glaube schwerlich, daß man eine von diesen einander gegenüber gestellten Einrichtungen zulassen dürfte, halte vielmehr die eine für eine betrübende Verzichtleistung auf alle Vorrechte, die andere für eine überspannte Incompetenz.

Ich gebe es übrigens herzlich gern zu, daß eine Vereinigung von Menschen ebenso rasch bei der Hand ist, sich aufzulehnen, als sich ihrer Gewalt zu entkleiden, sobald der Durst nach Aufruhr in ihnen gelöscht ist. Ich bin ganz geneigt zu glauben, daß die Arbeiter aus ihrer Mitte Werkführer und in der Zahl der Werkführer einen Direktor wählen würden. Was hätte es dann aber wohl gefruchtet, sich von der Leitung eines Arbeitsherrn befreit zu haben? Von zwei Dingen eins: entweder der Direktor kann den Arbeitern Strafen auferlegen, sie in verschiedene Unterabtheilungen theilen, und sie aus einer in die andere vorrücken lassen, aus einer in die andere verbannen, sie von der Arbeit entlassen: oder er hat nicht das Recht dazu, und dann wird die Arbeit weder in quantitativer noch in qualitativer Beziehung denjenigen Bedingungen entsprechen, deren Erfüllung zum günstigen Fortgange einer industriellen Unternehmung unbedingt nothwendig ist. Hätte er nun wirklich die Macht zu dem Allen in Händen, nun, ich wiederhole es, so hätte man ja einem eben so unumschränkten Herrn sich untergeben, als es der wirkliche Eigenthümer einer Fabrik nur sein kann. Man hätte die Eigenschaft eines Associe verloren, denn es ist ja gar nicht denkbar, daß ein Associirter von dem Andern hinausgewiesen werden kann. Da kann man mir aber eine verfängliche Frage entgegen stellen: Sehen Sie denn nicht ein, daß man bei dem Einsetzen eines unumschränkten Herrn, der frei schalten und walten könnte, wie es ein Eigenthümer nur immer thut, daß man, indem man sich zum Gedeihen der Association zu einem solchen Opfer verstanden, den Vortheil noch für sich behält, an dem Unternehmen betheiligt zu sein, den errungenen Gewinnst zu theilen, der sonst dem Eigenthümer ganz allein zufiel? So könnte man mich fragen.

Ein wenig weiter oben habe ich dargethan, daß man nur dann einen Anspruch auf Gewinnst machen kann, wenn man Eigenthümer des ganzen Kapitals oder eines Theils desselben ist, und wenn man ebenso gut den möglichen Verlust, als den Gewinn auf sich nimmt. Diese Bemerkung will ich hier jedoch einen Augenblick ganz außer Acht lassen; ich will einmal annehmen, daß die Arbeiter Eigenthümer des Capitals wären, das durch Vorenthaltung von ihrem Lohne gebildet worden, oder ich kann auch den Fall beachten, wo sie vom Staate Geld vorgestreckt erhalten haben. Was würde

dann aus der Privat-Industrie, deren Hebel immer nur das persönliche Interesse ist, der man allen Eifer zuwendet, um je nach dem richtigen oder falschen Verfahren sich zu ruiniren oder zu Reichthum zu kommen? Diesem Privatverhältnisse entrissen, würde sie in eine Art Verwaltung, in eine Art Staatsamt umgewandelt, dergestalt, daß der Unternehmer, anstatt im früheren Verhältnisse dem Glücke oder Unglücke ausgesetzt zu sein, jetzt nur trotz allen Anstrengungen seinen Gehalt und je nach dem günstigen oder ungünstigen Fortgange des Unternehmens einen kleinen Antheil am Gewinnst bezöge. Ist das wohl eine vernunftmäßige Combination?

Der Administrator wäre an die Stelle des Eigenthümers in der Industrie getreten, d. h. ein sehr schwaches Organ an die Stelle eines sehr energischen. Die Nothwendigkeit: des Meisters Auge ist ein altes ewig wahres Sprichwort. In den Privatgeschäften bedarf es der Wachsamkeit, der angestrengten Aufmerksamkeit des individuellen Interesses, und nicht des geschwächten Eifers des Gesammtinteresses. Vergebens würde man mich überzeugen wollen, daß ein Collektivinteresse Fortgang haben könnte, wo es nur mit genauer Noth dem persönlichen Interesse gelingt, die Industrie aufrecht zu erhalten; jenes Collectivinteresse wird nie von der Energie, von der Verwegenheit, von der Leidenschaft, die alle zum günstigen Erfolge beitragen können, begleitet sein.

Alle jene Besitzer von Baumwollen- und Flachsspinnereien, von Kattun-, von Wollenwaaren-Fabriken in Mühlhausen, Saint-Quentin, Lille, Rouen, Amiens, alle jene Seidenwaaren-Fabrikanten von Nimes, Lyon, Saint-Etienne, alle jene Hammerbesitzer in der Franche-Comte, in der Champagne, in Bourgogne, in Berry, alle jene Maschinenbauer in Arras, Havre und Paris, alle diese Handelsmänner, deren Mühseligkeiten, Unannehmlichkeiten, Unfälle Euch hinlänglich bekannt sind, die oft lange Jahre ihre Kräfte aufgeopfert und am Ende, die schlechten mit den guten Jahren ausgeglichen, sich glücklich schätzen, so viel gewonnen zu haben, als der Gehalt eines Direktors beträgt — alle diese Besitzer sollen nun zu Administratoren mit einem Gehalte umgewandelt werden, der ihnen höheren Gewinnst abwürfe, als in jenen Zeiten, wo sie Herren und Besitzer waren? Und Ihr könnt Euch wirklich einen solchen Zustand der Dinge denken?

Wißt Ihr, welchen Rath ich den Arbeitern geben möchte? Nehmt Euer Geld, würde ich sagen, Eueres oder das Euch vom Staate geliehene, legt es in einer Fabrik an, und zwar nicht etwa in einer wo Ihr associrt seid, sondern in einer von einem unumschränkten Herrn geleiteten, auf dessen Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit Ihr Euch verlassen könnt.

Und welches wären nun also die Resultate dieser befremdenden Umwälzung in der Industrie? Es gäbe entweder keine Direktion, keine Obergewalt, und 500 oder 600 Individuen würden über Dinge entscheiden, von denen sie nichts verstehen: oder sie

hätten einen Direktor, in dessen Händen sich die ganze Gewalt befände, und dann wäre die Leitung des Unternehmens dem nur wenig zuverlässigen Eifer eines Beamten anvertraut, anstatt früher die Allgewalt, die unermüdliche Thätigkeit, die unaufhörliche Wachsamkeit des persönlichen Interesses allen Einfluß ausübte.

In großen Unternehmungen, deren Besitzer unmöglich eine einzige Person sein kann, wie z. B. bei einer Eisenbahn, einem Bergwerke, wird immer eine Anzahl Abgeordneter die oberste Leitung des Geschäfts haben. Dann hat in der That der Fall statt, daß einer der Aktionäre zur Leitung des Ganzen und für alle gewählt wird. Ein jeder weiß aber gar wohl, daß es gerade darin begründet liegt, daß Unternehmen der Art so sehr in ihrer Entwickelung gehemmt sind, daß sie wohl gar in den meisten Fällen aus Mangel an guter Verwaltung zu Grunde gehen, wenn nicht die Qualität des in Ausbeute genommenen daran Schuld ist, und es bleibt mir wirklich unbegreiflich, wie man so leicht auf die aus der Oberherrschaft des Privatinteresses entspringenden Vortheile Verzicht leistet, es sei denn, wie eben erwähnt, daß das Werk zu bedeutend ist, um einem Einzigen anzugehören. Die Erfahrung endlich, die hierbei am sichersten als Richtschnur dienen kann, hat sattsam nachgewiesen, daß stets und bei allen handelstreibenden Nationen das Privatinteresse allein der Hebel für die Industrie gewesen sei. Man findet es erklärlich, daß es eine aus Abgeordneten zusammengesetzte Obrigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten, die die Angelegenheit Aller, und nicht die eines Einzigen sind, gäbe, wobei Feuereifer, leidenschaftliche Thätigkeit des Privatinteresses weniger als Unparteilichkeit, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit, Muth, die nothwendigen Eigenschaften desjenigen sein müssen, dem das allgemeine Interesse am Herzen liegt. Und gleichwohl hat man auch der Staatsoberleitung ein gewisses, persönliches Interesse beigelegt, wo nun erst das Gouvernement bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangt ist. Dies ist eine Art: Auge des Meisters, dies ist die Verantwortlichkeit des an der Spitze des Staats sich befindenden, eine Verantwortlichkeit, welche Leben, Ehrgeiz, Ehre und Ruhm ins Spiel bringt! Die Leitung des Staats auf eine ähnliche Weise den Privatangelegenheiten über zu tragen, hieße aber geradeswegs alles umstoßen, alle Begriffe mit einander verwirren. Ja noch mehr, man setzt sich durch Rückwirkung dem Zustande aus, die Leitung der Privatangelegenheiten in der des Staats wieder zu finden. Es könnte wohl vorkommen, daß man zum Direktor einer Manufaktur einen kalten berechnenden Oberbeamten eingesetzt hat, dem das Gedeihen des Unternehmens anvertraut ist, daß man andererseits die Oberleitung des Staats dem Egoismus des Privatinteresses in die Hände gegeben hat. Es ereignet sich ja so häufig, daß ein Prinzip, welchem man nicht seinen gehörigen Platz anweist, dort Fuß faßt, wo man ihm niemals begegnen dürfte. Hierbei haben wir den glücklichsten, am

wenigsten wahrscheinlichen Fall angenommen, d. h. ein vollständiges Uebertragen unumschränkter Gewalt wie sie nur immer der Besitzer haben kann, auf einen Direktor; — dies ist ein Fall, der wohl schwerlich jemals statthaben dürfte. Mag man nun sagen was man will, ich glaubs nicht, daß die jetzt zu Herren gewordenen Arbeiter sich einen Oberherrn wählen wollten, der sie zum Teufel jagen könnte, der die Höhe des Lohnes eines Jeden unter ihnen je nach seinen Fähigkeiten abmäße.

Wie ist es in der That möglich, daß ein Direktor Arbeiter wegjagt, wenn er von ihnen jeden Augenblick dasselbe Schicksal erleiden kann? Und wie würde es wohl dieser Direktor anfangen, um die Frage wegen der Ungleichheit des Lohnes zu lösen? Würde dieser von ihnen erwählte Herr einen einzigen Satz oder mehrere aufstellen? Würde er den Knecht, welcher Steinkohlen schaufelt, oder schwere Lasten auf den Schultern hin und herschleppt, ebenso gut bezahlen wollen, als den Maschinist, der mit Geschicklichkeit alle einzelnen Theile einer Maschine in Einklang bringt? Man muß rein den Verstand verloren haben, wenn man nur einen Augenblick glauben wollte, daß die Association nur einen einzigen geschickten Arbeiter in ihrer Mitte sehen würde, sobald Gleichheit der Gehalte mit Aussicht auf einen Antheil an einem einstmaligen Gewinne als Grundsatz aufgestellt wäre. Wollte sie nun aber der allgemein bestehenden Regel sich fügen, wollte sie mehrere Sätze anwenden, wie würde es wohl hier wieder der arme Direktor anfangen (der doch von den Arbeitern gewählt worden), um diese in die Klassen zu 2, 3, 5 und 10 Franken abzutheilen, ohne der Billigkeit Eintrag zu thun, ohne aber auch Einwand gegen seine Anordnung befürchten zu müssen? Diese Werkstätten sollen mit der Stille, Genauigkeit und Ausdauer schaffen, wie die Maschinen, die ihnen helfen; sie nähern sich nur in dem Maße der der Natur eigenen Fruchtbarkeit, als sie sich jene zwei Haupteigenschaften immer mehr und mehr anzueignen streben, Regelmäßigkeit und Ausdauer. Denkt sie Euch nun in Parteien getheilt von verschiedener Meinung, nicht über die öffentlichen Angelegenheiten des Staats, auf welche es wenig ankommt, sondern über die Angelegenheiten des Geschäfts, fordernd, daß man so und so lange und nicht mehr täglich arbeite, und dafür so und so viel und nicht weniger Lohn erhalte; denket sie Euch jährlich, monatlich, täglich von Stimmen unterstützt, um ihre Meinung geltend zu machen. Eine so zusammengesetzte Gesellschaft müßte sich bald und unvermeidlich zu Grunde richten. Bei unumschränkter Gewalt des Eigenthümers und wenn das persönliche Interesse anfeuert, bringt man es nur mit aller Mühe dahin, die Industrie im Schwung zu erhalten. Es ist gar selten, daß ein Fabrikbesitzer, ein Jahr ins andere gerechnet, mehr als 7 bis 8 Prozent aus den angelegten Capitalien zieht, sowohl an Interessen für diese Capitalien, als an Entschädigung für seine persönlichen Anstrengungen, und hierbei kommen

kaum 4 bis 5 Prozent auf das Capital, und nur 2 bis 3 auf den Unternehmer. Wendet nun einmal auf diese Manufakturen die Regierungsform von Athen, Rom, Florenz, Amsterdam, Paris an und ihr werdet sehen, daß ich richtig weissage. Alle die hierbei angelegten Capitalien werden gar bald verschlungen, die Eigenthümer zu Grunde gerichtet sein. Ich habe den associirten Arbeitern schon weiter oben einen Rath gegeben, und ich wiederhole denselben: sie sollen persönlich in den Fabriken der Association Beschäftigung suchen, namentlich wenn sie faul, zänkisch sind, oder Cabalen und Aufwiegelung der Arbeit vorziehen; sie sollen aber ihr Geld, das sie sich entweder erspart haben, oder man ihnen leihen will, in andere Unternehmungen stecken, die nicht auf dieselbe Art geleitet werden, wie diejenigen, in welchen sie beschäftigt sind.

Ich bin hier übrigens durchaus nicht Utopist, um den Utopisten zu antworten. Das, was ich jetzt vorhersage, hat in Paris schon während drei Monaten stattgehabt. Der Besitzer einer großen Maschinenbau-Anstalt hat für einige Zeit seine Werkstätten den bei ihm beschäftigten Arbeitern überlassen. Hier war kein Capital zur Gründung der Fabrik nöthig, und man kam dahin überein, ihnen zu festgesetzten Preisen die angefertigten Maschinen oder die einzelnen Theile derselben abzunehmen. Dieser Preis ward durchschnittlich um 17 Prozent erhöht. Den associirten Arbeitern blieb es ganz allein überlassen, das Geschäft zu leiten, sich über den Arbeitslohn zu einigen und den Gewinnst zu theilen. Den Herrn ging das nichts an, er bezahlte die angefertigten Stücke, ihr Zusammensetzen zu vollständigen Maschinen, nach dem festgestellten Preise, und natürlich nur, wenn das Werk angefertigt und abgeliefert war.

Die associirten Arbeiter blieben, wie vorher, in verschiedene Werkstätten abgetheilt, was die Organisation sehr erleichterte, da sie ja nur die angenommenen Gewohnheiten beizubehalten hatten; sie stellten an die Spitze jeder Werkstatt einen Präsidenten und an die Spitze aller Werkstätten zusammen einen Ober-Präsidenten. Auch noch einer anderen Herkömmlichkeit blieben sie treu, die auch viel zur Erleichterung des Fortgangs beitrug — sie behielten die früher bestandenen Abstufungen der Gehalte bei, mit der einzigen Abänderung, daß sie den Lohn der letzten Klasse, derjenigen der Handlanger, von 2 Franken 50 Centimen auf 3 Franken erhöhte, und dagegen den Gebrauch abschaffte, den geschicktern Arbeitern einen höhern Lohn — natürliche Folge ihrer Arbeit auf Stück — zu zahlen. Diese letzteren arbeiteten nunmehr gleich allen Andern um den Taglohn. Da man aber ihren gerechten Ansprüchen einiger Maßen nachkommen wollte, bewilligte man ihnen eine Zulage von 50, 75 Centimen, ja wohl gar 1 Frank täglich, welches den Gesammtbetrag des täglichen Gewinnstes auf höchstens 5 Franken feststellte, während dieselben Arbeiter früher durch Beschäftigung auf Geding 6, 7, 8 Franken täglich gewannen. Von den Präsidenten der Werkstätten wurden diese Zulagen bewilligt und festge-

stellt. Nachdem man nun dergestalt den Lohn des Handlangers erhöht, den des geschickten Arbeiters verringert hatte, stellte sich nach einem dreimonatlichen Versuche folgendes Resultat heraus:

Tagtäglich gab es Streitigkeiten und Zank in den Werkstätten. Es ist freilich wahr, daß es an allen Orten stürmisch herging, und daß man es im Luxemburg, im Hotel de Ville ebenso toll trieb, als in den Fabriken. Es trat eine augenblickliche Pause ein, wenn es sich darum handelte, an dieser oder jener Manifestation Theil zu nehmen, was übrigens den Arbeitern allein nur Schaden brachte, denn der Herr bezahlte ja nur das angefertigte Stück Arbeit. Selbst wenn man aber auch in der Werkstatt war, es wurde wenig gearbeitet, und die Werkstattspräsidenten, die zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Beaufsichtigung der Arbeit eingesetzt, wurden zwei, drei Mal in vierzehn Tagen gewechselt. Der Ober-Präsident, der nichts mit der Lokalpolizei in den Werkstätten zu thun hatte, war weniger den Wechselfällen der Gunst preisgegeben, und er wurde nur ein einziges Mal während der Dauer der Association gewechselt. Hätte man während dieser 3 Monate in der früheren Art und Weise fortgearbeitet, so würden 367,000 Franken an Arbeitslohn verdient worden sein. Man hat aber im Ganzen für Tagelohn nur 197,000 Franken ausgezahlt, obgleich der Erzeugungspreis um 17 Prozent erhöht worden war. Die Hauptursache dieser Verminderung der Produktion ist: daß die Zahl der Tage und Stunden, in welcher die Arbeiter gegenwärtig, bei Weitem geringer als früher waren, und daß Alle, die sich eingefunden hatten, viel weniger thätige Dienste leisteten. Die Arbeiter auf Geding, welche nichts mehr, als die unbedeutende Zulage von 50 Centimen oder höchstens von einem Franken täglich bezogen, bewiesen sich nicht sehr eifrig, als es sich darum handelte, für die Gesellschaft zu arbeiten. Diese bevorzugten Arbeiter hatten gewöhnlich andere bei sich, welchen sie, so lange sie selbst auf das Stück bezahlt wurden, eine tägliche Zulage zu ihrem Verdienst gewährten und die sie selbst sorgfältig überwachten. Alle diese Unterarbeiter kamen nun unter die wenig wirksame Oberaufsicht des erwählten Werkmeisters, und so stellte es sich heraus, daß von 1500 Arbeitern 1000 ihre Verrichtungen so lässig betrieben, wie jeder, der nicht zu seinem eigenen Gewinn thätig ist. Im Ganzen ergab sich folgendes: 100 Tagelöhner erhielten täglich 50 Centimen mehr als früher, 3—400 Arbeiter bezogen wie bisher 3—4 Franken täglich, aber die Zahl ihrer Arbeitstage war geringer, als früher, und was endlich die geschicktesten Arbeiter anbelangt, die früher für das Stück bezahlt wurden, so wurde ihnen der höhere Werth ihrer Mühen, der früher ihre tägliche Einnahme bis auf 10 Franken steigerte, ganz und gar entzogen. Eine natürliche Folge davon war der Entschluß aller guten Arbeiter, die Anstalt zu verlassen und kaum waren die drei Monate verflossen, während welchen sie sich verpflichtet hatten, ihre Association aufrecht zu erhalten, so

hörten sie auch schon mit gegenseitigem Einverständnisse und ohne Widerrede auf. Die Association hatte gewissermaßen ihre Zahlungen eingestellt, denn sie war mit der Zahlung von mehreren Stunden im Rückstande, und sie hatte auch das kleine Vermögen einer vor Einrichtung dieses philantropischen Systems von dem Eigenthümer der Anstalt gegründeten Hilfskasse verschlungen.

Wiederholen wir noch einmal das Resultat des ganzen Unternehmens, von den 1500 Arbeitern erhielten 100 Taglöhner täglich 10 Sous mehr, der Lohn von 300 oder 400 blieb sich gleich, der von 1000 Geschicktern wurde vermindert. Der allgemeine Wohlstand nahm in Folge der häufigen Abwesenheiten ab, weil 32 Tage von 100 verloren waren. Statt in demselben Zeitraume 367,000 Franken als Tageslohn zu erhalten, bezogen die Arbeiter blos 197,000. Alle guten Arbeiter waren entmuthigt, kurz die Association außer Stand gesetzt, ihren Verpflichtungen nachzukommen, obgleich sie den Vortheil hatten, von dem Eigenthümer eine vollkommen eingerichtete Anstalt zu übernehmen. Die Ursachen dieses Resultates waren: Die Unordnung, die unzureichende Oberaufsicht, die Gleichmachung des Lohnes in Folge der Unterdrückung der Arbeit auf Geding, mit einem Worte: die Association, die man an die Stelle der freien Verwaltung eines Unternehmers setzte, der auf seine eigene Rechnung arbeitete und mit jedem seiner Arbeiter über den ihm zu leistenden Lohn übereinkömmt. Unter diesen verschiedenen Ursachen befindet sich vorzüglich eine, welche einer näheren Untersuchung werth ist, nemlich die Abschaffung der Arbeit auf Geding. Es wird sich sonach herausstellen, daß man die Arbeiter unter dem Vorwande, sie an den Gewinnsten des Capitals Theil nehmen zu lassen, des einzigen Mittels beraubt hat, Selbst-Unternehmer, Unternehmer ohne Kapitale zu werden. Diese kurze Abhandlung wird alles, was ich über die Art der Leitung in den Associationen zu sagen habe, ergänzen.

Sechstes Kapitel.

Ueber verdungene Arbeit. Durch Abschaffung der Arbeit auf Verding ist den Arbeitern das einzige Mittel genommen worden, an dem Gewinnste des Capitals sich zu betheiligen.

Sie wollen also nicht, wird man mir sagen, daß der Arbeiter je aufhöre, ein gedungener Mann zu sein, ein Sklave seines Meisters, ein Proletarier, der keinen Theil an dem Gewinnste des Kapitals hat ..... Diese Sprache führen die Socialisten, wenn man ihnen den Wahnwitz ihres Systems beweist. Ich bitte Sie gar sehr um Verzeihung, aber die Natur, die wenigstens ebenso menschlich und

auch wohl noch etwa geschickter als sie ist, hatte die Menschen bereits ein Verfahren gelehrt, vermöge dessen begabte Arbeiter bisher immer die ersten Sprossen der Glücksleiter zurückgelegt haben. Aber diese Herren haben genug Geist gehabt, um diese einfache Methode zu zerstören und die Leiter zu brechen, oder wenigstens sie durch die schlechten Arbeiter, die niemals über die ersten Sprossen hinauskamen, zerbrechen zu lassen. Die Thatsache ist unbestreitbar. Ich will davon den Beweis liefern.

Ja, ich wünsche, was mich anbelangt, daß der Arbeiter, der über nichts mehr, als über seine eigenen Hände verfügen kann, ebenfalls an den Gewinnsten seines Meisters Theil nehmen, daß er selbst Capitalist werden und sich zum Wohlstand hinaufschwingen könne. Aber ich glaube nicht, daß ihm dieses gelingt, wenn er sich an die Stelle seines Meisters setzt, mit seinen Kameraden in eine Association eintritt und so ein gemeinschaftliches Unternehmen betreibt, dem alles Das fehlt, was den Erfolg voraussetzt: nämlich das Kapital und die Leitung. Aber es gibt für Arbeiter von Verdienst ein sicheres Mittel, zu dem ersehnten Zwecke zu gelangen, ein Mittel, dem die Hindernisse eines gemeinschaftlichen Unternehmens keineswegs im Wege stehen. Dieses Mittel ist die größere Verbreitung der Arbeit auf Geding, welche die neuen Freunde der Arbeiter bei uns so eben abgeschafft haben.

Es gibt wirklich umsichtsvolle und fleißige Arbeiter, die an einem Tage mehr und Besseres, als andere erzeugen, vielleicht sogar zwei bis drei Mal so viel, als ihre Kameraden, und die ihren Produkten eine solche Vollendung zu geben wissen, wie es keiner von den Andern vermag. Diese Männer verdienen gewiß ausgezeichnet und ermuthigt zu werden. Aber man kann ihnen dennoch nicht gleich das Ehrenkreuz verleihen, das man für jene Tage aufsparen muß, wo sie an die Etsch oder an den Rhein ziehen werden. Man könnte übrigens in diesem Falle diese Kreuze gar nicht genug vertheilen, denn man müßte deren gleich zu Hunderten in jede Werkstatt von tausend Arbeitern senden, während man doch in der Armee einem Regimente von 2000 Mann nur drei oder vier gibt. Man muß folglich diese begabteren und thätigeren Arbeiter auf eine andere Weise auszeichnen, man ist dazu bereits aus dem Grunde der Vervollkommnung der Produktion verpflichtet, denn bezahlt Ihr auch diese Arbeiter nur nach Tagen, so hätten sie gar keine Ursache, mehr und besser zu erzeugen, als ihre Kameraden; ja selbst wenn sie einer höheren Klasse von Arbeitern angehörten, fiele alle Aneiferung weg, während man sie durch einen im Verhältnisse ihrer Thätigkeit bestimmten Lohn dazu antreibt, so viel als möglich, so gut als sie können, zu produciren. Es handelt sich folglich darum, ein System zu finden, welches die Thätigkeit der geschickten Arbeiter verhältnißmäßig belohnt. Aber auch das genügt noch nicht. Noch eine andere Klasse von Arbeitern darf nicht nach der

alt hergebrachten Weise nach dem Taglohn beschäftigt werden, das sind die jungen Arbeiter.

Der junge, fähige, fleißige Arbeiter, welcher bedeutende Anlagen verräth, muß nicht nur ermuthigt, sondern auch unterrichtet und überwacht werden. Ein Meister der 1000 Arbeiter beschäftigt, mit Sorgen aller Art überhäuft ist, Urstoffe zu kaufen, Erzeugnisse zu verkaufen, Contracte abzuschließen und seine eingegangenen Verbindungen fortzusetzen hat, kann sich nicht dazu hergeben, sich mit einem jungen Arbeiter, welcher die Feile oder die Scheere ungeschickt führt, vorzugsweise zu beschäftigen. Er kann ihn kaum überwachen, nicht leiten, noch weniger bilden. Zufolge dieser Unmöglichkeit läßt er den jungen Mann ohne Unterweisung, ohne Beförderung, in einer unteren Klasse, aus welcher er ihn meistens nur in Folge seines Alters herauszieht, ohne seine Dienste genügend zu würdigen. Wenn es folglich ein Mittel gäbe, den jungen Arbeiter nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen, so wäre dies gewiß gut und anerkennenswerth.

Wir haben folglich zwei Klassen: den geschickten Arbeiter und den Lehrling, das erwiesene Verdienst und die hoffnungsvolle Jugend, für welche man ein System der Arbeit finden muß, das sie zusammenführt und den Einfluß hat, daß sie möglichst gut erzeugen. Dieses System, ich wiederhole es, ist bereits seit der Sündfluth entdeckt, aber unsere Neuerer haben die Arbeit auf Geding abgeschafft.

Z. B. ein Meister merkt, daß ein geschickter Arbeiter zehn Tage braucht, um das Bestandtheil einer Maschine zu vollenden und gibt ihm die Arbeit auf Geding. Er zahlt ihm 5 Franken täglich, im Ganzen 50 Franken, bestellt sie nun zu demselben Preise, überläßt aber dem Arbeiter die Verwendung seiner Zeit. Dieser vollendet sein Werk statt in 10 in 7 Tagen und gewinnt so täglich etwas mehr als 7 Franken. Ja er läßt sich sogar darauf ein, dieselbe Arbeit um 45 Franken zu liefern, statt um 50, denn er gewinnt selbst bei diesem erniedrigten Preise noch beiläufig 6 Franken 50 Centimen täglich. Das ist aber bloß der Anfang des Systems. Hier haben wir es mit einem viel geschickteren Arbeiter zu thun, der die schwierigsten Bestandtheile einer Maschine verfertigen kann. Sein Meister gibt ihm z. B. den Auftrag, den Cylinder einer Dampfmaschine, der 2—3000 Franken kostet, zu vollenden, oder er überläßt ihm den Bau des ganzen Gerüstes eines großen Gebäudes im Werthe von 5—6000 Franken. Der Arbeiter, der einen geübten Blick hat, beurtheilt gar schnell, wie viel Zeit und Handarbeit er braucht. Er verhandelt mit seinem Meister über einen Preis, der ihm einen angemessenen Gewinnst sichert, verbindet sich mit mehreren Arbeitern nach seiner Auswahl, in welchem Falle die jungen Leute, die unter seinen Augen arbeiten, viel thätiger sein werden, als jene, welche beim Meister blieben, weil er mit ihnen in einer gemeinschaftlichen Werkstatt ist, ihnen in den Schwie-

rigkeiten an die Hand geht, während sie blos mit dem Hobel oder mit der Feile beschäftigt sind, führt mit ihrer Hülfe seine Arbeit aus und gelangt so nicht blos dahin, täglich 7, 8 oder 10 Franken zu verdienen, sondern auch seine Arbeiter, seine Verbündeten, durch eine Zuzahlung zu ihrem Lohne anzueifern. In den großen Maschinenbau-Anstalten ist der Saal, in welchem die größten Stücke gegossen werden, oft an einen Hauptarbeiter verliehen, der unter seiner Leitung 100 Hülfsarbeiter beschäftigt, und so manchmal von 300—500 Franken monatlich erwerben kann, d. h. wenn man den Monat zu 25 Arbeitstagen annimmt, an jedem Tage 12 — 20 Franken verdient. Dieser Fall ereignet sich sehr oft in einer der großen Werkstätten von Paris.

Der Meister liefert die Werkstatt, den Lehm zum Abformen, das Metall, die Coaks, d. h. das ganze Kapital. In der Bautischlerei liefert der Meister ebenfalls die Werkstatt, einen Theil der Werkzeuge, das Holz, d. h. wieder das ganze Kapital. Ueberdies bewilligt der Meister noch in allen diesen Verhältnissen einen wöchentlichen Vorschuß, damit der Oberarbeiter seine täglichen Zahlungen leisten kann.

Welches ist nun die wahrhafte Rolle, welche der Arbeiter auf Geding in diesen Verhältnissen spielt? Die eines kleinen Unternehmers, der, weil er weiter nichts als seine Kenntnisse und seine Arme besitzt, aber kein Kapital, folglich keine Werkstatt, keinen Lehm zu den Formen, keine entschwefelten Steinkohlen, kein Metall, kein Holz, keinen Hobel, keine Gewölbe zum Aufbewahren, noch das Geld zur täglichen Löhnung hat, alles dieses von seinem Meister erhält, dem er durch die Arbeiten, die er früher unter seinen Augen ausgeführt hat, Vertrauen einflößte.

Auf diese Weise gewinnt er zwei, drei, vier Mal mehr, als früher, wo er nach seiner täglichen Arbeit bezahlt wurde. Er zieht folglich von seiner Thätigkeit den Gewinn einer eigenen Unternehmung, ohne daß er deßhalb die Kapitalien des Staats, oder die, welche seine Ersparnisse bilden sollen, aufs Spiel zu setzen braucht. Er hat überdies die gutwilligen, aber mittelmäßigen Fähigkeiten anderer Arbeiter, oder die unerfahrene Jugend in einem untergeordneten Grade, das versteht sich von selbst, an seinen Gewinnsten betheiligt. Ihr wollt, daß der geschickte Arbeiter selbst Meister werden könne — nun da habt Ihr ja ein sicheres Mittel mit den verschiedensten Abstufungen, denn er wird am Ende dahin gelangen, 10, 15 bis 100 Arbeiter unter seiner Leitung zu beschäftigen. Ihr wollt, daß er aus dem Gewinnste des Kapitals seinen verhältnißmäßigen Theil ziehe? Auch dafür ist das Mittel gut. Denn ein Arbeiter, der 6, 8, 12 oder gar 20 Franken täglich verdient, ohne verlieren zu können, wie sein Meister, ist doch gewiß mit dem Gewinnste des Kapitals associirt, ohne einen Theil des Verlustes desselben auf sich nehmen zu müssen. Ihr wollt endlich eine Organisation der Arbeit? Da haben wir eine ganz

und gar fertig und von leichter Anwendbarkeit gefunden, die den jungen, den mittelmäßigen und den geschickten Arbeiter unter einander in Verbindung setzt und die zugleich ein System der Erziehung, der Ueberwachung und der verhältnißmäßigen Vergütung der Arbeit ist. Diese Organisation der Arbeit bestand und Ihr habt sie zerstört! O, Ihr Wohlthäter der Arbeiter, bewundert doch Euern Erfindungsgeist.

Man hat dieses System zerstört. Und warum? Weil es, wie man heut zu Tage zu sagen pflegte, auf der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beruht, als ob es überhaupt ein Mittel gäbe, die Menschen an einer Unternehmung zu betheiligen, ohne daß Einer durch den Andern gewinnt. Der Bankier durch den Unternehmer, der Unternehmer durch den Werkmeister, der Werkmeister durch den Arbeiter, der Arbeiter durch den Handlanger; alle durch Alle, aber jeder nach dem Maßstabe seines Verdienstes. Dieses Verhältniß könnte nur dann nicht eintreten, wenn man die unbedingte Gleichheit des Lohnes zum Gesetz erhöbe. Diese aber setzt eine Gleichheit der Fähigkeiten, der Bedürfnisse und vorzüglich der Erzeugnisse voraus; sie führt uns bald zu dem Resultate, daß die Gesammtheit der Arbeiter nicht mehr und nicht besser arbeiten wird, als die Faulsten und Ungeschicktesten aus ihnen, statt daß sich jeder aneifern sollte, den Fleißigsten und Geschicktesten nachzukommen. Statt einer Verbesserung in der allgemeinen Lage würden hierdurch nur neue Schwierigkeiten entstehen, denn je weniger Brod, Fleisch, Schuhe und Kleider es gibt, desto weniger kann sich davon Jeder von Allen und vorzüglichst der Aermste verschaffen.

Wollt Ihr endlich noch wissen, welcher Klasse von Arbeitern man die Arbeit auf Geding, diese Ausbeutung des Menschen durch den Menschen geopfert hat? Jenen Arbeitern, welche nur auf den Tag bezahlt werden, weil man sie für unwürdig hält, bei ihnen Arbeit auf Geding zu bestellen. Man hat auf die eifersüchtige Mittelmäßigkeit zum Nachtheile des jungen und geschickten Arbeiters gehört, ja sogar auf die faule Mittelmäßigkeit, denn auch der nichtgeschickte, sondern blos fleißige Arbeiter fand bei dem Arbeiter auf Geding Beschäftigung und einen Zuwachs zu seinem Lohne, wenn er durch seine Arbeit sich das Vertrauen dessen zu erwerben wußte, der ihn am besten beurtheilen kann, weil er ihn in seiner Nähe beschäftigt. Auch in diesem Falle hat man wie immer unter dem Vorwande von Menschlichkeit die guten den schlechten Arbeitern geopfert.

O, Ihr unlogischen Köpfe! Ihr wollt, daß der Arbeiter zum Unternehmer werde; er kann dies und zwar ohne weder auf Kosten des Staats, noch auf Kosten seiner Ersparnisse zu spekuliren, und thut er dies nur einmal, so verachtet Ihr ihn und scheltet ihn einen unwürdigen Tyrannen, der seinen Nächsten ausbeutet, Ihr nennt die Arbeit die heiligste der Tugenden! Ihr verlangt

daß der Mensch arbeite, seine Kräfte anwende, gewinne; daß sein Streben belohnt werde, und hat er Euch gehorcht, ist ihm sein Versuch gelungen, hat er sich in den engsten Grenzen auf Unternehmungen einlassen können, so nennt Ihr ihn einen Usurpator, einen Tyrann des Proletariats! Ja, wenn Ihr mit ihm zufrieden sein sollt, so müssen seine Bemühungen mißglückt sein!

Und seht nur einmal, wie das Ende das Werk krönt. Kaum ist die Arbeit auf Geding abgeschafft, so fühlt sich der gute Arbeiter entmuthigt, der schlechte gewinnt nicht mehr und der junge findet gar keine Arbeit. Dieser Fall ereignet sich vorzüglich in den Werkstätten der Zimmerleute. Hier besteht jene Verbindung vorzüglich, welche die Anfänger unter die Aufsicht eines Arbeiters auf Geding stellt. Die jungen Arbeiter baten umsonst nach Arbeit, welche die Meister ihnen nicht verschaffen konnten. Man mußte sonach überall wieder zu dem gewöhnlichen Stand der Dinge zurückkehren und die Arbeit auf Geding wurde überall fast gleichzeitig wieder eingeführt. Nur nahm man zu einer Lüge seine Ausflucht; die Gesellen des Arbeiters auf Geding nannten sich seine Associé's und so vernichtete man das Decret, das in den Tagen der Unvernunft und Eitelkeit vom Luxemburg ausging.

Wollt ihr nun gar nicht die einzige, sondern die vorzüglichste Ursache wissen, warum alle Associationen, die bereits versuchten ebensowohl als die noch abzuschließenden mißglückten? Sie liegt in der Entmuthigung, in dem Mangel an Eifer der Arbeiter, welchen die Arbeit auf Geding mit der nach Tage vertauschten. Sie werden blos durch geringe Zuzahlungen, die nur unordentlich festgestellt waren, entschädigt, und haben sonach eine ungewisse Einnahme. Der Arbeiter in einer Association hat keinen andern Grund zur Aneiferung als den Erfolg einer großen Unternehmung, die gelingen oder mißglücken, und erst am Ende des Jahres einen gewissen Gewinn abwerfen kann, wenn sich ein solcher noch heraus stellt. Sie hängt folglich von den tausend und tausend Wechselfällen des Handels ab. Wird auf Geding gearbeitet, so ist der Arbeiter eines sichern, unausbleiblichen Gewinnes gewiß, der bloß von seiner Geschicklichkeit abhängt und noch dazu den Vortheil hat, daß er ihm, sobald sein Werk beendigt, nach zwei oder vier Wochen zufällt. Er ist sonach gesichert, den Werth seiner Arbeit gezahlt zu bekommen. Hier theilt der Socialismus alle Mißstände mit dem Communismus, weil das zu weit hinausgerückte Ziel den Blick nicht mehr anzieht, das Blut nicht mehr in Wallung versetzt. Der Association mangelt es an Capital, an Leitung und Thätigkeit, und doch soll sie, während der Handel auf eigene Hand, nach der Leitung des Eigenthümers und mit dem Eifer des Arbeiters auf Geding kaum für das Capital entschädigt, kaum den Unternehmer belohnt, und zuweilen beide vernichtet, die Mittel gefunden haben, das Capital zu verwerthen und dann noch einen Theil für die Kinder, einen Theil für die Alten und einen Dritten für die

schlechten Tage zurückzulegen. Bei Gott! ich wünsche, daß der Arme nie genöthigt sei, von solchen Gewinnsten zu leben!

Es ist wahr, daß das System noch nicht vollständig ist, und daß ich ihm Unrecht gethan habe, weil ich der Unterdrückung der Concurrenz noch nicht erwähnte.

Wenn in der That die Industrie nicht blüht, so ist dies, sagt man, weil die abscheuliche Concurrenz, welche sie sich selbst macht, sie untergräbt und so sehr schwächt, daß sie gezwungen ist, ihre eigenen Eingeweide zu verschlingen. Aber die vorgeschlagene Association soll nicht blos unter Arbeitern einer Gattung stattfinden sondern die Associationen sollen unter einander in Gesellschaft treten, von Gewerbe zu Gewerbe, von Fabrik zu Fabrik und wahrscheinlich auch von Nation zu Nation, und von einem Theile der Welt zum andern. Europa soll sich mit Amerika, Amerika mit Indien associiren! Wenn sich diese schöne Dichtung auch nur von einer Nation zur andern verwirklichen könnte — das wäre schon sehr bewundernswürdig, und ich will gerne zugeben, daß unter diesen Umständen selbst eine Unternehmung, die fast gar keine Capitalien, eine schlechte Leitung und faule Arbeiter besitzt, gedeihen, ja sogar sehr wohl gedeihen könnte. Man brauchte dann blos den Preis der verschiedenen Produkte, nach den Entscheidungen der allgemeinen Association festzusetzen.

Ich hätte das System der Association nicht vollständig abgehandelt, wenn ich mich nicht auch auf die letzte Möglichkeit des Gelingens dieses Systemes eingelassen hätte. Der Erfolg wäre freilich gewiß, wenn die Idee sich verwirklichen ließe. Dieser Pflicht muß ich noch Genüge leisten, und werde es so kurz ich kann. Ich habe aber wahrhaftig, noch bevor ich an diese Prüfung gehe, Angst, daß alle vernünftigen Leute noch weniger Vertrauen auf den Erfolg dieser letzten Annahme haben, als ich selbst. Nichtsdestoweniger wollen wir mit unveränderlicher Geduld sogar die absonderlichste aller Erfindungen prüfen. In der Zeit, in welcher wir leben, darf man auch nicht über einen einzigen falschen Gedanken hinweggehen.

Siebentes Kapitel.

Ueber Unterdrückung der Concurrenz. Die Concurrenz ist die Quelle jeder Verminderung der Armuth; will man die Concurrenz abschaffen, so errichtet man ein Monopol für die unter sich vereinigten Arbeiter, von dem diese allein zum Nachtheil der nicht an diesen Gesellschaften Betheiligten, Nutzen zögen.

Die Concurrenz ist, wie man sagt, ein abscheuliches Prinzip, mit dem nichts gedeihen kann, die Association ebenso wenig, wie jedes andere System der Arbeit, die die Industrie in einen Kampf

auf Leben und Tod verwandelt, aus der Erfindung einer Maschine ein Zerstörungswerkzeug macht, denn ihr Erfinder gelangt kaum dahin, besser und schneller zu erzeugen, als er sich ihrer auch schon in der Absicht bedient, ganze Bevölkerungen von Handwerkern und Unternehmern zu Grunde zu richten. Sehet nur einmal, welche Verwüstungen der Erfindungsgeist seit 50 Jahren angerichtet hat. Der Erfinder der Spinnmaschine hat Indien ruinirt, was uns freilich wenig rührt, aber auch mehrere Tausend Europäer zum Hungertode verurtheilt. Die Flachsspinnmaschine, für die Napoleon eine Million bot, wird endlich erfunden, und auf dem Continent eingeführt — nun, diese von Napoleon für eine Wohlthat gehaltene Erfindung giebt einen Theil von Belgiens Bewohnern dem Hungertode Preis, und richtet dieselben Verwüstungen in Flandern, in der Bretagne an. Die Eisenbahnen, jenes bewunderungswürdige Verbindungsmittel, ruinirt die Kanal- und Flußschiffer, wirkt selbst ungünstig auf die Küstenfahrer ein. Die Gasbeleuchtung, eine nicht minder staunenswerthe Erfindung, um die Straßen in der Nacht tageshell zu beleuchten, hat eines der wichtigsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu Grunde gerichtet. Die Dampfkraft, diese große Wohlthat der Vorsehung, hat eine unsägliche Anzahl von Arbeitern einem elendiglichen Tode geweiht. Kurz, es giebt auch keine nützliche Erfindung in der Welt, die nicht mit ihrer Verbreitung grausige Verwüstungen anrichte, und warum? Weil sich der Mensch dieser neuen Wohlthat bemächtigt, sich ihrer als Angriffswaffe bedient, wobei ihm die hassenswerthe Concurrenz getreulich Hilfe leistet, jene Concurrenz, die alle Erwerbszweige zum Turnierplatz umgeschaffen hat, wo der Schwächere erliegen muß. Dieses Uebel muß man bei Seite schaffen, Brüderlichkeit, d. h. die Associationen an ihre Stelle setzen.

Nun wohlan, hier wie im Vorhergehenden, werde ich demselben Trugschlusse dieselbe Antwort entgegenstellen. Bei Gelegenheit des Beispiels von dem Theater Cicero's sagte ich: Zöget Ihr vor, daß dieses Theater niemals aufgebaut worden wäre? Jetzt würde ich Euch fragen: Wolltet Ihr lieber, daß diese oder jene Erfindung nie gemacht worden wäre, denn, ohne den Wetteifer hätte man niemals daran gedacht sie zu machen? Ihr werdet gar bald sehen, daß diese Antwort wieder noch die richtige ist, und daß wenn sie sich wiederholt, auch der Trugschluß wiederholentlich aufgestellt ist. Es handelt sich in der That immer nur darum, die Fähigkeiten des Menschen in ihrer Entwicklung zu hemmen, sie im Keime zu ersticken, um den aus ihnen entspringenden Leiden zu entgehen.

Ich meinestheils kann mir nicht denken, wie es zwei Menschen geben kann, die neben einander bestehen, mit demselben Gegenstande sich beschäftigen, ohne daß sich augenblicklich ein gewisser Wetteifer einstelle, d. h. ohne daß Einer von ihnen weniger oder schlechter arbeite, und folglich weniger Gewinn zöge als der Andere. Werdet

Ihr nun zu dem fleißigeren und geschickteren Arbeiter gehen, ihn an der Fortsetzung seiner Arbeit hindern und ihm sagen: Mein lieber Freund, nicht so eilig, Ihr gewinnt einen zu großen Vorsprung über Euern Nachbar? — Diese Mahnung wäre in der That ziemlich lächerlich, und doch wäret Ihr unbedingt dazu gezwungen, sie an Ersteren zu richten und darauf zu dringen, daß er ihr Folge leistet, sonst würde er in seinem Wetteifer beharren, und das Verbrechen begehen, durch denselben glückliche Resultate zu erzielen. Man müßte also den Grundsatz festhalten, den Eifer des Menschen stets in gewisse Grenzen zu bannen, diese Grenzen festzustecken, und von allen anerkennen zu lassen. Da man aber fürchtet, zu viel zu erzeugen, so müßte man diese Grenzen nicht den Fähigkeiten des Stärkeren anpassen, sondern die Arbeitsfähigkeit des Schwächeren zur Richtschnur nehmen, man müßte alle übermäßige Arbeiten, dem sich der fleißige und geschickte Mensch hingiebt verbieten, und der Menschheit sagen: Brüder, suchet Euch nicht einer dem andern den Vorrang abzulaufen, mäßigt Euren unberufenen und unheilbringenden Eifer. Demgemäß — nicht zu viel Getraide, nicht zu viel Wein, nicht zu viel Kleidungsstoffe, nicht zu viel Häuser u. s. w. Auf diesem Wege würde man die Kohlengruben im Norddepartement verhindern, denen von Saint Etienne, die von Saint Etienne denen von Alais Abbruch zu thun. Die Tuchfabrikanten von Elbeuf und Louviers beeinträchtigten dann nicht mehr die von Lodève, die Spinnereien von Rouen nicht mehr die von Mülhausen; die Eisenbahn von Rouen hörte auf die Schifffahrt auf der Seine, die Nordeisenbahn die auf dem Kanal von Saint Quentin zu beunruhigen und in traurige Lage zu versetzen. Alle Welt würde in Frieden leben. Miltiades ließe Themistocles ruhig schlafen; das Genie Herodots spornte nicht mehr das des Thucydides an; Alexander trüge nicht mehr die abenteuerlichen Erzählungen des Achilles in einem Kasten von Cederholz mit sich herum, Cäsar endlich fände keine Thränen mehr bei dem Anblicke der Bildsäule Alexanders. Ganz gut! Kommt Euch dann nicht aber Furcht an, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr die Menschheit, indem Ihr sie von der Schlaflosigkeit befreitet, in den Todesschlaf versenkt habt?

Was anders treibt wohl den Menschen vorwärts, als der Wetteifer? Was heißt Ruhm anders, als die Gier, sich vor seinen Nebenmenschen hervorzuthun? Es ist nicht nöthig sie zu tödten, ihren Werth herabzudrücken, aber es steht frei, höher als sie emporklimmen zu wollen. Baccio Bondinelli ward von einer niedrigen Eifersucht beim Anblick der Zeichnungen des Pisanerkriegs ergriffen, jener Zeichnung, die für das Vollendetste aller Meisterwerke Michael Angelo's gehalten wurde; er stahl sich heimlich in den Pallast, wo die Zeichnung ausgestellt war und zerriß sie. Andrea del Castagno ermordete Antonello von Messina aus Neid, über das Verdienst, das sich jener um die Oelmalerei erworben

hatte. Diese Art des Wetteifers ist keineswegs erlaubt. Ebenso wenig ist es statthaft, heimlicherweise die von einem Nebenbuhler aufgestellte Maschine zerstören oder einen Stein unter die Lokomotive auf die Eisenbahn von Rouen legen zu wollen, um ihre Ankunft daselbst zu verhindern, oder ihre Magazine in Brand zu stecken, ihre Brücken zu zerstören, Thaten, die noch vor Kurzem von einer Anzahl der Concurrenz Feindlichgesinnten ausgeübt worden sind.

Aber es ist verzeihlich, daß man die Waaren schneller und billiger verführen will und wißt Ihr warum? Weil der Waarenballen (gestattet, daß ich von Alexander und Michel Angelo auf so gemeine Gegenstände übergehe), dessen Transport früher auf der Straße von Rouen 20 Franken kostete, jetzt nicht mehr als 10 kostet und weil alle Urstoffe und Erzeugnisse der Fabriken, da sie nicht mehr mit denselben Kosten belastet sind, billiger sein werden. Der Concurrenz verdankt man es, daß das Pferd seine Last nicht mehr auf dem Rücken trägt, sondern in einem Räderwagen führt, durch sie ist man auf den Gedanken gekommen, den durch die Reibung der Räder an schneller Bewegung gehinderten Wagen durch das Schiff zu ersetzen, das auf der platten Oberfläche eines Kanales hingleitet, bis man endlich auch dieses Fahrzeug mit einer Reihe von Waggons vertauscht hat, die sich in zwei eisernen Geleisen, die sie kaum berühren, dahin treiben, gestoßen von der unendlichen Gewalt des Dampfes. Ohne dem Wunsche, einander zu übertreffen, hätten die Menschen nicht die ursprünglichen Kosten des Transportes um das zehn- und das hundertfache verringert. Und doch schreibt man es nur diesem Umstande zu, wenn man jetzt einige hundert Meilen von der Grube Kohlen brennen kann, wenn man das Mineral mit dem Brennstoff in Verbindung bringen, der es in Eisen verwandelt und dieses wieder bis zu den Grundlagen des Gebäudes, bei dem man es verwenden will, hinschaffen kann. Man wendet hier gewiß vielerlei Kräfte auf und doch ist der Transport für dasselbe Gewicht von 60 auf 20 Franken gesunken. Wozu z. B. brauchte man Baumwollenfabriken, da schon die Indier mit ausgezeichnetem Geschmacke zu spinnen und zu weben verstehen, so daß man glauben könnte, eine Feenarbeit vor Augen zu haben. Bedürfte man der Wollenfabriken, wenn die Hirten in Cashmir Heerden von Schaafen aufziehen, deren Fließ so fein wie Seide und wo die Weiber dieser schönen Thäler die Kunst verstehen, Shawle zu weben, welche der höchste Luxus des Orients seit den Kreuzzügen dem Occident verkaufte! Warum alle diese Erfindungen zu Stande kamen? Weil die Mechaniker, um bei dem Erzeugungspreise zu gewinnen, darauf verfallen sind, die Menschenarbeit zu ersetzen. Sie haben die Baumwolle in unendlich kleine Theile zertheilt, dann die gegenseitige Anziehungskraft dieser Atome zu benützen verstanden, diese um einen Cylinder gebreitet und so eine Hülle von Baumwolle gebildet, leicht wie der Wellenschleier eines

Wasserfalles; diesen Wasserfall haben sie aufzufangen und in ein Netz von Baumwolle zu sammeln gewußt, dann woben sie dieses Netz und haben daraus einen Faden gebildet, der nun schon der Feinheit eines Haares gleichkömmt. Kehrt dieser Faden nach dem erstaunten Indien zurück, so erdrückt er durch seinen billigen Preis die indische Baumwolle selbst, obgleich er die Kosten einer doppelten Reise bestreiten und das Glück des Mechanikers, des Webers und des englischen Handelsmannes bilden muß. Und jetzt werden diese bewunderungswürdigen gefärbten Zeuge, die man Kattune nennt, in Europa fabricirt und zum Verkauf nach Indien geschickt. Die unglücklichen Indianer, diese Opfer der Concurrenz sind ohne Zweifel zu beklagen, aber drei Viertheile der Bevölkerung der Welt können sich mit den bescheidensten Ausgaben in solchen Stoffen kleiden. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Frauen aus dem Volke diese Stoffe nur tragen konnten, wenn sie sie von den reichen Frauen zum Geschenke erhielten, und jetzt trägt selbst die Arme deren täglich.

Wollspinner und namentlich einer unter ihnen, der Ternaux hieß und erst vor Kurzem, nur wenig genannt, nach ungeheuern Diensten verstorben ist, während andere, die Nichts gethan haben, die Götzen des betrogenen Volkes blieben, Wollspinner, welche mit der Kunst Thibets wetteifern wollten, schickten einen Weisen in jenes Land, um dort Ziegen aufzusuchen und sie nach Frankreich zu bringen. Sie spinnen deren Wolle und fabriziren nun Shawle, welche die Frauen zwar noch mit Recht oder Unrecht (ich lasse mich nicht in diesen wichtigen Streit ein) unter die echten Cashmirs stellen, während die Fabrikanten im Verlaufe der Zeit ihre Merinostücher verbessern und zu so billigen Preisen erzeugen, daß selbst die Frau aus dem Volke ein solches am Festtage tragen kann. Durch diese Concurrenz hat man freilich in Indien, ja sogar in Europa einiges Uebel angerichtet, aber die Kleidung des Volkes ist nichtsdestoweniger besser und billiger geworden.

Eure Zerstreutheit, o Ihr gründlichen Erfinder der Association ist in der That groß! Wie! Ihr erinnert Euch, daß das Volk der Produzent ist, und daß es sich durch die Concurrenz dazu verurtheilt, um zu billigen Preisen zu arbeiten. Ihr sprecht die Wahrheit, und habt Ihr vergessen, daß das Volk auch der Consument ist, und ebenso viel erzeugt als verbraucht; denn erzeugt es wohl irgend ein Ding, das es nicht am Ende auch verbraucht? Nun denn! Seht einmal voraus, daß es für seine Thätigkeit wenig gezahlt werde (was in den Bezug auf den Lohn der Arbeit nicht wahr ist, wie Ihr bald sehen werdet) würde ihnen das nicht dadurch vergolten werden, daß es alle Dinge zu billigern Preisen erlangt? Oeffnet doch Eure Augen! Seht Ihr denn nicht, wie das Volk dem Volke verkauft, und hier eine Ausgleichung statt hat? Und wenn es an dem Prinzipe der Concurrenz gelegen ist, daß jeder von dem Wunsche belebt, besser als sein Rival zu arbeiten, dahin

gestrebt hat, seine Arbeit zu verbessern, hat das Volk dann dabei nichts gewonnen, wenn es das Getraide, die Kleider, die Wohnung, kurz alle Dinge besser und im Ueberflusse haben kann? Man hält sich gegen die Schüler Malthus auf, welche den Mann, der sich der Frau nähern will, mit den Worten zurückrufen: Bedenket doch, daß dann ein Wesen mehr auf der Welt ernährt werden müßte! . . . . . .

Man tadelt diese Philosophen der Enthaltsamkeit, nennt sie Barbaren und verklagt sie bei dem Volke und das mit Recht. Die Fruchtbarkeit des menschlichen Geschlechtes beschränken ist ein Verbrechen gegen die Natur, gewiß aber hat Malthus nicht noch viel verdammungswürdigere Schüler, und sind diese vielleicht nicht jene Männer, welche dem Arbeitstrieb des Menschen steuern, des Mannes, der darum bemüht ist, das Kind, das Malthus nicht geboren werden lassen will, zu ernähren und zu kleiden? Wer die Produktion beschränken, wer nicht gestatten will, daß man so viel erzeugt, um das nächste Kind zu ernähren, fällt nicht auf den allein die Verantwortlichkeit der Vertheidigung Malthus? Denn Malthus würde sein Verbot aufgehoben haben, wenn er auf der Erde genug gefunden hätte, um zur Erhaltung aller Neugeborenen auszureichen.

Es ist sonach ein großer Irrthum, wenn man die Concurrenz anklagt und übersieht, daß das Volk zugleich Producent und Consument ist, und daß es, wenn es auf der einen Seite weniger verdient, auch auf der anderen weniger bezahlt, so daß am Ende sich hier zum Vortheile Aller nur der Unterschied zwischen dem Systeme herausstellt, das die menschliche Thätigkeit zurückhält und einem andern, das sie nie innestehen, und bis ins Unendliche fortstreben heißt.

Ich bin aber selbst in einen Irrthum verfallen, wenn ich mich ausdrücke, wie ich es eben that, da ich z. B. zugab, daß der Arbeiter in Folge der Concurrenz weniger zahlt und weniger erhält. Die Dinge gehen noch besser vor sich, als ich gesagt habe, Dank ihrer natürlichen Beschaffenheit, die immer besser ist als man sich einbildet. Zwischen wem stellt sich die Concurrenz heraus? Zwischen Arbeiter und Arbeiter? Durchaus nicht, sondern zwischen Fabrikanten. Wäre das erste der Fall, so wäre die Folge derselben für die Arbeiter wirklich sehr zu fürchten, denn sie kämen am Ende dahin, daß sie durch die allmählige Abnahme ihres Lohnes gar nicht mehr leben könnten. Dieser Fall kann sich nun freilich in jenen Augenblicken herausstellen, wo die Arbeit stille steht oder mangelt, denn dann sind sie gezwungen ihre Hände um jeden Preis zu vermiethen. Aber das ist nicht der gewöhnliche Verlauf der Dinge. Dieser Verlauf ist seit 33 Jahren, d. h. seit dem Frieden der Beobachtung würdig; nicht als ob er durch andere Gesetze, als jene ewigen geleitet würde, aber diese Gesetze selbst haben, von den Umständen unterstützt, eine größere Gewalt entwickelt. Die

Umstände, welche die Wirkung dieser Gesetze auf eine ganz merkwürdige Weise vermehrt haben, sind folgende: Der Friede folgte auf die langwierigsten, schrecklichsten Kriege, von welchen die Geschichte weiß; diese Kriege riefen das Verlangen nach Ruhe und der Erwerbung eines neuen Wohlstandes hervor; eine Folge davon war die verschiedenartige Anwendung der mechanischen Bewegungskräfte bei den industriellen Unternehmungen. Dreierlei Erscheinungen stellten sich unter dem Einflusse dieser Ursachen heraus. Die billigen Preise nahmen zum Vortheile zu, die Vermehrung des Lohnes der Arbeiter ebenso und die Gewinnste der Fabrikanten wurden vermindert. Diese drei Thatsachen haben oft in verschiedenen Verhältnissen stattgefunden, aber stets auf dieselbe unveränderliche Weise. Ich überhäufe nicht gerne ein Buch, das den Zweck hat, die Grundlagen der Gesellschaft aufzustellen, mit beispielsweisen Angaben, kann aber doch nicht umhin, zwei oder drei Beispiele anzuführen, welche sich auf Berechnungen stützen.

Drei große Industrien sind in dem vergangenen halben Jahrhundert die Hauptgegenstände der menschlichen Thätigkeit geworden. Die Wolle, weil sie der gewöhnliche Stoff zur Kleidung ist; das Eisen, weil man es zu dem Bau von Maschinen, Häusern und Schiffen braucht. Die Menge der Erzeugnisse in diesen drei Zweigen der Industrie haben sich in dreißig Jahren verfünffacht; während die Ankaufspreise um die Hälfte oder drei Viertheile gesunken sind. Ich will hier nur noch bemerken, daß das Gesagte am Meisten in Bezug auf die Wolle seine Anwendung findet.

Frankreich verbrauchte im Jahre 1814 24 Millionen Centner rohe Wolle, die es in Gewebe und Gespinnste verwandelte, daraus Wäsche, Strümpfe, Frauen-, Kinder- und Männerkleider machten. Damals bezahlte man in Frankreich zwei Centner des Urstoffs mit 7 Franken, und die verschiedene Verarbeitung, welche man diesen unterwarf, mit 33 Franken. Im Jahre 1845 wurden 130 Millionen Centner rohe Wolle verwendet, d. h. um fünfmal mehr als früher; dies setzt offenbar ein noch größeres Verhältniß in Bezug auf die verarbeiteten Produkte voraus, da die Fortschritte der Spinnerei und Weberei jetzt aus einer geringen Menge des Grundstoffes mehr Produkte erzeugen. Da bezahlte man zwei Centner des Urstoffes mit 2 Franken, statt mit 7, und die Verarbeitung desselben mit 8 statt mit 33. Um 24 Millionen Centner verarbeitete Wolle zu haben, mußte Frankreich im Jahre 1814 480 Millionen und im Jahre 1845 für 130 Millionen Centner desselben Stoffes blos 650 Millionen ausgeben; d. h. die Ausgaben nahmen um ¼ zu, aber es wurden fünfmal so viel Waaren erzeugt. Der Fortschritt war folglich ein ungeheurer, wie man sieht. Er war für das Eisen und für die Kohlen fast eben so bedeutend.

Hat der Arbeiter die Folgen dieser auffallenden Verminderung der Erzeugungskosten auf sich nehmen müssen? Glücklicherweise nicht.

Er hat den verminderten Absatzpreis aller Gegenstände benützt, aber nicht darunter gelitten, daß die Kosten der Erzeugung mit den verminderten Ankaufspreisen im Verhältniß standen. Die Maschinen sind mit ihrer Thätigkeit, die Fabriken mit ihrer Geschicklichkeit und ihren Opfern zu seinen Gunsten eingeschritten.

Was die Weber und Spinner anbelangt, so ist der Tagelohn für die ersteren von 2 auf 3 Franken, für die zweiten (es versteht sich von selbst, daß ich hier durchschnittlich rechne) von 1 Franken 50 Cent. auf 2 Franken gestiegen. Derselbe Fortschritt fand auch in dem Arbeitslohn der Frauen und Kinder statt. Wenden wir uns nun zu den Arbeitern, welche mit dem Eisen zu thun haben, so sehen wir, daß der Schmid früher 3, jetzt 5 Franken für den Tag erhielt, ja daß er sogar, wenn er auf Geding arbeitet, es bis auf 6 und 8 Franken bringt. Diejenigen Arbeiter, welche die einzelnen Bestandtheile der Maschinen herstellen, erwerben täglich statt 3 Franken 50 Cent. 4 Franken 50 Cent.; ja sogar 5—6 Franken, wenn sie auf Geding arbeiten; die Justirer erhielten früher 3 Franken, jetzt bis 6, ja sogar 8 Franken, wenn sie auf Stück arbeiten; die ausgezeichnetsten Formengießer wurden früher mit 3—4 Franken bezahlt, während sie jetzt 8, 9, 10, ja wohl gar 12 Franken verdienen können, wenn sie auf Geding arbeiten. Man muß eingestehen, daß die Vervollkommnung der Maschinen zu dieser bedeutenden Vermehrung des Lohnes das Meiste beigetragen haben. Der Tagelohn der Bergleute war früher 1 Franken 50 Cent., und erreicht jetzt bis 3 Franken täglich.

Was hat sich seit diesen 30 Jahren mit dem Preise der verzehrten Gegenstände zugetragen? In Bezug auf die Kleider, für welche die Baumwolle der Urstoff ist, betrug die Verringerung desselben im Allgemeinen drei Viertheile, was die aus Wolle verarbeiteten Kleider anbelangt, so sind sie beiläufig um die Hälfte billiger geworden. Der Preis des Brotes hat sich nicht auffallend verändert. Das Fleisch ist ein Bischen im Preise gestiegen, dessenungeachtet kann es der Arbeiter in den Städten jetzt wöchentlich zweimal kaufen, während er es früher nur einmal im Monate genoß. Die Wohnungen sind durchschnittlich um ein Viertheil gesteigert worden, aber sie haben sich, obgleich sie noch immer viel zu wünschen übrig lassen, bedeutend verbessert. Im Ganzen kann man sagen, daß der Lohn zugenommen, und der Preis der meisten Verzehrungsgegenstände abgenommen hat. Der Arbeiter auf dem flachen Lande hat an dieser Verbesserung der Lage nur einen geringen Antheil genommen, doch stieg der Arbeitslohn, in der Nähe von Paris von 30 auf 40 und manchmal sogar auf 50 Sous.

Was hat nun alle diese Veränderungen hervorgebracht? Die thätige Concurrenz, welche sich die Unternehmer, stets mit neuen Verfahren gewaffnet, gegenseitig geliefert haben. Wenn man fünfmal mehr Kleidungsstücke aus Baumwolle erzeugt, hat man

nicht zugleich auch fünfmal mehr Arbeiter beschäftigt. Die Vermehrung der Hände war fast unfühlbar; die Maschinen haben, wie Tagelöhner die gemeinen Arbeiten ausgeführt, und der Arbeiter ist fast überall mit der feineren Arbeit beauftragt worden. Nur so war es möglich, bei derselben Zahl von Arbeitern mehr zu erzeugen. Daraus folgte, daß die nur wenig vergrößerte Zahl der Arbeiter sich in einen bedeutend erhöhten Lohn theilte, während sie in Folge desselben Fortschrittes alle Gegenstände, welche sie leichter und besser produzirt hatten, zu billigeren Preisen kaufen konnten.

Was hat sich unter denselben Verhältnissen mit den Fabrikanten zugetragen? Er war genöthigt, den Arbeiter durch die gute Qualität und den billigen Preis seiner Artikel anzuziehen. Er bestrebte sich besser und mehr zu erzeugen, es gelang ihm und er suchte seinen Gewinnst nicht darin, daß er bei wenig viel, sondern bei viel wenig gewonnen. Da aber die Concurrenz immer zunahm, so war er genöthigt, sich mit ungleich geringeren Gewinnsten zufrieden zu stellen, ja es gab sogar in den letzten Jahren einige Zweige der Industrie, wie z. B. die Baumwollenzeuge, die fast gar keinen Profit abwarfen. Während sich der Unternehmer sonach darauf einließ, seinen Gewinnst zu verringern, konnte er den Lohn seiner Arbeiter nicht herabsetzen, deren Zahl nicht im Verhältniß zur vorhandenen Arbeit zu machen, so daß er sich ihrer oft nur mit Mühe genug verschaffen konnte. Der Unternehmer, der zwischen dem Consumenten, den er um billiges Geld versehen muß, und dem Arbeiter steht, der in Folge der allgemeinen Thätigkeit der Industrie im Stande war seine Forderungen hoch zu spannen, hat beiden nachgegeben, und während der Consument alle Gegenstände in reichem Maße und von besserer Beschaffenheit erhielt, verschafft sich der Arbeiter noch eine Erhöhung des Lohnes. Der Unternehmer litt zugleich als Vater und als Opfer der Concurrenz, gezwungen den beiden entgegengesetzten Ansprüchen nachzugeben, allein; und jeder, der den Gang der Industrie genau kennt, weiß, daß die Fabrikanten in den letzten 33 Friedensjahren viel weniger gewonnen haben, als in jenen, welche diesen unmittelbar vorausgegangen waren. Die Baumwollenspinner insbesondere haben seit 10 Jahren mehr verloren als gewonnen. Die Besitzer von Hammerwerken haben sich einen Augenblick von der Crisis erholt, welche durch die Ausführung der Eisenbahnen entstanden waren, ebenso die Maschinenfabrikanten. Der Betrieb der Bergwerke hat immer gelitten, er hob sich etwas, ging aber wieder zurück. Alle diese Thatsachen bekunden ein sehr schönes Gesetz der Natur, das, weil man seine Beobachtung bisher vernachlässigt hat, nichtsdestoweniger stättig ist: der Unternehmer allein nimmt die Gefahren der Concurrenz auf sich, weil er die Käufer befriedigen und die Arbeiter finden muß. In Gegenwart dieser doppelten Anforderungen muß der begabte und muthige Unternehmer Mittel finden, beiden zu genügen, und das Resultat seines Strebens, möge er alle Schwie-

rigkeiten überwinden oder ihnen unterliegen, fällt stets zu Gunsten der Menge aus.

Daraus entsteht oft, das ist nicht zu leugnen, eine Crisis, während welcher die Industrie in ihrem Gange aufgehalten ist, der Arbeiter feiern muß und elend wird, wenn er nicht für diese schwierigen Zeiten einige Ersparnisse zurückgelegt hat, (weßhalb man ihm auch diese Vorsicht, die ihm mehr Nutzen bringen wird, als alle falschen Systeme unserer Zeit, nicht genug ans Herz legen kann.) Aber sind diese Krisen überstanden, so entwickelt sich ein neuer Fortschritt. Die Preise der Verzehrungsgegenstände bleiben einer auffallenden widrig, der Lohn des Arbeiters erreicht nach und nach wieder seine frühere Höhe, wenn er nicht noch gar zunimmt. Die Concurrenz drückt folglich den Arbeiter ganz und gar nicht, obwohl sie manchmal seinen Erwerb für den Augenblick stört, aber diese Augenblicke sind für die Industrie eben dies, was der Hagel, die Ueberschwemmung, die Dürre, die schlechten Ernten für die Landwirthschaft. Aber hat man denn schon ein Mittel erfunden, alles ohne Stöße und Hindernisse im Gang zu erhalten? Unterdrückt das Bestreben nach dem Bessern, unterdrückt den Wunsch, seinen Nachbarn zu übertreffen und all diese abkürzenden Verfahren, welche den Ueberfluß erzeugen, der den Armen nährt und von dem man allein leben kann, denn er wird nur des überflüssigen Wohlstandes theilhaftig, — alle diese kunstreichen Erfindungen würden gar nicht erfunden worden sein. Wäre dieses Streben nicht vorhanden gewesen, so würde man heute noch mit der Hand spinnen und weben, die Pferde müßten noch die Räder drehen, und man würde sich noch mit der Maschine von Marly zufrieden geben, statt von Dampfmaschinen getrieben zu werden, und die Industrie würde nur aus Monopolen zusammengesetzt sein, die ganz gemächlich die einen neben den andern schlummern könnten. Wie! Ihr habt 30 Jahre hindurch gegen die Monopole Reden gehalten, sie unter allen Monarchien mit Eurem Tadel verfolgt; Ihr habt behauptet, daß blos die Concurrenz nur vor ihnen schützen könnte, Ihr habt sie begehrt, wie die Freiheit selbst, und nun unter der Republik kommt Ihr und verlangt wieder die Einführung der Monopole? Aber Ihr setzt mich nicht in Erstaunen; mich, den alten Zeugen mehrerer Revolutionen, doch hütet Euch, daß Eure Widersprüche der Welt nicht gewaltsam die Augen öffnen? Also, eine Menge von Associationen, zu welchen der Staat das Geld hergeben müßte, würden unter einander übereinkommen, daß sie nicht zu viel oder nur zu einem gewissen Preise erzeugen; und müßten auf solche Weise dafür Sorge tragen, daß die Gewinnste genügend ausfallen, und daß der Capitalist, der ihnen das Geld zum Betriebe gegeben, und die gemächlichen Arbeiter, unter deren wohlmeinender Aufsicht er selbst stehen würde, die nicht mehr als zehn oder neun Stunden arbeiten, ernährte und durch die Dividende für die Gleichheit des Lohnes entschädigt würden. Das ist wahr-

haftig ein Meisterstück des praktischen Genies! Und ich gestehe willig ein, daß das Kapital der Associationen in diesem Falle nicht gefährdet werde. Im Gegentheile, die innere Anarchie, die Faulheit der Theilnehmer der Association würden belohnt werden. Das Capital fände seine sichere Verwerthung, für die Arbeiter, so wenig und schlecht sie auch erzeugen würden, gäbe es unfehlbare Dividenden. Das alles nehme ich ohne Anstand an! Nehmt Euch zehn oder hundert Fabrikanten, gewährt ihnen das Recht, sich unter einander über die Ausdehnung der festbeschränkten Produktion zu verständigen, dann, ja dann werden sie freilich die Herren des Preises sein, denn die Preise werden nur dadurch erniedrigt, indem eine zu große Menge erzeugter Gegenstände auf dem Markte erscheint. Diese Fabrikanten könnten so ungeschickt, so faul sein, wie sie nur immer wollten, sie könnten aufs Land gehen, einen Ladendiener zu Hause lassen und würden nichtsdestoweniger glänzende Geschäfte machen, denn die Gewinnste hängen eben so von den Preisen ab, wie diese von der erzeugten Menge. Wenn das die ganze Erfindung ist, so neige ich mich tiefer vor den neuen Weisen. Das ist wahrhaftig die erste Lösung der Schwierigkeit, die einen begreiflichen Erfolg darbietet. Ja unter diesen Bedingungen müssen die Associationen der Arbeiter glücken und ich werde mich weiter nicht um das Schicksal ihrer Capitale, und um die Art bekümmern, nach welcher die Association im Innern geleitet wird! Aber hat man eben das gewollt? Man wird mir einwenden, daß ich übertreibe, um meine Zeitgenossen, jene Philosophen lächerlich zu machen; ich erkläre jedoch, daß mir das gar nicht einfällt, denn eine solche Beweisführung wäre der Wichtigkeit der gegenwärtigen Umstände unwürdig, aber ich frage, wie man es anfangen müsse, um anders vorzugehen, als ich es gethan. Denn worüber beklagt man sich eigentlich? Darüber, daß jeder sich selbst überlassen, durch übertriebene Concurrenz ein Fallen der Preise bewirkt. Ist es das? Ja oder Nein? Wie kann man diesem Uebelstande abhelfen? Dadurch, daß man Jedem wie bisher die Freiheit läßt, so viel zu erzeugen, als ihm gefällig ist, aber dann würde grade wieder derselbe Uebelstand eintreten. Man hätte Nichts geändert, Nichts verbessert; vielleicht wird man sagen, daß ein Theil der Gewinnste der Association zurückgelegt werden könne, um über die schlechten Zeiten des billigen Preises hinauszukommen. Ich erwiedere, daß bei dem Systeme der billigen Preise, welches dadurch entsteht, daß man Jedem die Freiheit läßt, unmäßig viel zu erzeugen, es gar kein Mittel gäbe, solche Ersparnisse zu machen, weil die Industrie selbst heute, wo sie von dem absoluten Willen des Eigenthümers geleitet wird, kaum die Mittel findet, sich fortzubringen, und weil die Möglichkeit nicht zugegeben werden kann, daß eine anarchische und faule Association da gute Geschäfte machen würde, wo sogar der unumschränkte Wille und die rastlose Thätigkeit nur schlechter machen. Aber selbst in diesem Falle hätte man nur ein linderndes

kein heilendes Mittel für die Concurrenz aufgefunden, und man sollte sich ja nicht einbilden, daß man dadurch den Kampf der Fabrikanten auf Tod und Leben einstellt. Wollte man das Uebel hingegen vom Grunde aus heilen, so müßten die Associationen mit einander in Gesellschaft treten und sich durch eine allgemeine leitende Gewalt über die Beschränkung der Produktion verständigen. Dann hätte man einen wirklichen Erfolg erreicht. Aber auf welche Berechnungen wird man sich stützen, um zu behaupten, es giebt genug Wollstoffe, genug Tücher, genug Eisen? Auf eine einzige, auf die des Preises; während es doch bei einer Gesellschaft von 20, 30, 40 oder 80 Millionen Menschen gradezu unmöglich ist, zu wissen, ob genug Lebensmittel, Kleider und Wohnungen vorhanden sind. Man hat nur eine einzige Art zu urtheilen, nemlich dadurch, was man die ungerechte Uebertreibung oder die schädliche Erniedrigung des Preises nennt. Die einzige entscheidende Thatsache, um der Produktion feste Grenzen abzustecken, wäre offenbar der Preis. Ihr hättet folglich über Eure eigene Meinung entschieden; über jene unbedeutende, ungünstige Frage, die man schlechtweg den Preis der Dinge nennt! Ja, diese Folgerung ergiebt sich unabweisbar aus dem Systeme der Association: Ihr hättet entweder nichts, gar nichts anderes gethan, als den Vorschlag, eine gewisse Summe bei Seite zu legen, welche die gegenwärtigen Fabrikanten von ihrem Gewinnste nicht erschwingen können, oder Ihr hättet die Verpflichtung übernommen, den Preis aller Produkte festzustellen. Was aber bestimmt den Preis in einer freien Gesellschaft? Eben die Concurrenz. Unterdrückt Ihr diese, so müßt Ihr den Preis selbst feststellen.

So also ist die Gesellschaft beschaffen, die Ihr gründen wollt. Ein ungeheures Monopol in der Republik, nach dem Sturze mehrerer Monarchien, welchen Ihr aus den Monopolen ein Verbrechen gemacht habt. Ein Monopol in den Wahlen, in der Veröffentlichung der Meinungen durch den Druck, in den Steuern! Dies wäre das letzte Wort der neuen Brüderlichkeit! ....

Aber die armen Landleute, welche sich nicht an dem Systeme der Association betheiligen könnten, die Arbeiter aller Art, welche einzeln oder zu zwei und drei thätig sind und der Wohlthat des Monopols nicht theilhaftig würden, was sollten sie machen? Sie müßten das Fleisch, das Brot, die Meubel, die Wohnungen zu dem Preise der Concurrenz bezahlen, die nur für sie beibehalten wäre, während einige Arbeiter in den Städten, die die Gewalt ihres Zusammenlebens mißbrauchen, welche ihnen die Thüren des Luxemburgs für einige Zeit geöffnet hat, die Ersteren zwängen, die fabrizirten Erzeugnisse, die Wollstoffe, die Tücher, das Eisen der Pflugschaar zu einem Preise zu kaufen, den sie selbst festgesetzt hätten. Und dahin soll Gerechtigkeit und Liebe zum Volke liegen? Ich halte dem Erfinder der Association zwei Schlüsse vor, in welchen ich sie gefangen nehme: Entweder würde das Capital, das die

associirten Arbeiter doch nur vom Staate empfangen könnten, durch das zerstörende Prinzip, das in jeder Collektiv-Unternehmung liegt, verloren gehen, oder sie könnten die Menge der Erzeugnisse beschränken, den Preis festsetzen, wodurch sie freilich das Capital retten und ihm seine Gewinnste zusichern würden, jedoch unter der Bedingung, daß sich 19 Zwanzigtheile der Bevölkerung gefallen lassen müßten, die fabrizirten Gegenstände um einen willkührlichen Preis zu kaufen; das eigentliche System der Association ist sonach eine unsinnige Spekulation, zu welcher die Masse der Steuerpflichtigen, man weiß nicht weshalb, das Geld hergeben müßte, oder eine sichere Unternehmung, bei welcher die Steuerpflichtigen übertriebene Gewinnste zahlen müßten, so daß alle Fortschritte der Industrie der Monopole aufgeopfert würden.

In Gegenwart der gesammten Bevölkerung des flachen Landes, deren Loos stets ein hartes ist, und eines großen Theiles der Arbeiter in den Städten, welche von einem Lohne lebt, der von der Concurrenz abhängt, behauptet man, für das Wohl des Volkes gesorgt zu haben, indem man einigen großen Werkstätten, wo tausend bis zweitausend Arbeiter den Vortheil haben, beisammen zu leben, ein Monopol verleiht! das heißt eine neue Aristokratie gründen, deren vorzüglichster Rechtstitel in den zahlreichen starken Armen besteht; und meine Behauptung ist kein Hirngespinnst, denn wenn man jene betrübende Liste der Unglücklichen durchsieht, welche zur Transportation verurtheilt worden sind, entdeckt man, daß sich unter ihnen, außer vielen Fremden Arbeiter befinden, welche in großen Werkstätten 3—10 Franken täglich gewonnen haben. Was werden unsere Bauern sagen, wenn die Wahrheit bis zu ihnen dringt? Was werden die Bauern, die höchstens 30 Sous täglich gewinnen, sagen, wenn sie erfahren, daß man in Paris einen Aufstand erregt, weil man daselbst von 3—10 Franken täglich verdienen kann?

Ich leugne es folglich geradezu, daß die Erfinder der Association die Freunde des Volkes seien. Weit entfernt davon, seine wahrhaften Freunde zu sein, sind sie nur Schmeichler einer gewissen Klasse von Arbeitern, deren sie sich im Falle des Gelingens bedienen würden, um das Gouvernement zu beherrschen und die Republik zu unterdrücken. Das ist die volle Wahrheit, möge man auch dagegen einwenden, was man wolle, sie wird so bleiben wie ich sie darstelle.

Achtes Kapitel.

Ueber Wechselseitigkeit. Billiger Preis der Waaren läßt sich nicht durch Gesetze erzwingen, ebenso wie das baare Geld nur durch Papiergeld, das in eben so hohem Werthe stände, ersetzt werden kann.

Siehe da tritt ein neuer Reformator auf, ein hellerer Geist als alle die anderen Reformatoren, die seine Rivalen sind. Dieser geistreiche Mann beurtheilt sie alle mit einer rücksichtslosen Strenge, man glaubt in ihm ein von Gott zu ihrer moralischen und physischen Verachtung herabgesandtes Werkzeug zu sehen. Er hat so viel gesunden Menschenverstand bei der Beurtheilung und Richtung jener seiner Rivalen bekundet, daß man wirklich an der Aufrichtigkeit seiner Worte zweifeln möchte, wenn er sich selbst dazu herbeiläßt, Systeme aufzustellen. Er verabscheut die Communisten, blickt auf die Erfinder des Associationssystems hohnlächelnd herab, kurz alle diese Leute erwecken in ihm grade dieselben Gefühle, die ein jeder rechtlichdenkende Mensch hat und haben soll, alle diese Kindereien sind für ihn des Looses werth, zu dem sie jeder Ehrenmann verdammt, und da es ihm nun gerade einmal einfällt die alte Gesellschaft umzuformen und neu zu gestalten, so stellt er zur Erreichung dieses Zweckes folgende Idee auf.

Seiner Ansicht nach sind die Preise für die Erzeugnisse keineswegs zu niedrig, und er ist nicht der Meinung, daß man die Industrie zum Monopole umschaffen müsse, um eine Erhöhung der Preise zu bewirken. Im Gegentheil, er findet Alles zu theuer, viel zu theuer, und in diesem Punkte trete ich zur Bekämpfung der Anhänger der Association bei, welche es sich zu eifrig angelegen sein lassen, der Concurrenz Zügel anlegen zu wollen. Es ist wohl wahr, es sind, Dank dem Einflusse einer rastlosen, unglaublichen Thätigkeit der Industrie, und einer tiefen, überall herrschenden Ruhe, in den letzten 30 Jahren des Friedens die Preise der Erzeugnisse bedeutend gewichen — aber, es ist nicht zu leugnen, daß es gar viele Genüsse giebt, die, so zulässig, ja gerecht sie sind, dennoch immer noch den ärmsten Klassen der Bevölkerung unzugänglich bleiben. Ein noch billigeres Leben, als es bisher gewesen, wäre also höchst wünschenswerth. Wie soll man das aber erklären? — So eben waren wir dem billigen Leben abhold, und auf einmal sieht man uns als die eifrigsten Anhänger desselben auftreten? Die Erde hätte sich noch einige Zeit um ihre Achse drehen, die Industrie hätte in ihrer Entwicklung noch fortfahren können, stets mehr vervollkommnete Gesetze würden ihr Schutz verliehen haben, und so hätte man neue Fortschritte in dem billigen Leben gemacht. So war es mein Wunsch, aber ich habe mich getäuscht. Noch vor Kurzem hätte man versuchen sollen, die Billigkeit an dem steilen Abhange, auf welchem sie sich flugsschnell abwärts bewegte, aufzuhalten, jetzt muß man sie im Gegentheile in

den Abgrund stoßen, und dieses billige Leben mit Gewalt durch unsere eigenen Hände schaffen. Auch gut! Laßt uns hören und dann wollen wir urtheilen.

Es steht vor Allem fest, daß alles noch zu theuer ist, sagt der Erfinder des Systemes der Wechselseitigkeit (Reciprocität), und es würde nur dann ein Schritt zur Erlangung der Gleichheit gethan sein, wenn alles um einen noch billigern Preis als bisher zu haben sei. Es giebt auch noch ein anderes Uebel, eine traurige Folge des ersteren, zu bekämpfen, sagt er. Man würde wohl den Versuch machen wollen, mittelst der Arbeit sich diejenigen Genüsse zu verschaffen, die jetzt noch zu theuer sind, und in deren Besitz treten zu können. Um aber arbeiten zu können, muß man Werkzeuge haben; der Landwirth braucht ein Stück Land zum bebauen; will man fabriziren, so muß man eine Werkstatt, Materialen und Gold, das alles dieses verschafft, Gold, Gold haben. Gold, dieser verabscheuungswürdige hassenswerthe König, mehr König als die 1830 und 1848 vom Throne verstoßenen, dessen Haupteigenschaft es ist, vor dem zu fliehen, der ihn aufsucht, dergestalt, daß man seiner nicht habhaft werden kann, wenn man ihn bedarf. Hohe Preise einerseits, Schwierigkeit, sich baares Geld zu verschaffen andererseits, — dies sind die beiden wahren Uebel, an denen die menschliche Gesellschaft leidet. Auch darin trete ich diesem Reformator bei. Für alle Unannehmlichkeiten, denen man in diesem Leben ausgesetzt ist, könnte man in der That mit wenigen Worten folgende Ursachen angeben: Dieser oder jener Gegenstand ist zu theuer, oder: ich habe kein Geld. — Da ist auch nicht Einer unter uns, zwei oder drei Bankiers in Europa ausgenommen, der sich nicht in dieser Lage befunden habe, und selbst jene reichen Bankiers mögen wohl oft diesen Ausspruch gethan haben, wenn sie in Unterhandlungen eines Anlehens begriffen waren.

Was für Mittel schlägt man nun zur Heilung dieses doppelten, so klar bezeichneten Uebels vor? Man verordnet zuförderst Billigkeit der Erzeugnisse und dann: Abschaffung des baaren Geldes. Traut man einer Anordnung wirklich die Macht zu, auf den Werth der Dinge Einfluß zu haben, so ist es schon der Mühe werth, seine Zuflucht dazu zu nehmen, und ist es nur möglich das baare Geld zu unterdrücken ohne ein anderes Tauschmittel an seine Stelle zu setzen, so wird mit seiner Vernichtung ihm auch die Eigenschaft geraubt, sein Besitzthum schwierig zu machen.

Ein entschlossener Kopf hat gar bald die Mittel aufgefunden. Die gesetzgebende Macht verordnet, alle Einkünfte herabzusetzen, die man aus Wohnungsmiethen, verpachteten Landstücken, Interessen für angelegte Capitalien, an Gehalt und Lohn in den verschiedenen Gewerben zieht. Ist dies einmal ausgeführt, so muß man mit der Schadloshaltung beginnen. Ein anderes Gesetz erniedrigt den Werth der Gegenstände im gleichen Verhältnisse, und setzt fest, daß in keinem Geschäfte ein höherer als der um 25 Prozent ver-

minderte Preis des letzten Marktes, für die Erzeugnisse fordern könnte; ich sage 25 Prozent, wenn die Gehalte um 25 Prozent vermindert worden sind. Schuldner wie Käufer werden gern dies System unterstützen; der eine wie der andere sind gar sehr dabei interessirt nicht mehr zu bezahlen, als wozu sie das Gesetz verpflichtet, und sie werden Gehorsam leisten. Dies wäre eine Art Wechselseitigkeit. Die Gehalte sind verringert, die Lebensmittel sind ebenfalls auf einen billigeren Preis herabgesetzt, und ist man dahin gelangt, das billige Leben herzustellen, ohne Jemanden Schaden zu thun. Ich lasse da viele Einzelnheiten unerwähnt, um die Grundzüge des großen Gedanken in ihrer ganzen Pracht vor die Augen zu stellen.

Laßt uns nun zu der Beleuchtung des Verfahrens übergehen, das mit Rücksicht auf das baare Geld vorgeschlagen wird. Da wird man nun ein ganz einfaches, sicheres Mittel anwenden, um seinem Drange, sich dem Umlaufe zu entziehen ein Ende zu machen — man setzt es ganz außer Gang, und an seine Stelle einen Bankzettel. Aber nicht etwa Anweisung auf die Bank von Frankreich, deren Erwerb ebenfalls mit Schwierigkeiten verknüpft ist, nicht etwa ein Papiergeld, welches nach der Ansicht des Erfinders so viel gilt als ein Bankrott, und noch viel weniger ein Hypothekarpapier — diese andere dumme Erfindung, in der Weise, der dieses System aufstellt, wiederum sagt, die von den Anhängern des Hypothekar-Credits ausgegangen ist. Nein, das neu zu schaffende Papier soll nach folgenden Regeln in Umlauf gesetzt werden: Eine große Wechselbank wird gegründet, der die Produktion des ganzen Landes als Bürgschaft dient, und daher gewiß auf festen Grundlagen steht. Jeder Arbeiter kann zu ihr gehen, und da eine Summe Papiergeldes erhalten, die seinem Bedürfniß entspricht, und in einem gewissen Verhältnisse mit dem stände, was man bei einer gewöhnlichen Bank an Sconto bewilligt hätte. (Dieser Punkt ist in dem Entwurfe nicht recht klar auseinandergesetzt.) Dieses Papier dient als Ersatz für das bisher in Umlauf gewesene baare Geld, wird also dem Arbeiter gestatten, alle Wege einzuschlagen, um zu arbeiten, und das Leben zu genießen, um unausgesetzt thätig und vollkommen glücklich zu sein; mit Hülfe dieses Papiers wird er dahin gelangen, in seiner Person eine unversiegliche Quelle von Produktion, und einen Ausweg zum Absatz zu finden, der niemals versperrt werden kann. Ist einmal das Gold, das so schwer zu erlangen war und stets sich als Schranke zwischen der Arbeit des Menschen und seiner Begier zu verbrauchen stellte, unterdrückt, so wird der Mensch ohne Aufhören arbeiten und verbrauchen, kurz er wird des möglichst denkbaren Glückes theilhaftig. Und um ihn in diesen Zustand zu versetzen, hat es nur der Ueberwindung eines einzigen Hinderniſses, der Abschaffung des Goldes bedürft. Mit Herstellung eines billigen Lebens und mit Unterdrückung des Goldes, ist man also zu dem Ziele gelangt, das sich

Communismus und Socialismus gemeinschaftlich gesteckt hatten. Dann wird man nicht mehr nöthig haben, den traurigen Ausspruch zu thun; Dies ist zu theuer für mich; oder: ich habe kein Geld dazu.

Man könnte leicht den Argwohn fassen, als wollte ich diese verschiedenen Systeme unverständlich oder lächerlich machen, sei es daß ich übertriebe, oder sie nicht in ihrer wahren Gestalt zeige; man könnte glauben, daß ich einzelne Theile derselben unerwähnt lasse, die zu ihrer Verständlichkeit, Ausführbarkeit nöthig sind, und ihre wunderbare Wirkung ausmachen, während diese Systeme wie ich sie auseinandersetze, unvollständig, machtlos und unzulässig erscheinen. Dem ist durchaus nicht so; ich versichere aufrichtig, daß ich alles Mögliche thue, daß ich gewissenhaft alle meine Anstrengungen darauf richte, um sie zu verstehen, um sie zu zergliedern, und daß ich gern, herzlich gern schon deßhalb dahin gelangen möchte, diese Systeme die ich bekämpfe, verständlich zu machen, um sie mit besserer Wirksamkeit in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen. Man kann in der That nur dann mit Erfolg widerlegen, wenn man mit Klarheit das System, das man widerlegen will, in seinen Einzelnheiten auseinandergesetzt hat. Ich thue also mein Möglichstes, ich wiederhole es, um meine Gegner zu verstehen und sie verständlich zu machen.

Ich gebe es zu, um ein billiges Leben herzustellen, giebt es keinen anderen Ausweg, als der vorgeschlagene, d. h. ein Gesetz, welches alle Revenuen, Miethen, Pachtzinsen, Zinsen für Capitalien, und in Folge dessen auch im Verhältnisse alle Waaren in ihrem Werthe herabsetzt; ich gebe es ebenfalls zu, daß, nur das baare Geld zu entwerthen, das einzig mögliche Mittel das von dem Erfinder vorgeschlagen sei, d. h. Gründung eines Papiergeldes, das in der Produktion des ganzen Landes seine Bürgschaft hat, und von der sogenannten Wechselbank einem jeden Produzenten nach Maßgabe seiner Bedürfnisse verabreicht wird.

Ja noch mehr. Ich lasse dem Erfinder das Recht wiederfahren, daß er nach Ausführung dieser beiden Vorschläge, die Erfinder des Maximum und des baaren Geldes, alter wie neuer Zeit, seiner Entrüstung, seiner Verachtung Preis giebt.

Wo nimmt er den Grund her, so sehr entrüstet zu sein? Fragt man mich. Ich kann's nicht sagen, so viel steht fest, daß er mit diesem Ausdrucke nicht sparsam ist. Nun macht er sich daran das Wunderbare seines Systems zu zeigen. Auf dem von ihm angegebenen Wege wird der Wucher, das Commissionsgeschäft, das Agio vernichtet, Gold und Silber sind unnütz geworden, die Lust zum Aufwande findet neue Mittel sie zu Hausgeräthen zu verwenden, ohne dadurch zu bedeutenden Ausgaben gezwungen zu sein; man unterdrückt die öffentliche Schuld, die man auf kluge Weise z. B. in sieben oder acht Jahren mit dem neuen Papiere zurückzahlt; die Kosten der Erhebung der Steuern fallen weg, denn alle

Steuern werden durch das Escompte der Wechselbank ersetzt, wodurch die einfachste und billigste Grundlage aller bekannten Steuern hergestellt ist. Dann könnte man auch noch die Zollämter, die auswärtigen Gesandtschaften, ja die Aermern selbst unterdrücken, denn alle Völker würden in der Nothwendigkeit, unsere Papiere anzunehmen, um sich unsere Erzeugnisse verschaffen und auch ihr Geld in Frankreich einführen zu können, unauflöslich mit uns verbunden sein. Man hätte sonach den ewigen Frieden und den allgemeinen Ueberfluß durch ein Gesetz ausgeschrieben. Jeder Volksvertreter, der dieses Prinzip nicht auffaßt und annimmt, würde für untauglich und verdächtig erklärt werden.

In dem Gesagten gebe ich durchaus keine Voraussetzungen, der Erfinder der Reciprozität hat alles dies aufgestellt und behauptet.

Was soll ich nun gegen das System dieses großen Reformatoren, dieses geistreichsten Gesetzgebers aller Zeiten einwenden? Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht und befand mich noch nie in einer größeren Verlegenheit. Ich muß mich so stellen, als ob alle diese unglaublichen Vorschläge ernsthaft wären, und einige einfache und unwiderleglichen Bemerkungen zu Papier bringen.

Vorerst glaube ich nicht, daß sich der Preis der Dinge willkürlich bestimmen läßt. Ich bin in dieser Beziehung ebenso reich an Vorurtheil, als ganz Frankreich war, bevor man ihm von dem berüchtigten „Maximum" gesprochen hatte. Wäre man auch nach der genauesten Untersuchung durch ein wahres Wunder in die unendlichen Kleinlichkeiten des geselligen Lebens eingedrungen; könnte man sich auch ohne Ausnahme aller Verkäufe, aller großen und kleinen Märkte, des bedeutendsten bis unbedeutendsten Lohnes bemächtigen; wäre es auch möglich, alle Werthgegenstände, von den Zündhölzchen angefangen bis zu den theuersten Sachen in Beschlag zu legen; gelänge es, die ganze Gesellschaft eben so zu durchdringen, wie die unwiderstehliche Natur alle Wesen durchdringt, um sie unter die Herrschaft ihrer Gesetze zu bringen, so hätte man doch nach Vollbringung dieser Wunder gar nichts gemacht, denn selbst wenn die wundervolle Wirkung der Wechselseitigkeit sich in ihrem vollsten Glanze geltend gemacht hätte, so würde jeder von uns eben so viel verloren als gewonnen haben. Wenn z. B. die Concurrenz die Preise sinken macht, so behaupten wir, daß der Arbeiter gewinnt, weil er weniger für die Verzehrungsgegenstände bezahlt, während sein Lohn, weit entfernt davon, verringert worden zu sein, fühlbar zugenommen hat. Hätte hingegen sein Lohn eine, zur Verminderung des Preises der Verzehrungsgegenstände verhältnißmäßige Verringerung erlitten, so würden wir von keinem Vortheile der Arbeiter sprechen; wir dürften dann blos behaupten, daß er weder verloren noch gewonnen hat. Man hätte sich viele Mühe gegeben, ein Wunder hervorzubringen, ohne zu einem andern

Resultate zu gelangen. Freilich verkündet man bisher blos das Wunder, ohne es auszuführen; man quält die menschliche Gesellschaft um nichts, belegt gewisse Werthe mit Beschlag, während man sich an andern nicht vergreift, ja man trifft mit dieser Maßregel blos den kleinsten Theil der Werthe, denn die Anmaßung der Anwendung dieses Systemes, den durchschnittlichen Marktpreis zu Grunde zu legen, ist doch wahrhaftig zu unverständig. Jeder weiß, daß der Verkauf des Getraides durch Marktzettel, auf welchen die Preise angegeben sind, geregelt, daß der Preis des Brotes von der Polizei festgesetzt wird, daß aber mit Ausnahme dieser Gegenstände sich alle andern verkaufen, ohne eine Spur ihres Preises zu hinterlassen und keinem andern Gesetze unterliegen, als dem augenblicklichen Willen des Käufers und Verkäufers der unter diesen tausend und tausend Parteien von Minute zu Minute wechselt. Und möchtet Ihr wissen, was sich in jedem Augenblicke in den Köpfen von 36 Millionen Menschen ereignet, und könntet Ihr alle ihre Gedanken im Entstehen erfassen, alle ihre Reden hören, von einem jeden ihrer Schritte Rechenschaft erhalten, so bleibt es noch immer die übertriebenste Anmaßung, wenn Ihr glaubt hierdurch im Stande zu sein, die Bedingungen aller Käufe und Verkäufe zu kennen. Wißt Ihr denn nicht, daß die Beamten des Grundbuchs bisher noch nicht herausstellen konnten, zu welchem Preise sich ein liegendes Gut verkauft? Und ein Stück Erde ist doch ein auffallender großer Gegenstand, dessen Ertrag sich durchschnittlich so ziemlich leicht mit Bestimmtheit ermitteln läßt. Eine Herrschaft im Werthe von einer Million, ein Haus im Werthe von 500,000 Franken wird in Paris öffentlich von dem Notar verkauft, ohne daß der Fiscus genau von der übereingekommenen Summe unterrichtet ist; und ihr kommt nun mit der Behauptung, daß Ihr wissen werdet, zu welchem Preise sich jede Elle Leinwand, alle Schuhe und Hüte in ganz Frankreich verkaufen, und daß Ihr sonach den mittleren Preis aller dieser Gegenstände festsetzen könnt? Ihr wißt doch wohl, was mit den Werthen geschieht, wenn man sie willkürlich feststellen will? Man giebt sie falsch an. Ihr erklärt, daß der Preis dieses Gegenstandes eine Verminderung von 25 Procent erleide und sogleich wird er auf 133 Franken angeschlagen, um wieder seine 100 Franken einzubringen. Als sich die Convention vermaß, 100 Franken Assignaten den Realwerth von 100 Franken Geld zu verleihen, während sie im Umlauf doch nur 10 Franken galten, wurde ein Paar Schuhe von 10 Franken Geld mit 100 Franken Assignaten bezahlt; und als man endlich so weit ging, den Preis des Gegenstandes unter der Androhung des Schaffots festzustellen, verschwand dieser ganz und gar und der Handel hörte auf oder wurde nur heimlich betrieben. Alles dies ist heut zu Tage eben so toll als vor 50 Jahren. Die Werthe lassen sich ebenso wenig festsetzen, als sich die Gedanken, die Wünsche, der Geschmack und Wille der Menschen bestimmen lassen; denn die

Werthe entstehen eben nur als Ausdruck dieser Eigenschaften des Menschen. Aber theilweise wirkt Euer Wunder dennoch, es macht sich, das muß ich anerkennen, für das eine oder das andere Individuum fühlbar. Dadurch, daß Ihr das Einkommen um 25 oder 33 Prozent vermindert, verwundet Ihr den Capitalisten, den Eigenthümer, deren Einkommen durch einen unterzeichneten Contract bereits auf mehrere Jahre in voraus festgestellt ist. Diese also habt Ihr in Euern Händen, aber auch nur sie allein, denn sie müssen die Dienste des Arztes, des Advokaten, des Kaufmanns und Fabrikanten nicht weniger theuer bezahlen. Das Eigenthum wird folglich nicht der Diebstahl sein, sondern Eure vorgebliche Reciprozität.

Alles zusammengefaßt — wird das System durch den Erfolg gekrönt, so hätte man doch nichts gethan — mißlingt dessen Ausführung, so schlägt man blindlings auf die Masse drein, verringert um Nichts den Werth der Gegenstände, beraubt nur einige Individuen.

Doch, ich habe schon zu viel über dieses erste Mittel, das allgemeine Glück zu bereiten, gesprochen. Was das zweite anbetrifft, so ist es so sonderbar, daß es wirklich verlohnt, ihm einige Zeilen zu widmen.

Das Gold verbirgt sich, steht zu hoch im Werthe — zugegeben; aber ich werde das es umgebende Geheimniß enthüllen: Das Gold hat einen reellen, einen unabstreitbaren Werth und deßhalb haben es die Leute als Vermittler beim Austausch angenommen. Sage ich Gold, so meine ich damit ebenso gut das Silber; letzteres ist nur weniger strafbar, weil es weniger werth ist. Die Verschiedenartigkeit der Arbeit zieht den Austausch unvermeidlich nach sich; die Einen bauen Getraide an, die Andern erzeugen Leinwand, bearbeiten Eisen, und es ist wohl nöthig, daß jener sein Getreide gegen Eisen oder Leinwand austauscht, wenn er dieser Gegenstände bedarf. Nun hat aber z. B. derjenige, welcher Getreide gewinnt, eben nur Getreide allen Jenen anzubieten, an welche er sich wegen seiner Bedürfnisse wendet, alle diese Leute aber, denen er das Getreide anbietet, hätten gerade augenblicklich andere Sachen, als Getreide nöthig; man hat also zur Erleichterung ein Mittelding angenommen, dessen Werth überall anerkannt und gleich hoch geschätzt wird und vermittelst dessen man überall hingehen kann in der festen Versicherung, daß es als Entschädigung für die Gegenstände, die man zu haben wünscht, nirgends zurückgewiesen wird. Man hat hierzu das Silber, das Gold gewählt, die einen wirklichen inneren Werth haben und die im Barren schon fast eben so viel Werth sind, als das geprägte Geld. Dieser wirkliche Werth hat zur Folge, daß Gold wie Silber nur mit allem Vorbedachte, und nur gegen einen andern Werthgegenstand hergegeben werden, gegen eine Werthmasse, die eben so hoch geschätzt wird, als ihr eigener Werth sich beläuft. So oft ein nicht reeller Gegenstand

angeboten wird, weigern sich die edeln Metalle als Vermittler zu dienen. Darin besteht ja der wahre Werth, daß er auf seiner Stufe stehen bleibt und sich nicht erniedrigen läßt. Nun, was Euer Papier betrifft — eine einfache Frage: Ist es schwierig, dasselbe zu erlangen, oder nicht? Kann es jedermann haben, dann mag ich nichts davon wissen, denn eben darum, weil es Jeder haben kann, taugt es nichts. Das ist mit den Menschen ebenso, wie mit den Gegenständen.

Und ferner, wie wird man es sich verschaffen können? Braucht man nur zur Wechselbank zu gehen und zu sagen: ich bin Arbeiter, oder will einer werden, um gleich eine Summe Papiergeld zu empfangen? Oder wird man auch noch darzuthun haben, daß man Credit genießt, einen guten Lebenswandel führt, und des Vertrauens, um welches man bittet, würdig ist? Kann ein Jeder hinkommen und das Geld verlangen, der Proletarier, der Feld- und der Fabrikenarbeiter ebenso gut, als der Bankier?

Man ist wohl gezwungen, diese Fragen zu beantworten, denn bisher ist dies noch nicht geschehen, und unterläßt man es, so fehlt dem Entwurfe die Grundlage.

Ja, wenn alle Welt ohne Ausnahme bei der Wechselbank Papier verlangen kann, dann ist das Problem gelöst, und das baare Geld der Eigenschaft sich dem Umlaufe entziehen zu können, beraubt. Dann geht es mir auch in den Kopf, daß man Papier dem Metall vorzieht, denn mit Papier braucht man nicht so haushälterisch umzugehen. Es gibt dessen genug für die ganze Welt, man braucht ja nur immer neue Auflagen in Umlauf zu setzen. Dann aber steht es noch weit schlimmer, als mit den Assignaten, denn 1793 hatte man nur die Ausgaben des Gouvernements zu bestreiten, jetzt aber soll für Alle gesorgt werden. Damals hatte man nur zu fürchten, daß die Regierung minder sparsam wäre, jetzt müßte man besorgen, daß alle Welt zu Verschwendern würde. Ein Jeder, der diese neue Art Geld zum Verbrauche oder zur Produktion verwendet, erhält davon nach seinem Bedürfnisse. Sie erfinden da eine Verleumdung für das System — sagt man mir. Gut, es ist mir ganz recht, wenn man mich hierüber beruhigt. Ja aber dann müßt Ihr jedem, der von der Wechselbank Papier erhalten hat, aufpassen, was für einen Gebrauch er davon machen wird. Thut Ihr das nicht, so habe ich wohl allen Grund, mich zu beunruhigen. Wollt Ihr hingegen wirklich denjenigen, der Euer Papiergeld bei der Wechselbank erhalten hat, der Aufsicht unterwerfen, um zu wissen, wie er es anwendet, so legt Ihr dieser Bank das Amt einer gar eigenen, fremdartigen Polizei auf. Nein doch, nein, das ist noch eine thörichte Voraussetzung, die Sie sich in Ihrem Kopfe machen, sagt man mir. Man wird nur demjenigen Papiergeld geben, der es verdient, und das Vertrauen, welches man in ihn setzen soll, durch Empfehlungen rechtfertigt.

Bevor man ihn noch in Besitz des Papiergeldes setzt, wird man seine Zahlungsfähigkeit erwogen haben. Auch das lasse ich gelten; das scheint mir schon besser. Ja aber dann wird man doch entweder das Papier geben, oder nicht, und hierin liegt ja eine Verweigerung begründet! Dann wird ja das von Euch eingeführte Papiergeld eben so schwierig zu erlangen sein, wird so dem Einen gegeben, dem Andern verweigert! Es wird dem König nahe kommen, jenem König, den ihr Gold nennt, und den man, wie Ihr sagt, am 24. Februar, zu gleicher Zeit mit der jüngern Linie der Bourbonen, hätte entthronen sollen. Ein Mittelweg ist also nicht möglich: entweder vorher ein Abwägen, und das wäre die Möglichkeit einer Verweigerung, oder aber eine Ueberwachung nachher, und das hieße die Clienten der Bank mit einer sonderbaren Polizei umgeben. Und auch in diesem Falle ist noch eine Verweigerung des Papiergeldes möglich; denn wenn diese Clienten sich einen Tadel in der Verwendung des erhaltenen Werthes zuziehen, so gibt man ihnen nichts mehr. Und wenn gar, was ich sehr befürchte, weder eine noch die andere der angegebenen Vorsichtsmaßregeln in Anwendung gebracht wird, dann gäbe es also ein Papier, das einem Jeden, ohne Unterschied, sobald er es verlangt, verabreicht wird, was eine ans unendliche grenzende Vervielfältigung desselben nach sich ziehen würde, in Vergleich mit der die Einrichtung der Assignaten nur mit der allerbeschränktesten Sparsamkeit geschehen wäre. Auf diese Weise, ich gestehe es, hätte man allerdings den unbegrenzten Verbrauch versichert, und es stände allen Erzeugnissen des menschlichen Fleißes ein Ausweg zu Gebote, der niemals gesperrt werden könnte. Da wäre nur ein einziger Punkt, für dessen Versicherung man nicht Sorge getragen hätte, und das ist die Arbeit selbst. Denn wenn man immer von neuem Papiergeld haben kann, ohne vorher ein Erzeugniß dafür in Tausch geben zu müssen, nun dann wäre wohl die Furcht nicht unbegründet, daß der Verbrauch größeren Umfang nähme, als die Produktion, und daß mit andern Worten eine Zeit herankäme, wo nichts mehr da wäre, das man verbrauchen könnte.

Die bisher bestandenen Banken haben sich die unwandelbare Natur der Dinge zur Richtschnur genommen und einen ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Sie haben durch das von ihnen beobachtete Verfahren unleugbar große Dienste erwiesen, denn sie folgten der dem Golde eingegebenen Eigenschaft, seine Hilfe zu verweigern. Sie haben nicht damit angefangen, einem Jeden, der sich nur an sie wenden wollte, einen Credit zu eröffnen, wie dies wohl ein Bankier mit von ihm gekannten Personen thun, was aber einer Collectivanstalt, ohne gedeckt zu sein, nicht gestattet werden kann. Nein, sie haben darein gewilligt, die Wechsel, welche ein Kaufmann oder Fabrikant zur Erleichterung der Geschäfte in Zahlung gibt, vor der Verfallzeit gegen eine Entschädigung auszuzahlen, und diese Wechsel mußten in baarem Gelde vom Aus-

steller zur festgesetzten Zeit eingelöst werden. Die Banken nehmen diese Wechsel, ein Comite untersucht und entscheidet über die Zahlungsfähigkeit der Kaufleute oder Industriebeflissenen der Umgegend, und die Bank streckt die in dem Wechsel verschriebene Summe gegen Zins dann vor, wenn die Zahlungsfähigkeit des Ausstellers anerkannt ist, und man die Ueberzeugung hat, daß er mit seiner Unterschrift keinen Mißbrauch treibt. Sie eröffnet auf diese Weise keineswegs einen vorläufigen und allgemeinen Credit; sie eröffnet ihn für jeden Wechsel besonders, sobald er zur Voraussetzung berechtigt, daß er in Folge eines abgeschlossenen Geschäfts Jemanden in Zahlung gegeben ist, zu Gunsten dessen jener Wechsel ausgestellt worden. Sie befördert auf diese Weise die Produktion, indem sie demjenigen, der für ein noch anzufertigendes Erzeugniß die Abnahme versichert hat, den Werth selbst für dieses Erzeugniß schon in die Hände gibt. Aber alle diese so eingerichteten Banken gehen niemals zu weit, handeln stets mit Bedacht und beschränken ihr Wirken darauf, jedem abgeschlossenen Geschäfte durch den von ihnen geleisteten Vorschuß zu Hilfe zu kommen; sie leisten diesen Vorschuß mittelst eines Bankzettels, der Vertrauen besitzt, und wißt Ihr, worauf sich dieses Vertrauen begründet? Darauf, daß man ihn in jedem Augenblicke, sobald man es wünscht, in Gold umwandeln kann, das heißt in geprägtes Gold, das seinen Werth gleichsam in sich trägt. Wäre dem anders, so würde die Banknote seinen ganzen Werth verlieren.

Die Erfahrung hat also dargethan, daß man durch den Escompte den Augenblick beschleunigen kann, wo ein Produkt in Wirklichkeit besteht, wofern man nur die Gewißheit hat, daß seine Erzeugung wirklich in Angriff genommen ist, und nachdem man alle möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen, um diese Ueberzeugung zu gewinnen, wenn man folglich auch den Vorschuß häufig verweigert. Die Erfahrung lehrt ferner, daß diese von einer Bank auf ein noch nicht wirklich bestehendes Produkt geleisteten Vorschüsse nur dann in Papiergeld geschehen können, wenn dieses Papiergeld augenblicklich in Gold umgewandelt werden kann, wenn es alle diesem Metall eigenthümlichen Eigenschaften und Fehler besitzt, und hauptsächlich den Fehler, seine Hilfe zu verweigern, denn ein Billet von 1000 Franken unterliegt ganz denselben Grundsätzen, als 1000 Franken in Gold.

Die Wechselbank, von der hier die Rede ist, steht demgemäß entweder jedermann offen und gibt ihr Papier dem ersten Besten, sie ist mit andern Worten eine Ueberspanntheit, oder aber sie ist eine Bank, die anstatt zu escomptiren, Credit eröffnet, ganz so wie ein Bankier, und dies wäre ein Verfahren, welches durchaus nicht der gemachten Erfahrung entspräche, da es vielmehr den Bankiers allein überlassen bleibt, einen allgemeinen Kredit zu eröffnen, nur acceptirte Wechsel zu escomptiren, und so ihr Geld nur bei wirklich abgeschlossenen Geschäften vorzustrecken. Aber auch in diesem

Falle hat man dem Uebel, über das man sich beklagt, nicht gesteuert, denn da der Kredit begrenzt ist, so muß er sein Wirken einstellen, sobald er selbst das ihm gesteckte Ziel erreicht hat. Die neue Wechselbank wäre entweder eine Narrheit, oder doch höchstens eine Neuerung, die dem jetzt bestehenden in praktischer Anwendung gar weit nachsteht.

Es gibt gleichwohl eine Hypothese, von der der Erfinder nicht spricht, denn der Entwurf ist auseinander gesetzt, ohne die Mittel zu seiner Ausführung anzugeben, das ist eine gar bequeme Verfahrungsart. Diese Hypothese besteht darin, daß jeder Arbeiter bei der Wechselbank einen Kredit eröffnet erhielte, so bald er Waaren, d. h. schon wirklich erzeugte Produkte in Pfand gibt. Dann aber wäre es eine Bank, die auf Waaren liehe, eine Art Leih-Amt für den Handel. Man hat wohl solche Anstalten im Augenblicke allgemeiner Noth eingerichtet, jedoch nur für eine gewisse Zeit. Bestänben sie immer, so wäre eine Anstalt der Art der Universal-Käufer und Verkäufer, und sie bekäme den ganzen Handel in Händen, der nur unter der Leitung der einzelnen Individuen gedeihen kann. Auch hier stellte man nichts Neues auf, alles das ist schon bekannt, schon von allen Seiten beleuchtet und ist schon darauf beschränkt worden, in Zeiten einer Krise zur Aushilfe zu dienen. In diesem Falle übrigens gäbe man ja auch das Papier nur gegen Niederlegung eines werthhabenden Produktes. Dem werthhabenden Produkte entzieht sich ja aber nie das Gold, es sei denn in jenen Augenblicken einer allgemeinen Entwerthung der Erzeugnisse, und da noch nimmt es dieselben zu den den Umständen angemessenen Preisen an, wenn sie auch erniedrigt sind. Es wird also gar keine große Gunst erwiesen, wenn man baares Geld für eine angefertigte Arbeit hingibt. In den gewöhnlichen Banken gibt man es vermittelst des Escompts voraus. Wenn man aber das in Rede stehende Papier vor Lieferung des Produktes erhalten soll, so bliebe noch immer zu ermitteln übrig, welche Vorsichtsmaßregeln man ergreifen müßte, um sich zu versichern, in wie weit das vom Produzenten gegebene Versprechen Vertrauen verdient. Demgemäß entweder erst das Produkt und dann Aushändigung des Werthpapiers, und das ist keine große Begünstigung, oder das Produkt erst nachher, und dies bedingt wieder das Ergreifen von Vorsichtsmaßregeln, um sich späterhin des Produktes zu versichern, das bringt Verweigerungen, Unannehmlichkeiten in den Einzelnheiten mit sich, und diese Unannehmlichkeiten bestehen darin, daß man die Bank zur Haupt-Waaren-Niederlage macht. Ich wiederhole also nochmals, entweder das neu zu schaffende Papiergeld hat gar keinen Werth, oder einen eben so hohen, als das ungefügige Gold.

Es wird wohl am Platze sein, schließlich noch zu bemerken, mit welchem stolzen Hohne die Reformatoren unserer Zeit sich unter einander behandeln. Der Erfinder der Wechselbank ist über die Assignaten entrüstet, er behandelt den Hypothekarkredit mit Ver-

achtung. Dieser Hypothekarkredit ist ein Banksystem, das die Hälfte oder den vierten Theil des erwiesenen Werthes eines Grundstückes in Papiergeld vorschießt. Er sagt in der That, daß man, da sich Grundstücke nicht verkaufen lassen wenn man will, gar sehr in Verlegenheit kommen würde, unter gewissen Umständen das vorgestreckte Papier zu verwerthen, denn es ist wohl unmöglich, einen ganzen Landstrich auf einmal zu veräußern. Das ist wohl wahr, es wäre doch aber wenigstens eine Bürgschaft vorhanden. Man wäre ohne Zweifel in nicht geringer Verlegenheit, anstatt des benöthigten Geldes hätte man ein Stück Land, wodurch man in mißliche Lage versetzt wäre. Dies ist auch der Grund, warum ich, was mich betrifft, jenes Hypotheken-System zurückweise. Wäre es wohl aber vorzuziehen, ein Papier in Händen zu haben, das durchaus ohne Bürgschaft ist? Diese Bürgschaft, würde mir der Erfinder sagen, liegt ja in der ganzen Produktion. Da würde ich ihm denn noch einmal antworten, daß diese Bürgschaft nur nach unsäglichen Vorsichtsmaßregeln, um sich dieser Produktion zu versichern, vorhanden wäre, nur nach vielen Verweigerungen des Kredits, ebenso häufigen Verweigerungen als bei dem Golde und nur mit Hülfe einer Organisation, die bei Weitem weniger taugt, als die der jetzt bestehenden Banken.

So hätten wir denn noch eines jener von den neuen Reformatoren angegebenen Mittel auf ihren wahren Werth zurückgeführt. So scheint mir es wenigstens. Ein billiges Leben, das durchaus ohne Wirkung bliebe, wenn es allgemein ist, denn alle Welt gäbe weniger aus, nähme aber auch weniger ein — ein Raub, wenn es nicht allgemein ist, ferner eine neue Art Geld in Papier, das entweder seine Unterstützung verweigert, wie das bisher in Gebrauch gewesene baare Geld, oder sich jedem hingibt; eine Narrheit, die mit der verglichen werden müßte, jedem Geld zu geben, der welches verlangt; dies ist in Wahrheit das System der Reciprozität.

Ich befürchte gleichwohl einen Umstand. Es könnte wohl leicht eintreten, daß man dieses Papiergeld nicht dem ersten Besten gäbe, daß man es z. B. dem Landmanne, dem Proletarier, die natürlich nur wenig von der Wechselbank gekannt sind, verweigere, daß man die Vorsicht hätte, seiner Verbreitung Grenzen zu stecken, damit die Ueberspanntheit weniger ins Auge fiele, daß man es in den Städten nur einigen von jenen Arbeitern zukommen ließe, für welche die Association erfunden worden ist, oder einigen talentvollen Männern, deren Genie sich noch nicht beurkundet hat, oder einigen Kaufleuten, welche sich durch schlechte Spekulation zu Grunde gerichtet haben! Aber ich frage auch hier, wie bei der Association, wann man auch endlich an den armen Landmann denken wird, der in der Corrize und in den Sevenen sich von Erdäpfeln und von Kastanien nährt. Wollen die Socialisten auch gar nicht an ihn denken?

Neuntes Kapitel.

Ueber das Recht der Arbeit. Die moralische Verpflichtung der Gesellschaft, dem Arbeiter Gelegenheit zur Beschäftigung zu geben, wenn ihm solche fehlt, läßt sich nicht zum Rechte erheben.

Es bleibt nun noch die letzte Erfindung zu prüfen übrig. Diese ist weniger absonderlich und mehr praktisch, ich gestehe es, verhehlt aber die Anmaßung, zum Besten einiger Günstlinge aus dem öffentlichen Schatze zu schöpfen, ganz und gar nicht. Diese Günstlinge sind immer dieselben; nemlich jene Menschen, deren man sich bedient, wenn man an der herrschenden Regierungsform irgend einen Zwang anwenden will. Diese Erfindung aber wird das Recht zur Arbeit genannt. Ein Recht, in Folge dessen jeder Mensch, der vorgibt keine Arbeit zu haben, solche vom Staate verlangen kann.

Wie, ruft man aus, Ihr wollt dem Manne Arbeit verweigern, der sie verlangt, um leben zu können? Dem Manne, der statt der Gesellschaft das Brod das sie besitzt und das ihm mangelt, räuberisch zu entreißen, sich mit dem Willen ihr zu dienen begnügt, und das blos um sich erhalten zu können? Aber Ihr verlangt ja geradezu, daß er entweder raubt oder vor Hunger stirbt. Kann man einer so gegründeten, einer so ehrlich ausgedrückten Forderung auch nur eine Antwort entgegenstellen? Gewiß keine, wenn die Gesellschaft diesem Manne ihre Hilfe verweigerte, aber vielfache und gleich wichtige, wenn ihm alle Unterstützung gewährt wird, deren die Gesellschaft zu seinem Besten verfügen kann. Das ist das Almosen, wendet Ihr ein, das Almosen, das Ihr dem anbietet, der es nicht empfangen will und der zu stolz ist, um die Hand auszustrecken, weil er lieber verdienen zu können wünscht, was man ihm geben will. Darauf antworte ich, daß die Wohlthätigkeit nur jene beleidigt, auf welche sie sich erstreckt. Dieses Gefühl ist von Seiten der Unterstützungsbedürftigen allerdings lobenswerth; die Gesellschaft muß es zu schätzen wissen und jenen, welche es ernstlich wollen, die Gelegenheit verschaffen, jene Aushilfe, die sie ihnen sonst geben würde, zu verdienen. Aber die Gesellschaft kann den Anspruch, den man gegen sie erhebt, nicht als ein Recht ansehen, erstens weil er wirklich auf keinem Rechte beruht, und dann, weil sie durch die Anerkennung dieses Rechtes eine solche Last auf sich laden würde, welche sie auf die Länge hin nicht ertragen könnte. Ich will diese verschiedenen Behauptungen kurz beweisen. Gebt mir nur einen Augenblick Gehör und Ihr werdet einsehen, daß sich unter diesem Schein von Menschlichkeit keine andere Stimme verbirgt, als die der Parteien, welche die Stimme des Unglücks nachahmen, um sich so in den Mittelpunkt der entwaffneten Gesellschaft hineinzuschleichen und sie umzustoßen, mit einem Worte, daß es hier nichts, nichts gibt .... ohne Nationalwerkstätten.

Zu unserer Verständigung müssen wir bis zu den Prinzipien zurückgehen. Welches Ziel setzen sich die Menschen vor, wenn sie sich zu einer Gesellschaft vereinigen? Sie wollen einer neben dem andern unter dem wechselseitigen Schutze arbeiten, sich alle vertheidigen, wenn sie angegriffen werden, einander beispringen, wenn einer vor Müdigkeit, Alter oder Krankheit in der Mitte der gemeinschaftlichen Arbeit zusammensinkt. Jeder soll durch das gegebene Beispiel selbst besser werden, aber ich weiß nichts davon, daß die Menschen die Sendung haben, einer dem andern Arbeit zu verschaffen. Der Schutz, die gegenseitige Hilfeleistung, die Vervollkommnung, das sind die Ursachen und Vorzüge des Lebens in Gesellschaft. In der Einsamkeit konnte sie der Mensch nicht finden, nur wenn er sich mit seines Gleichen vereinigt, fühlt er ihren veredelnden Einfluß. Ist der Mensch allein, so wird er das Opfer eines stärkern Thieres oder würde in dem Falle einer Krankheit oder hohen Alters allmählig verkommen. Für sich allein würde er nie etwas erlernen und das Wissen und die Geschicklichkeit des einen wäre für den andern verloren. Aber jeder gesunde, kräftige Mann muß sich selbst eine Beschäftigung finden, ein Amt suchen, und ich wüßte nicht, daß die Gesellschaft dazu da wäre, ihm eines aufzufinden. Die Gesellschaft schützt ihn in der Ausübung seines gefundenen Amtes, sie lehrt ihn die Pflichten desselben besser erfüllen, aber sie kann unmöglich dazu verpflichtet sein, ja es ist ihr geradezu unmöglich, für jeden Menschen ein Amt zu suchen oder es ihm künstlich zu verschaffen. Es wäre aber besser, menschlicher, sagt man mir, so weit zu gehen und sonach allen Menschen zu jeder Zeit die Mittel zur Arbeit zu verschaffen. Wollt Ihr damit sagen, daß sich die Gesellschaft mit denselben Sorgen tragen soll, wie jene Associationen, welche den Dienstboten oder unbeschäftigten Arbeitern Plätze suchen? Ich verstehe Euch, aber diese Gesellschaften versprachen nur ihren guten Willen und warum nicht mehr? Weil sie nicht mehr thun können. Die Gesellschaft besitzt aber gerade nur dieselbe Macht.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur wenige Beobachtungen zu machen. Wann fehlt die Arbeit? Unter gewissen glücklicher Weise seltenen Umständen, im Falle eines mehr oder weniger verbreiteten Feierns. In den bei Weitem meisten Fällen gelingt es dem Menschen, seine Kräfte zu verwenden, wenn er nur aufrichtig arbeiten will. Bei dem Ackerbaue zumal stellt sich dieser Wechsel zwischen einer äußersten Thätigkeit und vollständigen Unthätigkeit gar nie heraus. Die Erde verweigert sich nie plötzlich den Armen von hundert oder zweihundert starken Bauern. Aber jene Landleute, welche im nächsten Umkreise der Städte Früchte ziehen und Gemüse bauen, deren Arbeit sonach den verfeinerten Genüssen der Reichen huldigt, können schon durch eine gewaltsame Unterbrechung des Handels leiden. Was aber den Ackerbau im Allgemeinen anbelangt, so hat er die Wirkung jener Krisen, welche

sich aus dem Uebermaße der Produktion ergeben, kaum zu fürchten, und der Fall ist gewiß sehr selten, daß ein Mensch, der zwei gesunde Arme hat, nicht auch ein Feld findet, auf welchem er sie beschäftigen kann. Anders verhält sich die Sache, wie ich dies bereits gesagt habe, bei den Fabriken. Da kann es während eines gewissen Zeitraums geschehen, daß die Arme fehlen, daß man sie sich gegenseitig abstreitet, daß man sie zu hohen Preisen bezahlt. Bringt dann die übergroße Erzeugung die Unmöglichkeit des Verkaufes hervor, so hält sie plötzlich in ihrem Laufe inne, man erzeugt nichts mehr, und der Arbeiter, welcher nicht sparsam war, kann sich leicht des Nothdürftigsten beraubt sehen und fällt so in das tiefste Elend. Das sind die Fälle, wo die Arbeit wirklich mangelt, und auch die einzigen, mit welchen wir uns zu beschäftigen haben. Wenn es unter den gewöhnlichen Verhältnissen eine Anzahl von Händen gäbe, welche keine Felder zum Bebauen fänden, so müßten die Gewerbe aller Arten, die Spinnereien und Schmieden zu Grunde gehen. Dann wäre jener Fall der Ansichreißung der Erde und der Kapitalien eingetreten, von welchem ich bereits früher gesprochen habe und der nicht mehr als eine Fabel ist. Denn gewöhnlich mangelt es nicht an Grundstücken, die noch in Niemandens Eigenthum sind, oder an solchen, welche um billigeres Geld verkauft werden, als in der Vergangenheit, ebenso wenig, wie es an jenen Werkzeugen der Arbeit mangelt, welche man Kapitalien nennt und die man fast stets billiger zu leihen bekömmt, als in früheren Zeiten. Es gibt mit einem Worte, von einigen Ausnahmen abgesehen, immer Arbeit, welche auf die Hände warten, die sie suchen; es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht sagen will, daß alle Bewerber, welche ein Amt wünschen, ein solches auch erhalten können.

An diese Herren habe ich freilich nicht gedacht, so große Anhänger des Rechtes zur Arbeit sie auch sein mögen. Allein ich nehme es als eine sichere Behauptung an, daß die Arbeit nur ausnahmsweise fehlt, blos in dem Falle des Feiern, und daß dieses Feiern nicht an den Feldern, sondern in den Städten, nicht bei der Landwirthschaft, sondern bei den Fabriken stattfindet.

Was bedeutet diese zufällige Thatsache, die sich bei der Manufaktur herausstellt, und welche man das Feiern nennt? Sie bedeutet nichts anderes, als daß die Gesellschaft in diesem oder jenem Augenblicke nicht mehr Eisen, Maschinen, Wollenzeuge, Tücher, Seidenzeuge, Shawle u. s. w. brauchen kann, weil sie deren zu viel erzeugt hat. Wollt Ihr sonach, daß der Staat, um diesen Augenblick zu vermeiden, selbst alle eisernen Geräthschaften, Gewebe, Gespinnste, Tücher, Seidenstoffe und Shawle fabrizire? Wollt Ihr dies, ja oder nein? Darin liegt die ganze Frage und nirgends sonst.

Ich verstehe den Communismus, wenn er haben will, daß der Staat alle Gewerke zu gleicher Zeit ausüben soll. Aber könnt

Ihr Euch, wenn wir vom Communismus absehen, einen Staat denken, der alle Schuhe, alle Hüte, alle kurze Waaren, alle Luxusgegenstände erzeugt? Soll er dies immer oder nur bei gewissen Gelegenheiten thun? Müßte es seine gewöhnliche Beschaftigung ausmachen, so wäre dies gegen die Natur der Dinge, denn abgesehen davon, daß der Staat etwas unternähme, wozu er nicht taugt und was er unmöglich gut machen kann, so würde er hierdurch der gefährlichste Concurrent der Privatinduſtrie und müßte sie zu Grunde richten, oder von ihr zu Grunde gerichtet werden. Soll aber der Staat dies nur zu gewissen Zeiträumen gleichsam zufällig thun, so wäre es noch schlimmer. Denkt Euch nur einen Staat, der plötzlich in größter Eile Fabriken aller Art errichtet, während ein oder zwei Jahren die verschiedensten Gewerbe zu betreiben versucht, um sie dann wieder aufzugeben! Abgesehen davon, daß er seine Geschäfte sehr schlecht betreiben müßte, erstlich weil er zu ihnen nicht geeignet ist, dann, weil sein junges Wissen nicht hinreichend wäre, so würde er auch der Industrie eine viel gefährlichere Concurrenz entgegenstellen, als die wäre, wenn der Staat fortwährend fabriziren würde.

Er würde so in Wahrheit den einzigen guten Einfluß, den das Feiern ausübt zerstören, und welcher darin besteht, daß die Aufschiebung der Produktion die Märkte wieder von ihren allzu großen Ueberflüssen reinigt. Das Feiern bedeutet, daß die Erzeugung inne halten muß, weil sie unverhältnißmäßig groß gewesen ist, und durch die Hände des Staates würde sie gerade auf eine ungeschickte, ungelegene und theuere Weise fortgesetzt werden. Das Heilmittel wäre folglich nicht nur schlecht, sondern auch im höchsten Grade unpassend.

Nein, nein, wird man mir sagen, Sie übertreiben die Idee, welche Sie bekämpfen, Sie geben sie nicht einfach, richtig genug wieder. Man kann gewiß nicht wollen, daß der Staat Kurzwaarenhändler, Goldschmied, Seidenweber oder Möbelfabrikant werde. Aber wenn er landwirthschaftliche Colonien in der Bretagne oder in Algier gründet, wenn er in den verschiedenen Theilen des Gebietes Erdwälle aufführen läßt, so thut der Staat nur seine Pflicht. Darauf antworte ich, daß man entweder nicht ernsthaft spricht, oder wenigstens ganz und gar auf die Lehren, welche uns die Nationalwerkstätten gegeben haben, vergißt. Wie? Ihr erkennt das Recht an und willfahrt ihm dann auf eine solche Weise? Der Staat hat in keinem Zeitraum Erdarbeiten verweigert, und muß deren, wenn er nur etwas Vorsicht besitzt, immer in Bereitschaft halten, aber kann man Leuten, welche mit dem Weberschiffe oder mit dem Grabstichel umgehen, eine Schaufel in die Hände geben? Sie werden sagen, daß dies eine Grausamkeit sei, und das wäre es auch wahrhaftig. Die Rechtschaffenen unter ihnen, welche es versuchen, die Schaufel oder den Spaten anzuwenden, haben gar bald blutige Hände, ein schmerzendes Rückgrat und sind krank und

erschöpft. Wird die Arbeit auf Geding gegeben, wie man dies in den letzten Tagen des Bestehens der Nationalwerkstätten versucht hat, so gewinnen die Arbeiter dieser Gattung kaum ein Stück Brod, während der Tagelöhner von Profession neben ihnen sich 8 bis 10 Franken erarbeitet. Was wird dann eintreten? Die mit der Ueberwachung beauftragten Personen werden durch ein Gefühl der Menschlichkeit gerührt, man zahlt diese Arbeiter, damit sie nichts zu thun brauchen, und die Hilfe, die man in ihrem Namen mit so viel Stolz zurückweist, sie verschaffen sie sich durch eine Lüge. Von einem Almosen kann man nicht mehr reden, wohl aber von einem Betruge. Nun ist es aber ungleich entwürdigender, eine Unredlichkeit zu begehen, als vom Staate ein Almosen anzunehmen, d. h. sich den Lohn einer Arbeit bezahlen zu lassen, die man nicht ausgeführt hat. Das ist noch nicht alles: Ich spreche von dem Aufführen von Erdwällen in Paris, aber bietet dieselbe Arbeit in der Bretagne, oder in den Landes an, und Ihr werdet sehen, ob man sie annimmt. Um Paris nicht zu verlassen, wird man zu den Waffen greifen. Leider mache ich hier keine eitle Voraussetzung. Die unglücklichen Junitage sind eben durch die Neuigkeit der gezwungenen Abreise der Arbeiter in die Nationalwerkstätten hervorgerufen worden.

Die Rechte sind oder sie sind nicht: bestehen sie, so ziehen sie auch nothwendige Folgerungen nach sich. Wenn der Arbeiter darauf ein Recht besitzt, daß ihm der Staat die Arbeit liefere, so muß diese Arbeit auch zu seinen Gewohnheiten passen, seiner Lebensweise, seinen Talenten entsprechen, ihn nicht zu sehr entkräften, nicht für sein Handwerk untauglich machen, vorzugsweise aber eine solche sein, die ihn nicht zwingt, sein Vaterland und seine Familie zu verlassen, seine Frau zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen zu machen. Besteht das Recht, so muß der Arbeiter, wenn er sich an das Gouvernement wendet, eine Werkstatt finden, die bereit ist, ihn aufzunehmen, eine Spinnerei, eine Schmiede, einen Seidenmacherstuhl, ein Hutmachergewölbe u. s. w. ..... Das Recht ist entweder nicht vorhanden, oder es zieht diese Folgerungen nach sich, denn ich wiederhole es, dadurch, daß man dem Seidenarbeiter eine Hacke in die Hände gibt, leistet man seinem Recht nicht Genüge, sondern begeht eine Grausamkeit. Wenn dieser Arbeiter ja die Hacke ergreift, so läßt er sie bei Seite, bedient sich ihrer nicht und betrügt den Staat, der sich, noch eine Bemerkung, hierdurch selbst in die Nothwendigkeit versetzt, entweder grausam zu sein, oder aus dem Arbeiter einen unredlichen Mann zu schaffen. Ein Recht aber, das solche Resultate hervorbringt, kann ich nicht fassen.

Man muß noch weiter gehen. Wenn ein Recht vorhanden ist, so wirkt es zu jeder Zeit. Es ist vollkommen, gestern, heute, morgen, übermorgen, im Sommer wie im Winter, nicht nur wenn es Euch gefällt, es anzuerkennen, sondern so oft es dem Arbeiter beliebt, es anzusprechen. Was aber wollt Ihr machen, wenn es

den Arbeitern einfällt ihre Meister zu verlassen, weil sie sie nicht nach Wunsch bezahlen, oder die Arbeit unter Bedingungen verlangen, die ihnen nicht zustehen, und wenn sie nun zum Staate treten und Arbeit verlangen? Ihr werdet dann gezwungene Mitschuldige aller jener Einstellungen der Arbeit, welche eine Erhöhung des Lohnes zum Zwecke haben, aller jener Gewaltthätigkeiten, welche man gegen die Meister anwendet, um sie zur Erhöhung des Lohnes zu zwingen. Soll das Recht zur Arbeit ein wahrhaftiges Recht sein, und nicht eine in die Gesetze verzeichnete Schmeichelei, auf welche man nicht wieder denken will, wenn es ein ernsthaft anerkanntes, wirksam zugestandenes Recht ist, so müßt Ihr allen Arbeitern die Mittel liefern, die Industrie durch die willkührliche Erhöhung des Lohnes zu Grunde zu richten. Ist das vielleicht auch eine eitle Voraussetzung? Aber die Nationalwerkstätten geben ebenfalls darauf Antwort. Viele Pariser Fabrikanten hatten Bestellungen, welche sie nicht ausführen konnten, weil ihre Arbeiter nicht für sie arbeiten wollten. Das Kriegsministerium hatte ein dringendes Bedürfniß nach diesen oder jenen Bestandtheilen der militärischen Bekleidung, konnte es aber nur sehr spät befriedigen, und zwar wegen der Nationalwerkstätten, welche den faulen oder unzufriedenen Arbeitern gezahlte freie Stunden verschafften. Aber, wendet Ihr ein, wir werden sehr gut unterscheiden können, ob das angesprochene Recht es mit oder ohne Grund ist. Gut! Aber ist das der Charakter eines wahren Rechtes, hängt es von Euch ab zu sagen, wenn es sich um die persönliche Freiheit, oder um die Freiheit der Presse handelt: ich will es heute anerkennen, morgen verweigern? So ist es allerdings im Belagerungszustande, aber in diesem gibt es kein Recht. Läßt man in dem gewöhnlichen Staatsverhältnisse das Recht von der Willkür der Macht abhängen, die da sagen kann: dieses oder jenes Recht kann heute ausgeübt werden aber nicht morgen, oder wohl morgen aber nicht heute?

Und woher kommt dieser unglückliche Widerspruch zwischen dem Prinzip, das Ihr aufstellen wollt und seiner Anwendung? Das liegt darin, daß Ihr mit dem Worte einen Mißbrauch getrieben habt, um den Verhältnissen einen falschen und gezwungenen Charakter zu geben. Das, was Ihr das Recht zur Arbeit nennt, ist kein Recht und Ihr beabsichtigt damit blos, was der Staat bisher aus gutem Willen that und fernerhin thun muß, in eine absolute Verpflichtung zu verwandeln. Wenn das Recht zur Arbeit bestände, so müßte demselben von Seiten des Staates die vollkommene, förmliche, unausweichliche Verpflichtung entsprechen, Euch eine Arbeit zu liefern, die Euern Kraften, Talenten und Gewohnheiten angemessen ist. Ich will bei einem solchen ernsten Gegenstande nicht scherzen, aber Ihr müßt mir doch zugeben, daß es keine bestimmten Grenzen unter den Arbeitern gibt. Ihr könnt nicht behaupten, daß das Recht, das für eine Klasse besteht, nicht für die andere da sei, denn wenn es Rechte von Klassen gäbe, so

würde man gar bald einer gar sonderbaren Aristokratie begegnen. Deßhalb kann ich mit Grund sagen, daß das Recht der Arbeit auch für die Aerzte ohne Kranke, für die Advokaten ohne Prozesse, die Schriftsteller ohne Leser ebenso gut, wie für die eigentlichen Arbeiten besteht, kurz, daß es entweder vorhanden oder nicht vorhanden ist, daß Ihr entweder Allen Beschäftigung geben müßt, oder keinem Menschen. Ja, wenn Eure Schlüsse richtig sein sollen, so müßt Ihr Alle anstellen.

Seht Ihr dann aber auch wohl die Folgen voraus? Bereitet doch Plätze für alle jene Arbeiter des Gedankens vor, wie sich die Schriftsteller nennen, und wenn das Recht zur Arbeit wirklich ein Recht ist, tretet ihnen die Eurigen ab, oder theilt wenigstens die Aemter, die Ihr besitzt, mit ihnen, denn ich wiederhole es nochmals: das Recht der persönlichen und der Preßfreiheit ist ein absolutes und für Alle gleichgeltend. Der Arbeiter, der schreiben will, kann es eben so gut, wie jeder Bürger. Warum denn wäre das Recht der Arbeit ausnahmsweise das Privilegium von einer einzigen Klasse von Arbeitern?

Ihr habt darauf nur eine einzige vernünftige Antwort, die ich aber auch eiligst als ganz vortrefflich anerkennen will, nämlich: daß Ihr das nicht könnt, was man von Euch verlangt, daß Ihr nicht Allen, welche einen Platz suchen, einen solchen verschaffen könnt, daß Ihr das Gouvernement nicht in einen Kurzwaaren-, in einen Modewaarenhändler, in einen Möbelwaaren-Fabrikanten verwandeln könnt, ebenso wenig, wie es in Eurer Macht steht, einen Vorrath von Aemtern für Die immer in Bereitschaft zu halten, die deren wünschen, daß solches voraussetzen, ein wahrer Unsinn wäre, mit einem Worte, daß Niemand, selbst nicht der Staat, das Unmögliche leisten kann, und daß folglich auch von keiner absoluten Verpflichtung, sondern blos von einer Schicklichkeit und von der Nützlichkeit gesprochen werden kann.

Wohin führt uns das? Zu der Erklärung, daß es sich nicht darum handelt, ein Recht zur Arbeit aufzustellen, sondern blos darum, die Wohlthätigkeit des Staates stark in Anspruch zu nehmen, und ihm die Pflicht aufzulegen, Alles aufzubieten, um den arbeitslosen Arbeitern beizuspringen. Spricht man so, so wird Alles einfach und wahr, alle Gefahren hören auf und alle Mißbräuche, welche die Parteien aus einer so unsinnigen Erklärung ziehen können, verschwinden. Der Staat nimmt nicht die Verpflichtung auf sich, das Unmögliche auszuführen, 200,000 Hände, welche den Parteien dienen, zu besolden und allen diesen Arbeitern die Mittel zu liefern, nach ihrem Belieben die Thätigkeit der Industrie zu unterbrechen und den Lohn nach ihrem Gutdünken zu erhöhen; denn da er nur dazu gehalten ist, das Elend zu lindern, so hat er das Recht, zwischen dem wahren und vorgespiegelten Elend, zwischen den der Theilnahme würdigen und dem falschen Unglücke zu unterscheiden. Der Staat befindet sich folglich nicht mehr einem Rechte

gegenüber, sondern dem, was die meiste Achtung auf der Welt verdient, der leidenden Menschheit, der man Alles, nur nicht das Unmögliche, nur nicht den Umstoß der Grundlagen, auf welchen die Gesellschaft ruht, schuldig ist, und wenn man wieder damit kömmt, daß das, was man anbietet, ein Almosen ist, so muß auch ich wieder darauf antworten, daß es kein Almosen, sondern eine Wohlthat ist, welche nie eine Beleidigung sein kann, wenn sie von Jemanden gegeben wird, der fast so hoch über uns allen steht, wie die Vorsehung selbst; das ist vom Staate, und wenn sie unter Menschen vertheilt wird, die nicht durch ihr Verschulden, sondern durch die Ereignisse unglücklich, wahrhaft unglücklich sind. Ich werde hinzufügen, daß der heilige Vincenz de Paula nie für einen Beleidiger der Menschheit gegolten hat, und daß man das, was man nicht unter dem Namen einer Aushilfe, sondern unter dem eines gewonnenen Lohnes annehmen will, nicht mit der Schaufel in der Hand gewinnen würde, denn man bezieht dann doch das Geld ohne es eigentlich verdient zu haben, was doch, glaube ich, weniger ehrenhaft ist, als sich unterstützen lassen.

Ist das anerkannt, so liegt dem Staate die Pflicht ob, Mittel zu ersinnen, um das gefährliche Feiern zu verhindern. Er wird freilich nicht alles das können, was man von ihm verlangt, aber doch ziemlich viel bei gehöriger Vorsicht; denn der Staat hat nicht weniger als Mauern, Maschinen, Schiffe, Tauwerke, Gewehre, Kanonen, Wagen, Geschirre, Schuhe, Kleider, Hüte, Tücher, Leinwand, Paläste, Kirchen herzustellen. Und eine geschickte Verwaltung, welche diese verschiedenen Arbeiten für die Zeit des Feierns zurückhielte, für gewisse Gegenstände, wie z. B. Maschinen, Waffen, Wagen, Tücher, Leinwanden solche Anstalten hätte, die nach Belieben erweitert oder eingeschränkt werden könnten, eine weise Administration, welche für die Festungen und Paläste, welche aufgeführt werden sollen, Baupläne vorbereitet hätte und für den Augenblick bereit hielte, wo die Privatindustrie ihre Arbeiten einstellt, die folglich die unbeschäftigten Hände auf dem Markte suchen ginge, wie gewisse Börsenmänner die gefallenen Papiere kaufen, die mit dieser klugen Verwaltungsvorsicht auch die finanzielle zu vereinigen wüßte und die schwebende Schuld frei und unbelastet erhielte, so daß sie gewiß wäre Geld zu finden, wenn Niemand mehr dessen besitzt; eine solche geschickte Verwaltung, die alle diese schwierigen aber nicht unmöglichen Sorgen auf sich nähme, könnte das Uebel bedeutend vermindern, wenn auch nicht ganz unterdrücken. Denn wenn der Staat das Tuch der Soldaten oder auch Segeltücher fabriziren muß, ja wenn er sogar darauf zu denken hätte, die Decke des Museums in Louvre auszuschmücken, die heute so nackt und arm ist, wie das Dach eines Stalles, so könnte er dennoch keine Geschmeide und keine Cashemirshawle bestellen, folglich nicht Alle mit Arbeit versehen, und es bliebe sonach schließlich in Bezug auf einige Klassen von Arbeitern doch nur ein einziges Aushilfsmittel

möglich, nemlich die Wohlthätigkeit, die mit Edelmuth ausgeübt und mit Würde angenommen wird. Es ist unmöglich, daß der Staat die absolute Verpflichtung, Jedem, der ihn darum angeht, zu schenken, übernimmt; es ist eben so unmöglich, daß er Jedem eine Arbeit giebt, die seinem Gewerbe entspricht, dem ein Schloß oder eine Uhr, dem eine Elle Spitzen, dem ein Amt bei dem Magistrat oder im Finanzministerium. Dieses vorgebliche Recht, dem nur die Unmöglichkeit entspricht, ist nichts weiter, als ein Vorwand, den gewisse Parteien erfunden haben, um sich hierdurch die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Anhänger vom Staate aus besolden zu lassen.

Möge man folglich nicht sagen, daß wir den arbeitslosen Menschen vor Hunger sterben lassen wollen, denn ich erwiedere darauf, daß wir ihn ernähren, freilich geben wir ihm keinen Lohn, wie in den günstigen Zeiten, keinen Lohn, den er gewinnt, ohne zu arbeiten, noch so einen, der ihn in die Lage setzt, den Preis der Handarbeit gewaltsam in die Höhe zu treiben, endlich auch keinen Gehalt, der ihn zum Söldling des Bürgerkrieges macht. Zu einem Lohne solcher Art könnte der Schatz keines Staates genügen, daran ist gar nicht zu denken; denn der Staat begienge einen Selbstmord, ein Attentat gegen die Gesellschaft, indem er ihn bewilligte. Dieser Schrei von Menschlichkeit, den man ausstößt, sobald es sich um das Recht zur Arbeit handelt, ist folglich nur ein falscher Schrei, der die Stimme des Unglücks nachahmt, und nur dazu dient, das Geschrei der Parteien zu verbergen.

Das ist der ganze Werth des dritten und letzten Mittels, das die Socialisten erfunden haben. Man sieht, daß das Recht zur Arbeit grade so viel taugt, als die Association oder die Reciprozität. Aber aus dem Gesagten muß noch ein Schluß gezogen werden, und dieser ist der Gegenstand des letzten Kapitels dieses Buches.

Zehntes Kapitel.

Ueber den Charakter der Socialisten im Allgemeinen. Die Socialisten greifen das Eigenthumsrecht nicht weniger als die Communisten an; und fassen nur einen kleinen Theil der Gesammtbevölkerung, d. h. den in den Städten zusammengedrängten, ins Auge.

Fassen wir alles bisher Gesagte zusammen:

Die Socialisten wollen sich von den Communisten unterscheiden, halten es selbst für eine Beleidigung, wenn man ihr System mit dem des Communismus verwechselt; sie haben drei Dinge erfunden:

Die Association;

Die Wechselseitigkeit (Reciprozität);

Das Recht zur Arbeit.

Die Association, die darin besteht, gewisse Klassen von

Arbeitern unter einander zu vereinigen, ein vom Staate ihnen hingegebenes oder von ihren Ersparnissen gebildetes Kapital auszubrüten, um so in den Genuß des Gewinnstes ihrer Meister einzutreten, und die Erzeugnisse in einer gewissen Höhe des Preises zu erhalten, der durch die Concurrenz unablässig herabgedrückt wird.

Die Wechselseitigkeit, welche einen ganz entgegengesetzten Weg einschlägt: Diese ordnet Wohlfeilheit an, fordert sie mittelst einer willkürlichen Preisverringerung aller Dinge, setzt an die Stelle des baaren Geldes ein Papier, das von einer Wechselbank verabreicht wird, und das den Vortheil darbietet, stets sich herzugeben, und niemals dem Wucher die Thür zu öffnen, wie dies mit dem Gold und Silber der Fall ist.

Das Recht zur Arbeit endlich, das sich bereit macht, allem Elende ein Ende machen zu können, indem einem jeden Arbeitslosen augenblicklich eine Beschäftigung für seine Arme verschafft wird.

Ich habe dargethan, daß das erste dieser Systeme, die Association, einer gewissen Anzahl privilegirter Arbeiter das Mittel an die Hand geben würde, auf Kosten aller anderen zu spekuliren, sobald der Staat gezwungen ist, die Capitalien zu liefern: sie aber im entgegengesetzten Falle, wenn sie das Capital durch ihre Ersparnisse bilden müßten, sich selbst zu Grunde richten würden; daß die Association das einzige Prinzip der Thätigkeit in der Industrie, nemlich das Privatinteresse, unterdrückt, einen anarchischen Zustand an die Stelle setzt und sich nur dadurch erhalten könnte, wenn sie zum Vortheile einiger Produktionszweige, durch die Unterdrückung der Concurrenz ein Monopol stiftet; kurz daß sich die Association selbst, falls sie möglich wäre, und mit einigen Klassen von Arbeitern abgeben würde, nemlich mit jenen, welche in den großen Werkstätten zusammen beschäftigt sind.

Ich habe bewiesen, daß das zweite dieser Systeme, das der Wechselseitigkeit, welches mit dem ersten in Widerspruch steht, weil es nicht wie jenes die Theuerung sondern den billigen Preis hervorbringen will, ein ebenso großes Hirngespinnst ist. Denn selbst wenn dieses System in der Ausführung gelänge, brächte es keine Wirkung hervor, weil alle ebenso viel verloren als gewonnen hätten; daß es aber nicht einmal gelingen könne, weil die Natur der Werthe ihrer festen Bestimmung widerstreitet, die Reciprozität wohl für die Einen, nicht aber auch für die Andern stattfinden könne, und daß man folglich keine andere Wirkung hervorbrächte, als einen Raub an der kleinen Zahl der Betheiligten; daß das neue Papier, das man an die Stelle des Geldes setzt, entweder für jeden zu haben wäre, oder nichts gälte, oder daß es, wenn man es nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln vertheilte, sich ebenso aus dem Handel zöge, sich ebenso theuer wie das Geld bezahlen ließe; kurz, daß das System der Wechselseitigkeit in seiner

praktischen Anwendung der großen Masse der Arbeiter ebenso wenig als das vorhergehende zu Gute käme, indem namentlich alle Ackersleute nothwendigerweise der Bank fremd bleiben, welche das Papier ausgiebt.

Was das dritte System anbelangt, so habe ich dargethan, daß der Staat dem Rechte zur Arbeit unmöglich Genüge leisten kann; daß er ein Recht, welches nur in gewissen Augenblicken und nicht für alle, sondern nur für gewisse Klassen gilt, gar nicht anerkennen kann; und daß die feierliche Verkündigung dieses Rechtes nichts anderes nach sich zöge, als die Gründung unauflöslicher Nationalwerkstätten, die dann gleichsam verfassungsmäßig befugt wären, zu den Waffen zu greifen, wenn man sie aufheben wollte; daß der Staat reiche Unterstützungen gewähren müsse, aber nicht mehr, und daß sich auch diese dritte Erfindung wie die beiden andern ausschließlich um die Klasse in großen Städten angehäuften Arbeiter bekümmere.

Der erste Charakterzug dieser verschiedenen Systeme ist, daß sie sich gegenseitig widersprechen, denn das erste associirt die Arbeiter, um gegen den billigen Preis anzukämpfen, das zweite hingegen will diesen billigen Preis durch Gesetze hervorbringen, und das dritte, das die beiden andern ausschließt und gerade auf das Ziel losgeht, verlangt, daß der Staat dem Arbeiter, der keine Beschäftigung findet, oder eine solche hat, die ihm nicht zusteht, täglich so und so viel geben soll.

Der zweite Grund zu diesem Systeme ist, daß sie widernatürlich, unpraktisch, unmöglich sind. Denn man muß zugeben, daß es fast an die Thorheit des Communismus streift, wenn man die Weber, Spinner, Schmide, Mechaniker und Bergleute sich unter einander associiren lassen, dann alle diese Gesellschaften mit einander vergesellschaften, endlich sogar die verschiedenen Nationen gegenseitig associiren will; daß es ein ebenso abgeschmackter Gedanke ist, durch ein Dekret den Werth der Dinge bestimmen und ein Papiergeld ausgeben zu wollen, dem die Annahme nie verweigert würde; endlich daß es geradezu unmöglich ist, stets große Werkstätten auf Kosten des Staates offen zu halten, in welchen man Seidenzeuge, Shawle, Geschmeide, Nadeln u. dgl. fabriziren würde.

Der dritte Grundzug dieser Systeme ist, daß sie dem Eigenthume ebenso den Krieg erklären, wie der Communismus selbst; daß sie es gewaltthätig verletzen; denn, Eisenhämmer, Hüttenwerke und Minen einziehen, um sie der Association zu übergeben, was doch nicht anders geschehen könnte, als wenn man dafür durch eine Rente entschädigen, welche sich durch die ungeheure Ausgabe selbst um allen Credit bringen würde, wäre ebenso sehr eine muthwillige Verletzung des Eigenthums, als wenn man alle Werthe willkürlich reduziren, einen Theil der Miethe und Pachtgelder und der Capitalzinsen unterdrücken wollte, und die Nationalwerkstätten, diese

gefährlichsten Nebenbuhler der Privatindustrie auf Kosten der Steuerpflichtigen offen halten wollte. Auf der einen Seite den Lohn willkürlich erhöhen, auf der andern ihn ebenso erniedrigen, heißt das Eigenthum quälen und zerstören, statt es kurzweg abzuschaffen, wie der Communismus thut.

Alle diese Systeme haben noch einen vierten, gemeinschaftlichen Grundzug. Sie beschäftigen sich blos mit den Arbeitern, die in großen Städten beisammenleben und thun nichts für das gesammte Volk. Ja sie kommen sogar noch in einem fünften Punkte überein, insofern sie sich alle an eine gemeinschaftliche Anstalt richten, dem Staatsschatze, der alle Kosten, die Ausführung aller Erfindungen und alle Launen bestreiten muß; der also nicht der Schatz des Staates, sondern der aller Welt ist, und der Armen in einem noch höheren Grade als der Reichen; denn die Reichen produziren, wenn man sie auch noch so hoch besteuert, nicht viel, weil sie so wenig zahlreich sind, daß der Staatsschatz selbst wenn man sie ganz und gar zu Grunde richten, doch nicht bedeutend vermehrt würde.

Keines dieser Systeme beschäftigt sich mit dem Wohle Aller durch Alle.

Was ergiebt sich aus dem Gesagten? Daß die Socialisten, so sehr sie sich auch von den Communisten unterscheiden wollen, dennoch das Prinzip des Eigenthums in gleichem Grade verletzen. Nur sind sie weniger aufrichtig, weniger konsequent, denn sie nehmen sich nicht jenes Theiles der Bevölkerung an, der am meisten leidet, sondern der Aufgeregtesten und am leichtesten aufregbaren Masse. Unter all diesen Irrlehrern bezwecken nur jene eine ernstliche Veränderung, welche wie Robespierre darauf verfallen, diesen Massen täglich ein gewisses Endgeld zu zahlen, damit sie sie vollständig zu ihrer Verfügung haben. Die Communisten sind nichts weiter als Utopisten; die Socialisten nehmen einen praktischen Geist in Anspruch, könnten aber denselben meiner Meinung nach nur dann rechtfertigen, wenn sie sich selbst für Parteigänger erklären würden; denn ich wüßte die Leute, die da verlangen, daß man an einen Theil des Volkes so und so viel zu dem Zwecke zahlen solle wie z. B. an die 100,000 Arbeiter von Paris, die 5 oder 6000 von Rouen, von Lyon und Marseille, damit sie nichts zu thun brauchten.

Gefährliche Träumer oder Partheigänger, anders kann ich diese Philosophen nicht nennen, die sich Socialisten heißen, um sich nicht für Communisten zu erklären. Ich bitte sie sehr um Verzeihung, ihren Werth nicht anders angeben zu können und ersuche sie zu glauben, daß in meinem Urtheile über ihre Systeme auch nicht der geringste Widerwillen gegen ihre Person hineinfließt. Was ich geschrieben habe, ward nur durch meine unheilbare Abneigung gegen alle stolze, unfruchtbare, ruhestörende Unvernunft eingegeben.

Viertes Buch.

Von den Abgaben.

Erstes Kapitel.

Ueber die Art und Weise das Besitzthum mit Abgaben zu belegen. Es ist nicht gegründet, daß die Regierungen in allen Jahrhunderten es sich zum Hauptzwecke gemacht haben, einzelne Klassen der Bevölkerung auf Unkosten der andern von Abgaben zu befreien, sondern sie haben einzig und allein das Ziel im Auge gehabt, Geld zu erheben, wo ihnen die wenigsten Schwierigkeiten in den Weg treten.

Ich würde die Frage, die mich jetzt beschäftigt, nicht in ihrer ganzen Ausdehnung behandelt haben, wenn ich nicht ermitteln wollte, welcher Theil der öffentlichen Lasten das Eigenthum tragen muß. Ich hätte die Frage nicht vollständig behandelt, weder in Bezug auf ihre Tiefe, noch in Bezug auf die gegenwärtigen Umstände, denn unter den Feinden des Eigenthums stützen die Geschicktesten ihre Siegeshoffnung eben auf die Steuern. Für den Augenblick, sagen sie, wird man die gegenwärtige Vertheilung der Güter achten, weil die heutigen Generationen noch nicht aufgeklärt genug sind, um die gesellschaftlichen Fragen vollständig zu lösen, aber die Reichen müssen unterdessen zahlen; folglich kann man zu Gunsten des Volkes Steuern auflegen, andere, die ihm drückend sind oder scheinen, aufheben, die Reichen werden zahlen. Gut, werde ich antworten, wenn es so billig ist, und indem ich selbst auf alle Gerechtigkeit vergesse, werde ich noch hinzufügen: Gut, wenn die Reichen es können.

Die Nationalöconomen unserer Zeit sind in keinem Kapitel wortkarger und unklarer als in dem über die Abgaben. So glaubt man z. B., daß die Regierungen bisher ihr ganzes Bestreben darauf verwendet haben, die Lasten der Reichen zu erleichtern, die des Armen zu erschweren. Dies hat man von allen Regierungen ohne Ausnahme behauptet, von der letzten wie von der vorletzten, kurz von allen modernen wie alten, und dennoch ist diese Voraussetzung selbst für die Jahrhunderte vor der Revolution des Jahres 1798 falsch, obgleich der hohe Grundsatz einer strengen Gleichheit vor dem Gesetze damals zum ersten Male in unsere Gesetzbücher übergieng. Es gab ungeheure und unerträgliche Mißbräuche, welche die Revolution von 1789 die Ehre hatte zu zerstören, eine Ehre, welche die vom Jahre 1848 einzig und allein deßhalb nicht haben wird, weil sie die zweite ist, es gab damals Klassen, welche gewisse Steuern trugen, während andere davon befreit waren; zu Gunsten einiger Bevorzugten gab es gesetzliche Ausnahmen, die sich gar nicht rechtfertigen lassen, dessenungeachtet muß man, wenn man von den Vorurtheilen jener Zeit absieht, an deren Stelle heute wieder andere gekommen sind, leugnen, daß Sully, Colbert, Turgot und andere weniger berühmte Minister jener Zeiten nur darauf gedacht, den Armen zu erdrücken und keine andere Sorge gehabt hätten als die, durch eine ungerechte Gewalt die königlichen Kassen zu füllen. Diese Voraussetzung ist vollkommen falsch, die Einen dachten aus Menschlichkeit, die Andern aus Klugheit, immer auf denselben Gedanken, nemlich den, die Menge so viel als möglich zu schonen und so wenig als möglich zu erschöpfen, denn je mehr Mittel dem besteuerbaren Bürger übrig bleiben, desto größere Hoffnung für künftige Abgaben. Neben den Adeligen und der Geistlichkeit, die unter dem Schutze von Privilegien standen, gab es auch Reiche, welchen kein Vorrecht zu Gunsten kam, und welche man recht gern belastete. Diese großen Minister hatten nur ein Ziel im Auge; sie wollten Abgaben finden, welche die Produktion am wenigsten hindern und die Kräfte des Landes schonen, sei es selbst und in der Absicht, später mehr aus demselben ziehen zu können. Man darf folglich ihre Wissenschaft nicht verachten; nicht glauben, daß das Buch über die Abgaben von Grund aus zu umarbeiten sei, und daß man auf diese Weise dahin gelangen könnte, den Armen für seine Armuth zu entschädigen, den Reichen für seinen Reichthum zu bestrafen. Nein: man wird die gesellschaftliche Ordnung umstürzen und eine noch größere Armuth des Armen verursachen; denn der Arme kömmt bei allen Revolutionen immer am schlechtsten weg; er ist schon zufrieden, wenn er nur das Nothwendige hat, und wird an den Rand des Verderbens gebracht, wenn man ihm nur das Geringste davon nimmt. Die letzten 8 Monate liefern die Beweise dafür. Ich will folglich in wenig Worten suchen, worin das Recht und das Schickliche in Bezug der öffentlichen Steuern besteht, und man wird glücklicherweise hier wie überall erken-

nen, daß die beiden Begriffe identisch sind, und daß man durch die Verletzung des Eigenthums, entweder indem man es mit Steuern überhäuft, oder es mehr oder weniger in den Communismus hineinzieht, nichts gewinnt. Oeffentliche Ruhestörungen, Mißkredit, Elend, das sind die gewissen Folgen solcher Unternehmungen.

Zweites Kapitel.

Ueber das Prinzip der Abgabe. Die Abgabe muß auf allen Arten von Einkommen, sowohl auf dem aus dem Besitzthum als auf dem aus der Arbeit hervorgehenden lasten.

Wir müssen zuerst die wahren Grundsätze der Gerechtigkeit im Steuerwesen aufstellen; dann die jetzt bestehenden angeben, wir müssen uns durch die Geschichte aller Zeiten darüber unterweisen lassen, welche Steuern am leichtesten zu tragen und zu erheben und welche der Produktion eines Landes am wenigsten schädlich sind. Die Gerechtigkeit im Steuerwesen muß durch die genaue Angabe des Ursprungs der Steuer bewiesen werden. Es giebt in der Gesellschaft nicht blos eine Gattung Arbeit, jene, welche darin besteht, die Erde zu bebauen, Wolle zu spinnen, daraus Kleider zu weben, Häuser zu bauen, d. h. mit einem Worte den Menschen zu ernähren, zu kleiden, ihm Wohnung zu geben. Es giebt noch eine zweite Arbeit, ebenso unentbehrlich wie die erste, und die zum Schutze der ersten nothwendig ist. Sie nimmt sich des Landmanns, des Fabrikanten und der Bauunternehmer an. Der Soldat, welcher die Waffen trägt, der Richter, welcher die Streite schlichtet, der Minister, welcher die Organisation dieser verschiedenen Dienste versteht, aller dieser Arbeit ist eben so nützlich als wie die derer, welche das Getraide pflegen, Wollenzeuge verfertigen, Häuser bauen. Ebenso wie der Landmann die Körnerfrucht für denjenigen hervorbringt, der webt, und wechselseitig, so muß auch der Eine ackern, der Andere weben für den, der Wacht steht, oder mit der Anwendung der Gesetze betraut ist. Sie schulden ihm einen Theil ihrer Arbeit als Tausch für die, welche er für sie vornimmt. Das Geld der Steuern, das ein Mittel ist, sich entweder Brod, Kleider oder Häuser zu verschaffen, ist die Vergeltung, welche jenen zukommt, die sich einer anderen, aber ebenso nützlichen, ebenso produktiven Beschäftigung gewidmet haben.

Nun frägt es sich, in welchem Verhältnisse der Landmann, der Weber, der Maurer, der Bankier jene Steuer entrichten müßten um die Arbeit derjenigen zu ersetzen, welche für sie Waffen tragen,

die Streitigkeiten schlichten und die Verwaltung des Landes leiten. Beim ersten Anblick könnte man sagen: Warum soll denn der Eine mehr als der Andere zahlen? Der Eine bebaut die Erde und bringt Getraide hervor, der Andere ist Mechaniker und fertigt Maschinen an, der Eine gewinnt 2 Franken, der Andere 6 Franken täglich, desto besser für Letzteren. Er ist geschickter und gewinnt mehr; ist das ein Grund dafür, daß er mehr Abgaben zahlt? Dann könnten ja der Kaufmann, der manchmal Hunderte, der Bankier, der Tausende in einem Tage gewinnt, auch sagen: desto besser für uns, wenn wir mehr gewinnen: — Das ist ein Vortheil unserer natürlichen Anlagen, daß wir, wer weiß ein erträglicheres Geschäft zu betreiben. — Dies ist entscheidend und wahr auf dieses Urtheil geantwortet.

In der Zeit, wo der Soldat an der Grenze oder im Innern des Landes, der Magistrat in seinem Gerichtshause, die tägliche Arbeit aller beschützen, eine Arbeit, die dem Einen zwei Franken, dem Andern 6 Franken, einem Dritten 100, einem Vierten 1000 Franken einbringt, haben sie den ersten vor einem Verluste von 2, der zweiten vor einem Verluste von 6, der dritten vor 100, der vierten vor 1000 Franken bewahrt, denn sie trugen den Schaden vor, der ein feindlicher Einfall, eine Ruhestörung, eine Ungesetzlichkeit verursachen könnten. Die Entschädigung muß den geleisteten Diensten angemessen sein. Dies ist nicht nur gerecht, sondern sogar nothwendig, denn wenn ein Jeder gleichmäßig bezahlen sollte, so müßte auch derjenige, der nur 2 Franken gewinnt, einen Theil seines Gewinnstes hergeben, und so bliebe diesem Unglücklichen Nichts für sich. Es ist also eben so schicklich als gerecht, so zu verfahren, und, aufrichtig gesprochen, Schicklichkeit wie Gerechtigkeit schmelzen in einen einzigen Begriff zusammen, in den der Vernunft selbst.

Die Abgabe muß folglich den Fähigkeiten eines Jeden angemessen sein, und man darf die Fähigkeit nicht nur nach dem Gewinnste eines Jeden abmessen, sondern nach seinem Besitzthume. Das in Betreibung seines Geschäftes von dem Soldaten, der auf Wache steht, von dem Richter oder Minister beschützte Individuum, ist nicht nur, was seine herkömmliche Arbeit betrifft in Sicherheit, sondern auch der von seinen Vorfahren aufgehäufte Ertrag ihrer Arbeit, der sich in fruchtbare Landstücke, schöne Häuser, kostbare Meubel umgewandelt hat, hat keinen Angriff zu fürchten. Alle diese Dinge sind einem Einkommen von 10, 20, 100 Franken täglich gleich zu schätzen. Man bewahrt ihm dasselbe, es ist billig daß er eine Entschädigung für den Schutz entrichtet, den man seinem von frühersher erworbenen Eigenthum, ebenso wie dem, das er täglich erwirbt, gewährt. Man muß also eine Abgabe entrichten im Verhältniß des ererbten, wie des erworbenen Eigenthums. So hat man die Verhältnißmäßigkeit der Steuern zu verstehen.

Aber ebenso, wie man einen Theil der Steuer für das Eigenthum, das man besitzt, und das der gesellschaftliche Schutz verbirgt, entrichten muß, muß man auch einen andern für seine Arbeit zahlen, welcher im Verhältniß mit dem Gewinnste derselben ist. Die Zumuthung, seine Arbeit nicht zu belegen, wäre ebenso unvernünftig als die, die Steuerpflicht des Eigenthums abzuleugnen. Alles, was unter den Schutz der Gesellschaft gestellt ist, was nicht anders als wie das Eigenthum besteht, was nicht stattfinden kann, wie die Arbeit, als unter diesem socialen Schutze, muß dafür demselben einen verhältnißmäßigen Theil als Steuer ablassen. Die Gesellschaft rettet mir 10 Franken täglicher Einkünfte, oder sie sichert mir dieselbe Summe als Lohn meiner Arbeit und ich muß ihr eine verhältnißmäßige Vergeltung geben. Im Staate gilt dasselbe Prinzip, wie in den Versicherungsanstalten gegen Feuersbrünste, welches darin besteht, daß man für den verbürgten Werth eine zu der Gefahr, welcher er ausgesetzt ist, verhältnißmäßige Summe zahlen muß, welches auch die Natur dieses Werthes sein möge. Dieser Wahrheit ließe sich nur ein einziger Beweisgrund entgegenstellen, nemlich die Behauptung, daß das Eigenthum der Reichthum, und daß die Arbeit die Armuth sei; dann gäbe es wenigstens einen scheinbaren Grund für die Theilnahme, welche die Armuth einflößt und für die Mißgunst, mit welcher man den Reichthum behandelt. Aber diese Behauptung ist grundfalsch und in dem Augenblicke fällt die schlechterfonnene Theilnahme zugleich mit der unwahren Annahme.

Es braucht in Wahrheit nur eines Blickes, um sich davon zu überzeugen, daß es auch ein armes Eigenthum und eine reiche Arbeit giebt; nicht aber blos ein reiches Eigenthum und eine arme Arbeit. Ein Beispiel: Da ist ein unglücklicher Landmann, der durch ein ganzes arbeitsames Leben ein Joch Landes erworben hat, das ihm nach vieler Mühe 2 oder 300 Franken einträgt, von welchen er am Ende seiner Tage lebt. Das ist ein armes Eigenthum, und doch wahrscheinlich dasjenige, das am Meisten verbreitet ist. Hier ist ein alter Dienstbote, da ein alter untergeordneter Beamter und beide beschließen ihr bescheidenes Leben mit dem Ertrage eines mühselig ersparten Vermögens. Das ist ebenfalls ein armes Eigenthum und kömmt ebenso häufig vor wie das erste. Jetzt aber will ich Euch einen Kaufmann, einen Advokaten, einen Arzt, einen Großhändler anführen, die 10, 20, 30, 100,000 Franken manchmal sogar eine Million jährlich gewinnen. Das ist eine reiche Arbeit, eine Arbeit, die nicht selten vorkommt, mit Ausnahme der letzten, von der wir freilich nur einzelne Beispiele haben, und Ihr möchtet denjenigen mit Steuern belegen, dem der gesellschaftliche Schutz für das Brot seines Alters 3 oder 400 Franken jährlich versichert, um den Andern davon freizusprechen, der demselben Schutze die Fähigkeit verdankt 10, 20, 30, 100,000 Franken jährlich zu gewinnen. Indem man das Eigenthum und die Arbeit

besteuert, belastet man folglich die Armuth nicht mehr als den Reichthum. Man trifft beide, weil es ebenso ein armes Eigenthum als eine reiche Arbeit giebt. So steht die Beobachtung der Thatsachen mit der Gerechtigkeit im Einklange und beide thun dar, daß jeder der Schuldner der Gesellschaft ist; was diese ihm auch immer verbürgen möge, ein alterworbenes oder neuerkauftes Eigenthum, die frühere oder heutige Arbeit. Alle Gattungen des Eigenthums ohne Ausnahme, müssen einen Theil der Steuern tragen, denn alle, wie verschieden auch ihre Natur und ihr Ursprung sei, verdanken dem gesellschaftlichen Schutze die Möglichkeit ihres Daseins.

Sonach ist jede Steuerfreiheit eine Unbilligkeit. Die den Adeligen und Geistlichen in früheren Zeiten zugestandene Steuerfreiheit war im Anfange wohl keine Ungerechtigkeit, ist es aber mit der Zeit geworden; denn da die ersten Abgaben den Zweck hatten, die Kriegsleute auszuhalten, so war es natürlich, daß die Edlen, welche persönliche Dienste leisteten, keine Steuer bezahlten. Sie entrichteten sie, wenn man so sagen kann, in Natur. Aber später, als der Adel nichts mehr als ein Titel ward, artete diese Steuerfreiheit in ein Vorrecht ohne Grund und ohne Gerechtigkeit aus. Was die Geistlichkeit anbelangt, so bezog sie ihren Gehalt aus der Erde. Folglich brauchte sie auch keinen Theil der öffentlichen Lasten zu tragen. Da aber mit der Zeit der Lohn unter dieser Gestalt die Grenzen der Gerechtigkeit überschritt und auf die Pflege der Erde einen schlechten Einfluß ausübte, nahm man ihr im Jahre 1789 die Grundstücke zugleich mit der Steuerfreiheit. Seit dieser Zeit ist das Prinzip, daß Jeder ohne Ausnahme die Steuer im Verhältniß zu dem, was er besitzt und verdient, entrichten muß, als das einzig Wahre erkannt worden, das die große Revolution von Frankreich feierlich in der Welt eingerichtet hat. Nun könnte man nichts Andres hinzufügen, als eine neue Ungerechtigkeit, die ebenso groß wäre, als jene, welche im Jahre 1789 abgeschafft worden ist, und die darin bestände, daß man die Arbeit von der Steuer befreite, um das Eigenthum zu belasten, oder dieses in unbilligen Verhältnissen belegte. Davon will ich im folgenden Kapitel handeln.

Drittes Kapitel.

Ueber die Vertheilung der Steuern. Die Abgabe muß verhältnißmäßig und nicht fortschreitend sein.

Ich habe so eben, indem ich bis zu dem Ursprunge der Abgaben zurückging, dargethan, daß Jeder zu den öffentlichen Ausgaben nicht gleich, sondern verhältnißmäßig beitragen muß, d. h.

im Verhältnisse zu dem, was er gewinnt oder besitzt, und dies aus dem ganz einfachen Grunde, weil man zu den Kosten des socialen Schutzes in dem Verhältnisse des Werthes der beschützten Güter beisteuern muß. Folglich würde, wenn man z. B. annimmt, daß Frankreich 12 Millionen Bruttoeinnahme liefert, und daß die öffentlichen Ausgaben 1200 Millionen benöthigen (eine gewagte Annahme, wie ich selbst erkläre) so ergiebt sich daraus, daß jeder dem Staate ein Zehntheil seiner Einnahmen aller Art schuldet. Derjenige, welcher ein Einkommen von 1000 Franken hat, entweder durch seine Arbeit, oder durch seine Güter, müßte zu der gemeinschaftlichen Last 100 Franken beisteuern. In demselben Maßstabe müßte derjenige, welcher 10,000 Franken aus den verschiedenen Quellen des Einkommens, dem Eigenthume oder der Arbeit zieht, 1000 Franken hergeben. Ebenso der, welcher 100,000 Franken jährlich einnimmt, 10,000 Franken. Der Eine würde hundertmal, der Andere zehnmal mehr bezahlen, weil der gesellschaftliche Schutz dem Einen das Hundert-, dem Andern das Zehnfache versichert. Ich wiederhole hier nochmals den Vergleich der Gesellschaft mit einer gegenseitigen Versicherungsgesellschaft, weil dieser in der That der einzige ist, der vollkommen darauf paßt, und sage, daß man die Gefahr im Verhältniß des Werthes des versicherten Eigenthums bezahlen muß. Wenn das versicherte Haus einen Werth von 100,000 Franken hat, und die Prime ein Prozent ist, so wird man 1000 Franken bei der Gesellschaft erlegen müssen; ist das versicherte Haus im Werthe von einer Million, 10,000 Franken. Alle diese Dinge sind so einleuchtend, daß ihr Beweis überflüssig zu sein scheint.

Sobald aber gewisse Finanzmänner unserer Zeit bis an die Grenzen der Gerechtigkeit angelangt sind, wissen sie sich dort nicht mehr zu behaupten; sie haben weiter gehen gewollt, und drücken die Meinung aus, die Steuern müßten progressiv sein, d. h. daß das Verhältniß nicht für alle ein Zehntheil sein dürfe, sondern z. B. für den Einen ein Fünftheil, für den Andern ein Drittheil. Wer 1000 Franken Einkünfte besitzt, soll nach der Berechnung von 10 Prozent immer 100 Franken Steuern entrichten; wer aber 10,000 Franken einnimmt, soll nach dem fünften Theil seines Einkommens nicht 1000 sondern 2000 Franken Steuern zahlen, und der Dritte gar den dritten Theil entrichten, nemlich 33,000 statt 10,000 Franken, der Zweite trägt folglich den doppelten Theil und der Dritte etwas mehr als den dreifachen Theil der Steuern des Ersten. Das ist das, was man progressive Steuer nennt. Hiemit will man nichts Anderes sagen, als daß die Steuer nicht in einem gleichbleibenden Verhältniß zu der Einnahme wachsen soll, sondern daß dies Verhältniß im Maßstabe der größeren Einnahme zu verdoppeln oder zu verdreifachen sei. Man schlägt beiläufig vor, so zu handeln, wie jener Kaufmann, der, wenn ein reicher Fremde unter seine Thüre tritt, zu sich sagt:

dieser Herr ist reich, freilich kann er mehr bezahlen. Wenn es sich blos um Kleinigkeiten von geringem Betrage handelt, so kann man über die Absicht, dieselben Dinge verschieden bezahlen zu lassen, lächeln, um so mehr als diese reichen Fremdlinge ja nicht gezwungen sind, den Handel einzugehen, und als das Uebel, das man ihnen zufügt, nicht sehr groß sein kann. Was aber würdet Ihr dazu meinen, wenn diese Käufer gezwungen wären, den Kauf abzuschließen, und es ihnen nicht freistände, ihn zurückzuweisen.

Wenn Ihr voraussetzt, daß Ihr bei einem Kaufmann 100 Pfund einer Eßwaare kauft, so ist es billig, daß Ihr für 100 Pfunde bezahlt; und wenn Ihr 1000 ersteht, das Geld für 1000 Pfunde erlegt. Könntet Ihr aber es vernünftig finden, wenn man Euch das Pfund höher anrechnete, wenn Ihr 100 Centner und nicht nur einen nehmt? Im gewöhnlichen Leben findet grade das Gegentheil statt; denn der Kaufmann nimmt auf den größeren Gewinn Rücksicht, den Ihr ihm verschaffet. Hier ist es aber nicht so: jemehr Ihr kauft, desto theurer wollt Ihr bezahlen. Wendet Ihr Euch an eine Gesellschaft, die Frachten zur Weiterbeförderung annimmt, und bietet Ihr ihr 1000, 100,000 Tonnen an, so werdet Ihr für 1000, für 100,000 Tonnen zahlen, aber gewöhnlich um etwas weniger, je mehr Frachtgüter Ihr der Gesellschaft anweist; denn ihre Kosten nehmen bei einer größeren Menge eher ab als zu. Endlich, wenn Ihr ein Mitglied einer Gesellschaft von Aktionären seid und man für jede Aktie eine außergewöhnliche Einzahlung von 10 Franken ausschreibt, so müßt Ihr dieselbe mit 10 Franken bezahlen, ob Ihr 10,000 oder 1000 Aktien besitzt. Würde es Euch billig scheinen, eine Einzahlung von 20 Franken statt 10 Franken leisten zu müssen, weil Ihr nicht blos 10 oder 100 sondern 1000 Aktien besitzet? Diese Forderung würdet Ihr gewiß unsinnig nennen und möchtet demjenigen, der sie Euch vorschlägt, gar kein Gehör schenken. Was aber ist die Gesellschaft anders, als eine Compagnie, wo Jeder eine geringere oder größere Anzahl von Aktien besitzt, und wo es gerecht ist, daß Jeder im Verhältniß der Anzahl, die er hat, zahlt; ein Verhältniß von 10,000 oder 1000, aber immer denselben Theil, welchen Alle tragen müssen. Es wäre ebenso ungerecht, sich eine höhere Besteuerung gefallen zu lassen, wenn man nur wenige Aktien besitzt, als es ungerecht wäre, eine geringere auf sich zu nehmen, weil man eine größere Anzahl von Aktien hat. Dasselbe Gesetz für Alle, dasselbe Gesetz nicht mehr und nicht weniger; sonst giebt es nichts als Verwirrung und die Gesellschaft handelt wie ein Kaufmann, der da sagt: der Herr ist reich, folglich wird er dieselben Gegenstände theurer bezahlen, was, ich wiederhole es, zum Lächeln reizt, wenn es sich blos um Kleinigkeiten handelt, was aber entrüstend und ein wahrer Raub wird, wo bedeutende Werthe im Spiel sind. Aber deshalb, weil man das allgemeine Gesetz übertreten, erzeugt man eine ungeheure, unberechenbare Willkür. Welcher Grundgedanken hat die Weisen un-

serer Zeit zu der Entscheidung gebracht, den Einen den zehnten Theil seines Einkommens zahlen zu lassen, den Andern den fünften, den Dritten den dritten? Kein anderer als dieser: der Erste hat nicht genug, der Zweite genug, der Dritte zu viel zu leben. Ich könnte es begreifen, wenn Ihr sagtet, dieser hat 10,000 Franken Einkommen statt 1000, oder selbst Jener nimmt 100,000 Franken statt 1000 Franken ein und wird folglich 10mal mehr Steuern zahlen, weil er 100mal reicher ist. Aber, was soll das heißen? Wenn er 10mal reicher ist, so wird er nicht 10mal sondern 20mal mehr zahlen, und wenn er 100mal reicher ist, nicht 100mal, sondern 300, 400mal mehr Steuern entrichten. Ich frage warum? Warum? Warum? Ich will darauf antworten.

Wenn Ihr den zehnten Theil des Einkommens eines Jeden als Steuer fordert, so bleiben dem, der ein Einkommen von 1000 Franken besitzt, folglich 100 Franken zahlt, 900 Franken, dem der 10,000 Franken einnimmt, 1000 Franken zahlt, bleiben 9000, dem der 100,000 Franken bezieht, 10,000 Franken bezahlt, 90,000 Franken. Ihr aber sagt zum Zweiten: 9000 Franken, das ist zu viel zu leben, vorzüglich wenn man an den denkt, der nur über 900 Franken verfügen kann. Ihr aber sagt zum Dritten: ein Einkommen von 90,000 Franken, das ist ungeheuer, wenn man an den denkt, dem nur 9000 Franken bleiben und ganz unverzeihlich, wenn man sich dessen erinnert, der von 900 Franken leben muß. Man kann folglich dem Zweiten mehr nehmen und dem Dritten noch mehr. Man wird folglich dem Zweiten den fünften Theil seines Einkommens abfordern, und es bleiben ihm 8000 Franken zum Leben; das ist doch wohl genug; dem Dritten wird man den dritten Theil seines Einkommens abverlangen und ihm 66,000 Franken lassen; das ist nicht nur genug, sondern viel. Wie? 66,000 Franken, wenn der Erste nur 900 Franken erübrigt und man wollte sich noch darüber beklagen?

Ihr seid nicht im Stande, eine andere Ausrede zu finden, als die, daß der Erste mit seinen 900 Franken knapp, der Zweite mit seinen 8000 gut, der Dritte mit 66,000 Franken reichlich leben kann. Das will aber nichts Anderes sagen, als daß Ihr keinen andern Maßstab annehmt, als das Urtheil, das es Euch gefällig ist, über den Reichthum zu fällen; daß Ihr mit einem neuen agrarischen Gesetze kömmt, die Glücksgüter vertheilt, da etwas fortnehmt, dort etwas hinzufügt, kurz, daß Ihr an dem Eigenthume Hand anlegt. Sobald Ihr einmal aus der Umzäunung des allgemeinen Gesetzes heraustretet, brecht Ihr in das Feld der Nachbarn ein, um davon viel oder wenig, wie es Euch gefällt zu nehmen. Gehet auf diesem eingeschlagenen Wege noch weiter fort, und bei deren Verfolgung Euch nur die einzige Regel zur Richtschnur dient: Jenes genügt nicht zum Leben, dies ist hinreichend, dies endlich zu viel: gehet noch weiter fort, und Ihr werdet sehen, daß Ihr weit, weit kommen werdet. In der That, Ihr habt dem

Einen den zehnten Theil, dem Andern den fünften, dem Dritten den dritten Theil seines jährlichen Einkommens als Steuer abgefordert, und es bleibt dem Ersten 900 von 1000 Franken, dem Zweiten 8000 Franken von 10,000, dem Dritten 66,000 von 100,000. Erklärt mir doch, ich bitte Euch darum, dieses Abgrenzen? Wie? Hier lebt ein Mensch, der nur 900 Franken einnimmt, und sein Nachbar hat 8000, ein anderer 66,000 Franken Einkommen? 8000 Franken sind ja mehr als nöthig ist im Vergleich mit dem, der nur 900 Franken hat, und 66,000 Franken gar über die Vernunft hinaus. Und warum stellt Ihr denn nicht ein anderes Verhältniß auf? Warum nehmt Ihr nicht dem Zweiten den dritten Theil, dem Dritten die Hälfte seines Einkommens? So behielte der Erste immer seine 900 Franken, dem Zweiten blieben noch 6600 Franken von seinen 10,000, dem Dritten 50,000 von 100,000 Franken. Wollte man es gar noch so weit treiben, jenen mit seinen 6600 Franken, diesen mit seinen 50,000 Franken zu beklagen? Auch damit hätte man noch nicht genug gethan, wenn man den Gegenstand von dem Gesichtspunkte der Menschlichkeit aus betrachtet. Um wirklich menschlich zu sein, müßte man noch anders verfahren: man müßte dem Zweiten zwei Drittheile nehmen, und ihm nur noch 3300 Franken lassen, der Dritte müßte drei Viertheile hergeben, so daß ihm noch 25,000 Franken blieben. Und auch da noch verfährt man äußerst gnädig gegen den Reichthum, denn, genau genommen blieben noch immer Leute übrig, die 25,000 Franken zum Verzehren hätten, während andere nur 3300, ja nur 900 Franken jährlich einnähmen.

Ich bitte Euch, zu berücksichtigen, daß, wenn Ihr konsequent bleibt, und die Progression, wie dies ganz recht und billig wäre, fortwährend steigern wolltet, daß, sage ich, es ganz unnütz wäre, reich zu sein. Denn fahrt Ihr fort, wie Ihr angefangen, nehmt Ihr anstatt drei Viertheile $\frac{4}{5}$, $\frac{5}{8}$, $\frac{6}{7}$, $\frac{7}{8}$, $\frac{8}{9}$, $\frac{9}{10}$, dann wäre es ja ganz ohne Werth, z. B. 150,000 an Stelle von 100,000 zu haben, denn angenommen, man müßte $\frac{4}{5}$ abgeben, so bleiben ja nur 30,000 Franken Einkommen anstatt 25,000 Franken. Es diente zu nichts, 200,000 Franken zu besitzen in Stelle von 150,000, denn, nach dem Verhältnisse von $\frac{5}{6}$ hätte man nur 33000 anstatt 30,000 Franken. Ebenso wenig brächten 250,000 Franken mehr ein als 200,000; denn nach Abzug von $\frac{6}{7}$ behielte man 35,700 Franken anstatt 33,000. Ja, es könnte wohl selbst gefährlich werden, reich zu sein, denn nach der Progression gelangt man zu einem Verhältnisse von $\frac{99}{100}$, bei welchem bei einer Million Einkommen 10,000 Franken zum Leben übrig behält. Und wendet man nun diese fortwährend gesteigerte Progression noch weiter an, so gelangt man endlich dahin, daß das Resultat der Rechnung Null ist.

Sie übertreiben, sagt man mir: Man kann wohl dies Verhältniß bis zu einer gewissen Grenze steigern; aber man kann

nicht so weit gehen, als Sie es in Ihren Berechnungen angeben: Alle Folgen der zuletzt übrig gebliebenen Berechnungen, die zu dem Resultate Null führten, können leicht vermieden werden, man braucht ja nur bei der Hälfte stehen zu bleiben, wie man auch wirklich in keinem der vorgeschlagenen Progressivsysteme ein höheres Verhältniß als 50 Prozent des Einkommens angegeben hat. Warum denn aber in seinem Marsche stille stehen, frage ich Euch? Ihr habt Recht, Ihr seid noch gemäßigt. Und was dient Euch zur Richtschnur bei Eurer Mäßigkeit? Ihr befolgt den Grundsatz, daß man nicht zu viel nehmen müsse, Ihr sagt: einem Menschen, der 10,000 Franken Einkommen hat, kann man dasselbe nicht so sehr verkürzen, daß ihm nur 3300 Franken bleiben, ebenso wenig als dem, der 100,000 Franken einnimmt, 7500 Franken genommen werden dürfen. Man kann sich recht gut damit begnügen, dem Ersteren 2000 Franken zu nehmen und 8000, dem Zweiten 33,000 Franken abzufordern und 66,000 zu lassen. Ihr räumt folglich dem Reichthum einen gebührenden Rang in der Gesellschaft ein. Euch kommt ein ehrenwerther Name zu, den ich in Ehren halten aber nicht angeben will; Ihr gehört einer Partei an, die ich nicht näher bezeichnen will, die aber für mich nicht ohne Bedeutung ist, und aus diesem Grunde seid Ihr gemäßigter. Ich statte Euch meinen Dank dafür ab. Aber die Gemüther sind gar verschiedener Natur, lieben gar sehr den Widerspruch. Erinnert Ihr Euch noch der Verhandlungen über den Gehalt der Minister? Einer schlägt 60,000 Franken jährlich vor. Das ist zu viel, sagt der Andere, 48,000 Franken genügen. — Das ist noch zu viel, schreit ein Dritter, 36,000 Franken sind auch schon genug. Da ergreift plötzlich Schaam die Wenigstbietenden; einmal bei dieser Zahl angekommen, halten sie inne. Ganz dasselbe wird man bei der Progression bei den Abgaben vernehmen; und die National-Versammlung wird bestimmen, was man von dem Vermögen übrig behalten soll, das der Vater nach einem Leben voll Thätigkeit dem Sohne übermacht hat. Nehmt Euch in Acht, ich höre Geschrei. Das Volk leidet, es ist unruhig, es drängt sich um die Thüren der National-Versammlung, ein General hat die ihm gegebenen Befehle falsch ausgelegt, der Sitzungssaal ist erstürmt und die sogenannte sociale Republik triumphirt. Auf der Stelle eine Milliarde her — was bleibt anders übrig, als die Paragraphen schleunigst zu steigern, denn die Milliarde muß herbeigeschafft werden, sie muß es, um dem Volke neue Enttäuschungen zu ersparen. Wer würde die Triumphatoren in ihrem Siegeszuge aufhalten? Niemand und Nichts, denn es besteht keine Regel mehr, Ihr habt sie in dem Augenblicke über den Haufen geworfen, wo Ihr das Verfahren verfolgtet abzuwägen: ob dieses zu wenig, jenes genug, jenes endlich zu viel zum Leben sei. Es bleibt dann nur noch jener willkürliche Zustand übrig, der vom Geschmacke, von den Sitten, von den Gewohnheiten derjenigen abhängt, die den Sieg in einem Kampfe davon-

getragen haben, in welchem das Bajonett in die Scheide stecken, sich schlagen heißt. Was bleibt mir dann noch für eine Bürgschaft übrig? Euer Name, den Ihr führt, Euere in einer Zeitung oder in einer Rede eingegangenen Versprechen, Euer Charakter, die mehr oder minder große Schärfe Eures Geistes! Denket gleichwohl daran, daß Niemand die Mäßigkeit der am Staatsruder Befindlichen als Bürgschaft anerkennt, und am allerwenigsten die, die sich zu ausschließlichen Vertheidigern der Freiheit aufwarfen. — Ihr seid gemäßigt, antworten sie gewöhnlich und mit Recht denen, die von ihnen Uebertragung willkürlicher Macht verlangen, Ihr seid gemäßigt, desto besser für Euern Ruhm. Ihr seid's, Andere aber könnten es nicht sein, und werden es wahrscheinlich nicht sein. Euere Mäßigung kann uns also keine sichere Bürgschaft abgeben. Mag eine Regel auch noch so hart sein, ist sie nur beständig, auf sicheren Grundlagen ruhend, und macht sie uns nicht abhängig von den Tugenden eines Andern, dann ziehen wir sie allen Andern vor.

Ist es mir geglückt, mich verständlich zu machen, hat man noch die ersten Auseinandersetzungen vor Augen, erinnert man sich noch der von mir ausgesprochenen Behauptung, daß das Besitzthum die gesammelte Frucht der Arbeit sei, und daß die Billigkeit nicht mehr als das gesellschaftliche Interesse es erheischen, dieses Besitzthum heilig zu achten, denn ohne Sicherheit keine Arbeit, ohne Arbeit kein allgemeines Gedeihen, sondern es würde sonst die Zeit des Mittelalters oder die Lage des Orients eintreten, hat man alle diese Wahrheiten noch klar vor seinem Geiste schweben; nun dann muß man wohl fühlen, daß das Besitzthum ebenso heilig zu achten ist, als die Freiheit, und daß es feststehender Regeln für jenes wie für diese bedarf, kurz daß man Prinzipe aufstellen muß. Die Verhältnißmäßigkeit ist ein Prinzip, die Progression aber ein Akt hassenswerther Willkür. Erfordern die Unkosten für den gesellschaftlichen Schutz ein Zehntheil des Einkommens, nun gut, so mögen Alle ohne Ausnahme diesen Zehnten Theil beisteuern. Dieses System leuchtet mir ein, ein Jeder zahlt dann im Verhältniß zu dem, was er der Gesellschaft kostet, im Verhältniß zu den ihm geleisteten Diensten, ganz so wie man in einer Gesellschaft, dessen Capitalien auf Aktien gegründet ist, eine und dieselbe Rate pro Aktie einzahlt, wenn der Zahlungstermin angegeben wird, mag man nun 100, oder 1000 oder 100,000 Aktien haben. Von dem Einen den zehnten, von dem Andern den fünften, von dem Dritten den dritten Theil seines Einkommens abfordern, ist ein Raub, ich wiederhole es, ist reine Willkür. Ihr werdet mehr oder weniger meinen Geldsack leeren, ganz so wie es in Eurer Laune steht; aber — ich stehe dann in Eurer Macht, wie der Morgenländer in der eines Pascha's, wie auf den Straßen Calabriens oder Cataloniens in der eines Räuber-Hauptmanns. Diese letzteren haben manchmal noch ein wenig Mitleiden. Man erzählt

sich von mehreren in Italien und Spanien, die von den Thränen ihrer schönen weiblichen Gefangenen gerührt wurden, und ihnen das geraubte Gut zurückgaben, ohne Leben noch Ehre angetastet zu haben. Es ist mir aber noch niemals vorgekommen, daß man die großen Heerstraßen in gewissen Ländern bei Nachtzeit als getreues Abbild des socialen Zustandes aufgestellt hätte, und hoffentlich werden wir von Revolution zu Revolution uns immer mehr von dem Punkte entfernen, wo die Intelligenz solche Prinzipe von Gerechtigkeit und Freiheit aufstellt.

Also die verhältnißmäßige Abgabe, d. h. die Abgabe, die im Verhältniß mit dem der Gesellschaft von Euch verursachten Kostenantheil, mit den von ihr Euch geleisteten Diensten steht, ganz so wie in den Versicherungsgesellschaften die Prämie der versicherten Summe angemessen ist. Wunderschön; das ist ein Prinzip. Den Einen aber dazu zwingen, daß er mehr Kosten zahlt, als ein Anderer, und zwar einzig und allein deßhalb, weil man ihn für zu reich hält, weil man behauptet, er habe zu viel zum Leben, hört auf Prinzip zu sein und wird zu einem empörenden Akte der Willkür. Ich habe nichts gegen die Wohlthätigkeit, ich finde es vernünftig, daß die Gesellschaft von einem anerkannt Dürftigen, von einem Straßenbettler, von einem Hungerleider in seiner Dachkammer nichts verlange — ich bin hundert Mal damit einverstanden. Dieser Fall aber abgerechnet, muß es einen festen Anhaltspunkt für alle diejenigen geben, die von der Gesellschaft wegen ihres Elends noch nicht davon befreit sind, zu den öffentlichen Lasten beizusteuern. Freundliche, vollständige Güte für den Armen, nichts als strenge Gerechtigkeit für den Reichen, dies ist Alles, was ich verlange. Den Armen lieben, ist eine Tugend, ist es auch eine, den Reichen hassen? Ich habe dies schon einmal irgend wo niedergeschrieben, ich bin nicht reich, aber ich schreibe aus Ueberzeugung. Vor dem Jahre 1789 war die Gesellschaft von den höhern Klassen beherrscht — sollen wir jetzt, von 1848 an, sie von der niederen zu Boden drücken sehen? Das darf und wird nicht sein.

Viertes Kapitel.

Ueber die verschiedenen Arten von Abgaben. Der Abgabe hauptsächlichstes und nutzenbringendes Augenmerk ist darauf gerichtet, mit der Zeit unendlich vielfache Abwechselungen darzubieten.

Aus dem Vorhergehenden läßt sich der Schluß ziehen, daß die Abgabe im Verhältniß zu dem was man gewinnt oder besitzt, stehen, daß dieses Verhältniß für alle gleich sein soll, für Reiche, wie Arme. Das ist das allein Richtige, Wahre, Sichere. Darüber hinaus herrscht Unsicherheit, Willkür, Unordnung.

Wenn man z. B. die Summe alles Dessen genau ermitteln könnte, was jeder aus seiner Arbeit, oder aus seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen zieht, so könnte man die Steuer auf das Gerechteste vertheilen, wenn man den fünften, zehnten oder zwanzigsten Theil dieser Summe abforderte. Das ist beinahe jene einzige Abgabe, welche Vauban, dieser Aristides der Monarchie, unter dem Namen des königlichen Zehnts durch ein geistreiches, ein tugendhaftes Buch einführen wollte. Dessen ungeachtet nahm er auch zu gewissen Hilfsmitteln seine Zuflucht. Er ließ die Verzehrungssteuern und andere Abgaben für die öffentlichen Dienste, wie z. B. für die Posten, bestehen, und bestimmte die äußerste Grenze dieser Steuer, welche auf allen Einkünften lag, zwischen dem zehnten und zwanzigsten Theile desselben.

Aber auch diese Steuer ist eine reine Erdichtung, denn man konnte und kann nie mit vollkommener Genauigkeit die Einnahme angeben, welche dieser oder jener Bürger aus seiner Arbeit zieht. Grundstücke lassen sich nur schwer schätzen. Will man den Cataster einführen, oder Bücher anlegen, welche die Beschreibung aller Felder und Baulichkeiten enthalten, so sind die Kosten groß, während diese Urkunden selbst bald aufhören, wahr zu sein, weil die Grundstücke unaufhörlich sich in ihrem Zustande oder ihren Besitzern ändern. Will man aber auch keinen Cataster, so bleibt der Werth der Besitzungen völlig unbekannt. Was das Einkommen aus beweglichem Eigenthum anbelangt, kann man es nie wissen, noch belegen. Man kann wohl einige Gattungen desselben treffen, wie z. B. die Staatsrenten oder die Hypothekarschulden, weil ihr Vorhandensein durch das große Buch der öffentlichen Schuld und bei den Notaren erweisbar ist. Aber abgesehen davon, gewisse Capitalien zu besteuern, während andere sich diesem entziehen können, so verfehlt man auch seinen Zweck, denn der, den man besteuern will, ist doch der Besitzer des Einkommens und der findet, indem er sich ein höheres Interesse ausbedingt, Mittel, sich der Steuer zu entziehen und dieselbe durch den Entlehner bezahlen zu machen. Man hat also nichts weiter bezweckt, als das Capitalinteresse zu erhöhen, eben für den Staat, als für Privatpersonen. Der Ertrag der persönlichen Arbeit ist noch schwieriger zu besteuern, da es fast unmöglich ist, ihn genau zu bestimmen, denn wer kann sagen, was ein Kaufmann, ein Advokat, ein Arzt, ein Großhändler gewinnt?

Diese einzige Steuer, welche auf der genauen Vermittelung des Einkommens eines Jeden beruht, ist sonach geradezu unmöglich durchzuführen. Die Engländer haben sie versucht, aber sie sind so sehr davon überzeugt, daß sie sich betrügen müssen, daß sie sich Mühe geben, die unvermeidlichen Fehler dieser Steuer dadurch auszubessern, daß sie sie unendlich klein machten, nämlich zu 3 für Hundert, d. h. $\frac{1}{33}$ des Einkommens, und diese Steuer unter dem Namen: Income taxe als Zuschuß in schwierigen Zeiten ge-

brauchen. Dabei tragen sie noch Sorge, jedes kleine Einkommen zu befreien, so daß diese Einkommensteuer gleichsam nur eine Supscription ist, welche man den wohlhabenden Klassen mit der Bitte vorlegt, etwas für den erschöpften Staatsschatz zu thun.

Setzen wir dennoch voraus, daß diese unmögliche Steuer, die sich auf das wahre Einkommen Aller stützt, ausführbar wäre, so bliebe immer noch ein großer Uebelstand übrig, nämlich der, daß man sich unmittelbar an die Personen wenden, und sie alle vier Wochen oder alle drei oder sechs Monate um die Höhe ihrer Abgaben befragen müßte. Da könnte es leicht geschehen, daß sie nicht zu zahlen bereit wären, und daß man so zu der angeborenen Unannehmlichkeit jeder Steuer, auch noch das Lästige hinzufügte, ihren ganzen Betrag an einem gewissen Tage zu verlangen. Dies ist ein Uebelstand, der mit jeder direkten Abgabe verbunden ist, wie man diejenige nennt, welche unmittelbar die Personen aufsucht, um von ihnen entweder einen Theil des Einkommens ihrer Güter oder einen Theil der Gewinnste ihrer Arbeit zu verlangen. Aber die Regierungen, die weit mehr als man glaubt darauf sehen, die Empfindlichkeit der Steuerpflichtigen nicht zu verletzen, haben diesen Uebelstand hoch angeschlagen und aus diesem Grunde die direkten Steuern, so viel es in ihrer Macht lag, zurückgewiesen, und je mehr sie es mit einem reichen Lande zu thun hatten, desto mehr nahmen sie nur zu der indirekten Besteuerung ihre Zuflucht, von der wir sogleich reden wollen. Man kann in der That sich auch eine andere Steuer denken, als jene, welche alle Bürger namentlich aufruft, um ihnen einen Theil ihres Einkommens aller Art abzufordern. Es ist eine Steuer denkbar, welche alle Dinge, die man verzehrt oder verbraucht, Lebensmittel, Kleider, Luxusgegenstände, ja selbst die Rohstoffe auf ihrem Wege belegt und sie so mit dem Preise dieser Dinge vermengt, indem sie sich in diesen einrechnen läßt. Diese Steuer auf die Lebensmittel oder Waaren, die man, um sie von der früheren zu unterscheiden, die indirekte nennt, zeichnet sich von der ersten vortheilhaft aus, indem sie an der rechten Stelle einschreitet, weil sie sich selbst in den Preis der Dinge einrechnet, wohin die Steuer offenbar gehört, denn ebenso, wie die Ausgaben der Einzahlungen bei den Versicherungsanstalten gegen Schiffbruch in den Preis der überführten Waaren eingerechnet werden muß, ebenso müssen auch die Kosten der Gesellschaft, ohne welche das Einkommen der menschlichen Arbeit nicht verbürgt wäre, ein Bestandtheil des Preises des Erträgnisses dieser Arbeit bilden. Daraus ergibt sich z. B., daß die Steuer, weil sie auf dem Markte in den Preis der Waaren eingerechnet ist, auf eine unfühlbare Weise, je nach dem Maßstabe der Verzehrung, nach und nach entrichtet wird, so daß der Steuerpflichtige, der gewöhnlich nicht sehr vorsichtig ist, nicht auf die Steuer Bedacht nehmen muß, wie auf seinen Pachtzins, und daß er, während er seine täglichen Ausgaben bestreitet, zu gleicher Zeit auch schon einen Theil der

öffentlichen Lasten getragen hat. Ueberdies ist diese Steuer auch noch seiner Willkür überlassen, insofern er nicht mehr auszugeben braucht, als ihm möglich ist; er zahlt folglich von der Steuer nur den Theil, den er entrichten will, und selbst diesen nur im Verhältnisse zu den Genüssen, die er sich gewährt. Diese Steuer ist viel gerechter; denn der Reiche, der einen größeren Theil der gesellschaftlichen Produkte verzehrt, muß auch verhältnißmäßig mehr für den Schutz, den die Gesellschaft der Erzeugung dieser Produkte widmet, bezahlen, und derjenige, der sich aus Vorsicht, Sparsamkeit oder Armuth von ihnen enthält, ist auch von der Zahlung eines Theiles der öffentlichen Ausgaben enthoben, der zu seiner Enthaltsamkeit im Verhältnisse steht. Diese indirekte Abgabe läßt sich folglich unendlich vertheilen, ist unfühlbar, verhindert die Unvorsichtigkeit des Steuerpflichtigen und ist im Ganzen genommen viel gerechter.

Aber auch die indirekte Steuer hat ihre drei Uebelstände: sie ist schwer einzuheben, schadet der Produktion und vermindert sich selbst, wenn man sie über Gebühr erhöhen will.

Sie ist schwer einzuheben, da die indirekte Steuer, weil sie auf allen Verzehrungsgegenständen liegt, sich auf alle Art verändert, und diese selbst, in allen Bewegungen und Umgestaltungen verfolgt, bei dem Eintritt an den Thoren der Städte, an den Grenzen, abgenommen werden muß. Will man sie mit aller Gewißheit erheben, so muß man in die Wohnungen der Steuerpflichtigen dringen, um das Vorhandensein der besteuerten Güter nachzuweisen. Ja, die indirekte Steuer muß selbst manchmal die Gestalt eines Monopols annehmen, indem der Staat die Dinge, die er selbst erzeugt selbst verkauft, damit er gewiß sein könne, die indirekte Steuer in dem Preise herein zu bekommen, wie z. B. beim Tabak; dadurch wird auch die indirekte Steuer kostspielig, beläſtigend und hindert die Freiheit des Handels.

Die indirekte Steuer schadet der Produktion dadurch, daß sie, auf den Urstoffen lastend, den Preis der Erzeugnisse eines Volkes so sehr erhöht, daß es die allgemeine Aufgabe wird, sie so billig als möglich zu liefern, damit auch das Ausland zum Ankauf derselben geneigt sei. Man ist dann genöthigt, zu allerlei schwierigen Verfahren seine Zuflucht zu nehmen, bei dem Austritte der Fabrikate die früher erhobenen Abgaben zurück zu erstatten, was zu vielem Betrügen Veranlassung gibt.

Die indirekten Steuern vermindern sich selbst, sobald man sie über Gebühr erhöht, obgleich ihre Entrichtung insoferne von den Steuerpflichtigen abhängt, als er sie nur in dem Maße entrichtet, in dem er kaufen will, denn werden in Folge der Erhöhung dieser Abgabe die Verzehrungsgegenstände selbst theuer, so wird dann auch nicht mehr so viel verzehrt, und die im Tarif vermehrte Steuer bringt nicht mehr, sondern weniger ein, weil die Verzehrung selbst abnimmt. Daraus stellt sich sogar hervor, daß ein Staat, welcher

plötzlich bedeutende Ausgaben zu machen hätte, die Mittel hiezu nicht von den indirekten Steuern verlangen dürfte.

Dies sind die beiden Hauptarten der Steuern mit allen ihren Vor- und Nachtheilen; direkte, welche sich namentlich an alle Bürger wenden, um von ihnen einen gewissen Theil des Einkommens ihres Eigenthums oder ihrer Arbeit zu verlangen und indirekte, welche alle dem Menschen nothwendigen Gegenstände umfassen und sich in den Preis derselben verschmelzen. Die ersten treten hart, mit Zwangsmaßregeln aber sicher auf; die zweiten sind willkürlich, kaum bemerkbar, und entrichten sich unfühlbar in dem Augenblicke, wo der Steuerpflichtige die Lust oder die Mittel hat, zu verzehren; aber aus demselben Grunde sind sie auch schwer zu erheben, schaden der Produktion und vermindern sich selbst, wenn man sie über Gebühr erhöhen will.

Wißt Ihr, wie es die Regierungen anfangen, um den Uebelständen beider Systeme auszuweichen? Sie ändern die Art ihrer Erhebung ins Unendliche ab, erfinden Steuern, die etwas von beiden Systemen an sich haben, geben sich die größte Mühe, um den Augenblick zu entdecken, in welchem das Geld am leichtesten verlangt, gefunden und erhalten werden kann, verlegen sich auf tausend kluge Vorsichten, um den Steuerpflichtigen weniger zur Last zu fallen. In dieser letzten Beziehung befolgen sie eine an sich selbst vortreffliche Klugheit, die zur Theilnahme wird und die seit allen Zeiten befolgt worden ist, weil man, ich wiederhole es, in allen Zeiten darauf bedacht war, aus Interesse eben sowohl, als aus Menschlichkeit, die Völker so milde als möglich zu behandeln.

So haben die beiden Hauptarten der Steuer, die direkte und die indirekte, sich in das Unendliche verändert. Der erste Gedanke in allen Staaten war der, die direkte Steuer in Anspruch zu nehmen: so viel für Familie und für eine Heerde im Nomadenstande, so viel für Familie und ein Grundstück im Ackerbaustaate, das waren die ersten Anfänge dieser Steuer. Bei allen wenig vorgeschrittenen Gesellschaften stellt sich dieselbe Thatsache heraus. Die indirekte Steuer ward viel später erfunden, sie erscheint zuerst als Wegegeld. Die Kaufleute müssen mit ihren Waaren durch diesen Hafen, diesen Paß, oder über jene Brücke ziehen. Man legt ihnen eine Steuer auf, die im Anfange eine Art von Lösegeld an Räuber war. Sie kommen mit ihren Waaren auf einen besuchten Markt, der Herrscher der Gegend läßt sie für das Recht der Zulassung auf demselben bezahlen. Mit der Zeit civilisiren sich diese Steuern gewissermaßen, die üblichen Förmlichkeiten werden milder, und die Steuer selbst durch eine größere Vertheilung leichter zu ertragen.

Statt einen so großen Theil des jährlichen Einkommens des Eigenthums in Anspruch zu nehmen, benützt man den Augenblick wo es seine Besitzer wechselt, um sich für das Recht des Tausches zahlen zu lassen. Man denkt, daß der Augenblick, in welchem der

Käufer verpflichtet sein wird, den ganzen Werth des Eigenthums in seinen Händen zu vereinigen, um damit dem Verkäufer den Preis desselben zu bezahlen, der günstigste ist, um dem einen und dem andern einen Theil jenes Werthes, ein oder zwei Prozente, z. B. 1000 oder 2000 von 100,000 Franken abzufordern. Diejenige der beiden Parteien, welcher das Geschäft am meisten am Herzen liegt, wird diese Last tragen. Aber diese Last besteht dessen ungeachtet in Wirklichkeit, obgleich die Gelegenheit sie zu erheben, klug erwählt ist. Denn eine Erde, deren Kaufpreis sich erhöht hat, gibt nicht mehr denselben Ertrag.

Stirbt der Vater, oder hinterläßt der sterbende Onkel seinem Sohne oder Neffen ein Grundstück oder Haus, so ist der Uebergang des Eigenthums von einer Hand in die andere ebenfalls eine günstige Gelegenheit für die Erhebung der Steuer, denn derjenige, welcher reich oder wohlhabend wird, darf keinen Anstand nehmen, eine Summe zu bezahlen, die strenge genommen, wenn die Steuer mäßig, nur eine geringe Verminderung des Reichthums oder Wohlstandes ist, der ihm zufällt. Ist die Erbfolge keine direkte, nicht zwischen Vater und Sohn, sondern von dem Oheim auf den Neffen, oder von einem entfernten Verwandten auf einen andern, so ist es erklärlich, daß die Abgabe zunimmt, denn je weniger das Erbrecht auf der Natur beruht, desto mehr stützt es sich auf das gesellschaftliche Herkommen, welche das Eigenthum beschützt; zu einem um so größern Danke ist der Erbe folglich gegen den Staat, gegen die Gesellschaft, gegen den Fiscus, der sie vorstellt, verpflichtet. Wenn aber die Höhe dieser Abgabe nur den versteckten Zweck hätte, das Eigenthum selbst zu confisciren, so wäre dies von Seiten des Staates ein Betrug, der von Seiten der Steuerpflichtigen mit gleicher Münze zurück bezahlt werden würde. Jeder Seitenverwandte, welcher nach seinem Tode ein Viertheil oder ein Drittheil seiner Erbschaft der Confiscation ausgesetzt wüßte, würde die Natur seiner Güter verändern, sie in unbewegliches Eigenthum verwandeln, um hierdurch die Ansprüche des Fiscus zu hintertreiben, und der Staat wäre auch in diesem Falle für seinen zu hohen Aufschlag bestraft. Jene Art der Abgabe, welche das Lehen- und Erbrecht ausmacht, hat mit der direkten Steuer das gemein, daß sie auf einem Eigenthum beruht und dessen ungeachtet unwandelbar wie die direkte Steuer ist, sie hängt von der Bewegung der Dinge ab, wird größer oder geringer mit dem allgemeinen Wohlstande, wie die Verzehrungssteuern; das ist eine wahrhafte indirekte Steuer, mit der das Eigenthum belegt wird. Man ist auch darauf verfallen, die Uebertragungen, welche nicht vor einem Notar vollzogen werden, zu besteuern, indem man verlangt, daß das Papier, welches den Vertrag enthält, oder auch zur Ausfertigung der gerichtlichen Akte dient, einen Stempel tragen, welcher nicht aufgedrückt wird, als gegen Erlegung einer gewissen Abgabe. Diese Stempelabgabe erhebt der Staat, indem er öffentlich das verkauft, was man Stem-

pelpapier nennt. Endlich, obgleich die Gerechtigkeit in allen nach freien Grundsätzen verwalteten Ländern unentgeldlich sein muß, ist es dessen ungeachtet natürlich, von demjenigen, der sich an sie wendet, gewisse Gebühren für die gerichtlichen Akte zu verlangen, denn einerseits muß er, weil er sie öfters als andere in Anspruch nimmt, auch etwas zu dem Dienste beitragen, dessen Lasten er vermehrt, und anderseits sind die hab- und streitsüchtigen Leute, die sich um ein Eigenthum zanken, eben so wenig, wie Käufer und Verkäufer unglücklich, wenn sie etwas mehr ausgeben müssen, um ein Kapital zu erwerben oder zu erhalten.

Ebenso wie die Grundsteuer, die sich nach unendlichen Abstufungen vermindert und in dem Augenblicke erhoben wird, wo dieses der Gegenstand eines Tausches oder einer Bestreitung ist, fast eine indirekte Steuer wird, ebenso mannigfaltig sind auch die Veränderungen, welche die Steuer erträgt, die von den Gewinnsten der Arbeit erhoben wird.

Manchmal wird die Steuer per Kopf erhoben, ohne auf die Fähigkeiten der Menschen Rücksicht zu nehmen und heißt dann die Kopfsteuer, manchmal wird sie per Kopf erhoben und nimmt Rücksicht auf die verschiedenen Fähigkeiten, welche sie aus den wahrscheinlichsten Anzeichen zu erkennen strebt. So haben wir in Frankreich eine gesteigerte Kopfsteuer, welche man Personal- und Vermögenssteuer nennt. Jedes Individuum zahlt für seine Person für drei Arbeitstage 3 Franken, 4 Franken 50 Cent. je nach der Gegend und noch dazu einen Aufschlag, welcher im Verhältniß zu seiner Miethe steht, die das gewöhnlichste Zeichen der Wohlhabenheit eines Jeden ist, so daß der Bauer 3 Franken, der Bewohner eines Hotels in Paris 500, 1000, 1500 Franken zahlt.

Um noch gewisser zu sein, alle Personen im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten zu besteuern, wendet man sich an alle Jene, welche ein industrielles Gewerbe ausüben, theilt sie in verschiedene Klassen und verpflichtet sie, ein Patent zu kaufen, das mit 30 bis 2000 Franken, ja sogar noch darüber bezahlt wird.

Wir besitzen eine andere stufenmäßige Abgabe auf den Fenstern, welche man die Fenster- und Thürensteuer nennt, die den Luxus der Wohnungen trifft, indem sie die Zahl der Oeffnungen des Hauses belegt. Alle diese Steuern, welche den Zweck haben, die verschiedenen Gattungen des Einkommens zu treffen und entweder auf das Eigenthum oder auf die Personen fallen, bald direkt, bald indirekt erhoben werden, sind auf diese Weise wahrhafte indirekte Steuern, wie die auf Verzehrungsgegenstände. So kömmt es, daß man nur selten die Lebensmittel der dringendsten Nothwendigkeit, wie z. B. das Brod, mit einer Steuer belegt, aber die geistigen Getränke, die entweder als Nahrungsmittel im Schooße der Familie verzehrt werden, oder aber auch in den Wirthshäusern zur Völlerei verleiten, schon viel häufiger. Gibt es z. B. ein Produkt von geringem Werthe, wie das Salz, dessen Bedarf allge-

mein ist, und das alle Consumenten an einem einzigen Orte holen müssen, so legen die Regierungen wegen dieser Allgemeinheit des Gebrauchs und wegen der Leichtigkeit mit der man den Gegenstand am Orte seiner Erzeugung, bei den Salzbergwerken, findet, eine Steuer auf das Salz. Das haben sie in allen Ländern und zu allen Zeiten gethan, nur war diese Salzstufe nach dem Verhältniß der Stufe der Civilisation, auf welcher das Volk stand, mehr oder weniger hoch. Die Salzsteuer ist auch eine Gattung Kopfsteuer, denn alle Bewohner eines Landes zahlen sie gleichmäßig, aber man fühlt sie nicht, weil sie sich in der Verzehrungssteuer verbirgt.

Da es endlich das Prinzip der indirekten Steuern ist, die allgemeinsten oder solche Verzehrungsgegenstände zu belegen, von welchen die Steuer am leichtesten zu erheben ist, oder solche, deren hierdurch erfolgte Preiserhöhung aus keiner Rücksicht verwerflich ist, so hat man, sobald die Tabakspflanze in Europa heimisch geworden ist, darauf Bedacht, sie zu besteuern. Das Rauchen ist den Matrosen gegen den Scorbut, den Soldaten gegen die Leiden des Bivouaks nützlich; bei den friedlichen Einwohnern unserer Städte ist es ein elegantes Laster, das keine Vergünstigung verdient; dessen ungeachtet wird diese Gewohnheit im Interesse des Staatsschatzes aufgemuntert. Manche Regierungen, die sich durchaus nicht um eine Verzehrung bekümmern, die ein Laster ist, haben ein sicheres Mittel gesucht, dabei eine Steuer zu gewinnen, und haben den Tabak selbst fabrizirt, das nennt man das Monopol des Tabaks. In den Zeiten der Vernunft bekriegte man jedes Monopol, denn der Staat soll nichts Anderes, als Kanonen, Pulver, Kriegsschiffe fabriziren, weil er die Sorge dieser Erzeugung Niemanden übergeben kann. Nichts desto weniger hat die Wichtigkeit einer Steuer, die Frankreich jährlich 120 Millionen einträgt, auf alle Gründe vergessen gemacht, die man gegen dieses Monopol geltend machen könnte.

Gewisse öffentliche Dienste haben den Staaten, wie die Posten, die Gelegenheit einer Einnahme geliefert, indem sie sich etwas theuerer bezahlen ließen, als sie kosten. Das sind die unendlichen Verschiedenheiten der Steuern in den modernen Staaten, die sich unter einander nach den Oertlichkeiten und nach den Gestalten verändern, welchen der Reichthum bei jedem Volke annimmt.

Ebenso wie die Wasser, die unter der Erde eine gewisse Richtung einschlagen, an einer bestimmten Stelle der Oberfläche sich vereinigen und in reichen Quellen hervorsprudeln, nehmen auch die Steuern eine jedem Lande eigenthümliche Gestalt an und ziehen die Aufmerksamkeit der Regierungen, welche die Natur zu beobachten verstehen, auf sich. In der handelsreichen Insel England findet sich fast der ganze Reichthum in Seestädten. In demselben Lande, das ungemein viel verzehrt und wo die Getränke in einzelnen großen Fabriken erzeugt werden bilden die Excise, die auf den Grund einer bei den Brauern vorgenommenen Untersuchung erhoben wird,

mit den Douanen fast den einzigen Ertrag der Steuern. Das Einkommen der Personensteuer, ohne irgend eine Grundsteuer, liefert den nöthigen Zuschuß. In Holland, in jenem Lande allen Commissionshandels, das für alle Völker frachtet, machen die Abgaben auf die Schiffsladungen, auf den Durchzug durch gewisse Kanäle und Häfen, die vorzüglichste Quelle der Einnahme des Staates aus. In der ackerbauenden Lombardei hat man darauf gedacht, jedes Erzeugniß der Erde, das seine Stelle wechselt, zu besteuern, sogar den Heuwagen, der vom Pachthof auf den Markt geführt wird! (Ich spreche jedoch von Verhältnissen, die vor 1789 bestanden, ehe noch die französische Staatsumwälzung dazu beigetragen hatte, den eigenthümlichen Charakter eines jeden Landes zu verändern.) In Frankreich, wo der Ackerbau, die Industrie, der Handel zugleich betrieben werden, sieht man jene Verbindung verschiedenartiger Steuern eintreten, welche eine der gerechtesten auf der ganzen Erde ist.

So tragen die Steuern den Grundzug des Landes und der Oertlichkeit. Sie ruhen meistens darauf, worauf der Reichthum beruht. Man soll und muß nach und nach die Formen der Steuern stets gerechter und milder machen, aber es ist gefährlich, jene zu unterdrücken, welche ein langer Gebrauch geheiligt und in Gewohnheiten verwandelt hat, und neue an ihre Stelle zu setzen, zu welcher die lange beobachtete Beschaffenheit eines Landes bisher keinen Gedanken gegeben hat. Das wäre so viel, als das Wasser da suchen, wo es nicht hervorsprudelt. Dann muß man tief graben, um es zu finden, und es sich große Mühe kosten lassen, um es auf die Oberfläche zu leiten. Eine andere sehr gegründete Bemerkung ist die, daß die Steuern um so weniger drücken, je verschiedenartiger sie ihrer Natur nach sind und je mannigfaltiger die Art ihrer Erhebung ist. So beweist die Turnkunst, daß ein Mensch von einem Gewichte, das in einem Körper vereinigt wird, erdrückt würde, während er es leicht erträgt, wenn es auf den ganzen Körper vertheilt ist. Diese Beobachtung läßt sich sehr gut auf die Steuern anwenden.

Gründe dieser Art haben im Allgemeinen das Verfahren der Regierungen festgestellt. Man glaubt, daß sie sich zu allen Zeiten darauf verlegt haben, das Volk mit Steuern zu überhäufen, auszusaugen, die Last des Reichen zu erleichtern und den Armen zu erdrücken. Dies zeigt von einer vollständigen Unkenntniß der Geschichte. Die Regierungen waren stets bestrebt, das meiste Geld mit den wenigsten Leiden der Gesammtheit zu erringen, so wie der Mensch in allen Ländern, indem er die Kraft der Hausthiere zu benützen sucht, sich bestrebt hat, sie auf die für sie am wenigsten schmerzliche Art zu verwenden, die ihnen zugleich erlaubte, eine größere Kraft in Bewegung zu setzen. So spannt er die Ochsen mit dem Kopf, die Pferde mit der Brust ein. Man sieht, daß ich mich nicht darauf verlege, den Regierungen oder Völkern durch meinen Vergleich zu schmeicheln. Ich bestrebe mich blos, die Wahr-

heit zu erfassen. Die Regierungen bestrebten sich stets so wenig als möglich die Steuerpflichtigen zu drücken. Sie haben es versucht, viel einzunehmen und ihnen doch das Leben so leicht als möglich zu lassen, weil jede ersparte Forderung, wie ich es schon bemerkt habe, zugleich auch eine neue Steuer für die Zukunft möglich machte. Der Fiscus hat kein Unrecht gethan, aber jene Politik, die bald zu kriegerisch, bald zu prachtliebend und immer unvorsichtig war. Der Fiscus schonte die Völker, so viel er konnte, ohne erst davon zu reden, daß er oft von weisen Ministern geleitet wurde, wie Sully, oder von reich begabten Männern, wie Colbert, oder von Menschenfreunden wie Turgot, welche sich bestrebten die Menschen glücklich zu machen, indem sie der Regierung Klugheit und Vorsicht auferlegten.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Verbreitung der Abgaben. Die Abgabe vertheilt sich bis ins Unendliche und strebt darnach, sich in dem Preise der Gegenstände aufzulösen, dergestalt, daß jeder seinen Theil dazu beiträgt, nicht etwa nach Maßgabe der von ihm dem Staate gezahlten Steuer, sondern nach seinem Verbrauche.

Es ist keineswegs meine Absicht, hier eine vollständige Abhandlung über das Finanzwesen zu schreiben, deshalb habe ich auch nur die Haupt-Arten der Abgaben kurz angegeben, damit man daraus abnehmen könne, in welchem Geiste die verschiedenen Regierungen bei Ausschreibung derselben verfahren haben. Ich will den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit nicht aus dem Auge verlieren und mich bemühen, diejenigen Formen von Steuern aufzufinden, die dem Volke große Vortheile darbieten, zum Unterschiede von denen, welche ihm lästiger sind, wohl verstanden: lästiger dem Reichen, leichter dem Armen. Ich stehe keinen Augenblick mit dem Ausspruche an, daß der letzteren, wo dem Armen Erleichterung gewährt wird, mit aufrichtiger Wärme der Vorzug gegeben werden müsse, und dies nicht nur aus Klugheit, sondern aus der jedem menschlichen Herzen innewohnenden Güte. Unglücklicherweise gibt es keine einzige Steuer, die uns diesen Charakter darbietet. Ebenso wie unser Auge vom Anscheine gar leicht zu dem falschen Schlusse geführt werden kann, daß nicht die Erde, sondern die Sonne sich bewege, ebenso scheint es auch, als ob diese Steuer nur auf einer Klasse laste, jene auf einer andern, und doch ist dem durchaus nicht so. Die selbst für den Armen beste Steuer ist diejenige, welche auch dem allgemeinen Vermögenszustande des Staates am angemessensten ist, und man kann sich nicht genug davon zu überzeugen suchen, daß dieser allgemeine Vermögenszustand weit mehr den des

Armen, als den des Reichen umfaßt. Was nun die Art und Weise, betrifft, nach welcher die Steuer auf die verschiedenen Klassen vertheilt sein soll, so kann man folgendes als das einzig Wahre aufstellen: Diese Steuer soll sich nach dem, was ein Jeder verbraucht, richten, und zwar aus dem weniger beachteten und noch weniger verstandenen Grunde, daß die Steuer sich bis ins Unendliche von einem Gegenstand auf den andern zurückwirft und auf diese Weise mit dem Preise derselben verschmilzt, dergestalt, daß, wer eine größere Anzahl von Gegenständen einkauft, auch im Verhältniß höhere Steuer erlegt. Ich habe dies mit der Bezeichnung Verbreitung der Steuer belegt, einer der Physik entlehnten Bezeichnung, wo Verbreitung des Lichts jene zahllosen Reflekte genannt werden, in Folge dessen das Licht, sobald es sich nur durch die geringste Oeffnung zu einem dunkeln Orte den Zugang verschaffen kann, sich darin nach allen Richtungen vertheilt und auf diese Weise alle Gegenstände erreicht und sie beleuchtet. Es ist durchaus meine Art nicht, sonderbare Meinungen aufstellen zu wollen, mir sind die einfachen, allgemein verbreiteten weit lieber, ganz so wie ich von den Eigenschaften des Geistes den gesunden Verstand am liebsten habe. Wäre die von mir so eben ausgesprochene Behauptung sonderbar, so fände ich keinen Geschmack daran, sie ist aber wahr, im strengsten Sinne wahr, und ich will sie näher entwickeln, mich bestreben darzuthun, wie wenig gegründet eine Menge von schädlichen Irrthümern sind die unter den Armen verbreitet, jener Klasse, der man so gerne alle möglichen Dienste leisten möchte.

Auf den ersten Anblick erscheint es, als ob eine Steuer bezahlt würde, während sie in Wahrheit von demjenigen, dem man sie abverlangt, nur vorgestreckt wird, daß sie in Wirklichkeit aber auf Alle in einem Verhältniß vertheilt ist, welches ich näher zu erörtern versuchen will.

Ein Fabrikant, der einen Stoff erzeugt, muß nothgedrungen folgendermaßen verfahren oder er geht zu Grunde. Er bezahlt die Grundsteuer für seine Fabrik, den Zoll für die Wolle, Baumwolle, das Eisen, je nachdem er einen dieser Stoffe verarbeitet, zahlt ferner Abgaben für die Maschinen, die er anwendet, die Steinkohlen, die er verbrennt, er zahlt endlich den Lohn des Arbeiters, der in Paris selbst 3 Franken, außerhalb der Mauthämter 2 Franken beträgt, weil der Arbeiter für seine Ausgaben an Verbrauchssteuern durch einen höheren Gehalt entschädigt werden muß. Dieser Fabrikant zahlt ferner für das Patent einen der Bedeutung seines Betriebs angemessenen Preis, zahlt eine der Ausdehnung der von ihm verwendeten Baulichkeiten verhältnißmäßige Personal- und Vermögenssteuer, und endlich noch fallen ihm alle andern Steuern zur Last, die auf den von ihm verbrauchten Gegenständen haften. Er rechnet diese verschiedenen Ausgaben unter die Handlungsunkosten, setzt darnach den Kostenpreis fest, und nach diesem muß er sein Fabrikat verkaufen. Es ist sehr leicht möglich, daß er sich

nicht genaue Rechenschaft von allen den Elementen ablegt, die zur Feststellung des Kostenpreises dienen müssen, und diesen Fall sehen wir wirklich täglich bei den gerichtlichen Untersuchungen eintreten. Gleichwohl, wissentlich oder nicht, er folgt nichtsdestoweniger dem Gesetze der Nothwendigkeit, alle seine Auslagen, und noch irgend einen Gewinnst in dem Preise, den er auf seine Erzeugnisse setzt, wieder zu finden.

Nehmen wir einmal den Fall an, daß es ihm gelungen wäre, Käufer an sich zu ziehen, daß diese Käufer vielen Geschmack an seinen Waaren finden und ihm dadurch ein höherer Gewinn erwächst, als andere Industriezweige abwerfen. Was geschieht? Augenblicklich finden sich Concurrenten ein, die ihm seinen Verdienst schmälern wollen. Ein Vater will z. B. seine Kinder etabliren. Er hat erfahren, daß in der letzten Zeit beträchtliche Summen mit der Flachsspinnerei, Zuckersiederei, Eisengießerei gewonnen worden sind. Er richtet seinen Kindern eine Fabrik von dieser Art ein, vermehrt die Masse der Erzeugnisse, die höheren Gewinnst abwarfen, als andere, und bewirkt endlich, daß dieser Gewinnst sich verringert. Da, wo früher Gewinnst möglich war, verliert man jetzt. Der glückliche Fabrikant, der noch vor Kurzem so viel gewann, sieht plötzlich in seinem Wohlstande einen traurigen Stillstand eintreten. Er hält sich nichts destoweniger noch eine Zeitlang aufrecht, arbeitet mit Verlust, um seinen Erwerbszweig nicht im Stiche zu lassen, gibt der traurigen Nothwendigkeit nach, solche Preise zu stellen, die seine Kosten, Abgaben und Rohstoffe nicht einmal decken. Tritt eine Verminderung des Verlustes ein, so verharrt er in der Fabrikation, vergrößert sich derselbe fortwährend, so gibt er sein Geschäft auf, um nicht gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Kurz, er arbeitet nur so lange fort, als es ihm noch möglich ist, einen wenn auch noch so geringen Vortheil zu ziehen, einen Vortheil, der vorerst die oben genannten Ausgaben in sich faßt und dann noch etwas für ihn übrig läßt.

Die von ihm als Vorschuß entrichtete Steuer muß sich also immer in dem Preise der von ihm fabrizirten Erzeugnisse wieder finden, und der Käufer zahlt diese Steuer mit der Waare selbst. Trägt dieselbe ein wenig mehr zur Erhöhung des Preises bei, als es dem Käufer lieb ist, nun so begnügt sich dieser damit, weniger einzukaufen. Sein Geschmack überwindet jedoch den Gedanken an die Höhe des Preises, er verharrt, bezahlt, und läßt die Waare, die ihm zusagt, in einer seinem Verlangen entsprechenden Quantität anfertigen. Die Steuer macht also in Wirklichkeit einen unzertrennlichen Theil des Preises der Gegenstände aus, und es hängt von dem Verlangen des Käufers derselben ab, zu dieser Steuer mehr oder weniger beizutragen.

Findet dieses blos bei den Fabrikerzeugnissen statt? Ganz und gar nicht. Der Pächter, der Getreide aussät und Heerden züchtet, muß ebenfalls in dem Preise für sein Korn und seine

Schaafe, nicht nur seinen Pachtzins, die Aussaat, den Tagelohn für seine Arbeiter, der im Verhältnisse mit den von diesen letzteren gezahlten Abgaben steht, sondern auch die Ausgaben für Grund- und Personalsteuer wiederfinden. Könnte er das nicht, so hinge er sein Geschäft als Pächter an den Nagel. Auf diese Weise bieten sich das Brod, der Wein, das Fleisch dem Consumenten mit Steuern aller Art belastet dar, von deren letzteren die Grundsteuer einen ansehnlichen Theil ausmacht. Der Pächter hat also nichts anderes als alle anderen Produzenten gethan; er hat die Abgaben vorgeschossen, er muß späterhin wieder in den Besitz derselben gelangen, wenn anders sein Gewerbe bei längerer Fortsetzung nicht sein Vermögen zerrütten soll.

Der Arbeiter, der von allen Mitarbeitern zur Anfertigung aller Erzeugnisse der abhängigste ist, befindet sich ganz in derselben Lage. Er muß unbedingt in dem gewonnenen Tagelohne die von ihm gezahlten Abgaben wieder finden, sonst wechselte er sein Gewerbe, oder er stürbe dabei Hungers, und geschieht es ihm nicht, so ereignet es sich bei seinen Nachfolgern, die ein Gewerbe im Stiche lassen würden, deren Betrieb unmöglich geworden ist. Den Beweis davon liefert der Umstand, daß der Arbeiter im Innern von Paris einen ungleich höheren Lohn bezieht, als der außerhalb der Thore Beschäftigte und dies einzig und allein aus dem Grunde, weil Ersterer den Eingangszoll für alle Lebensmittel bezahlen muß, von denen Letzterer befreit ist. Ebenso ist der Arbeiter von Paris besser bezahlt, als der in Rouen oder in Nevers, in demselben Gewerbe wohl verstanden, und angenommen, daß sie dieselbe Stellung in ihrem Erwerbszweige einnehmen.

Der Baumwollenspinner z. B. im Innern der Stadt Rouen erhält 2 Franken, während der arme Weber auf dem Lande, der in seiner kleinen Hütte arbeitet, sich mit 30 Sous begnügen, und hierbei noch weit glücklicher schätzen wird. Geschieht es aber aus Wohlwollen, daß der Fabrikant dem Einen 40, dem Andern 30 Sous bezahlt? Sicherlich nicht. Er braucht den Arbeiter im Innern der Stadt, und er bezahlt nur seine Abgaben, wenn er ihm 40 Sous anstatt 30 giebt. Ein Meubelhändler will Meubel in Paris verfertigen lassen, weil dieselben bei dem hohen Rufe, in dem sie wegen des Geschmackes ihrer Fabrikanten stehen, in einem höheren Preis stehen. Gleichzeitig ist aber auch in Paris wegen der Abgaben Alles theurer. Der Meubelhändler, von dem hier die Rede ist, zieht nur den Arbeiter dadurch an sich, daß er ihm 4 Franken anstatt 2 bezahlt.

Auf diese Weise nimmt die Abgabe, die augenblicklich von einem auf den andern Gegenstand zurückgeworfen wird, endlich seinen Platz in dem Preise der Waaren ein, und dieser Preis richtet sich gleichzeitig nach den Lasten, die auf ihm ruhen, und nach dem Bedürfniß des Consumenten, wenn es sich um nothwendige Dinge handelt, oder nur nach dem Geschmack, wenn von

einem reinen Luxusgegenstande die Rede ist. Sind die Erzeugnisse zu hoch im Preise, weil zu viel Abgaben darauf lasten, so schränkt man Bedürfnisse ein, bezähmt den Geschmack für Entbehrliches, der Verbrauch vermindert sich, und mit ihm die Steuer selbst. Die Neigung, sich jeden Gegenstand anschaffen zu wollen, bestimmt mit einem Worte dessen wirklichen Preis, und folglich auch den Antheil, den ein Jeder von uns an der Entrichtung der Steuer hat. Es ist Sache des Fiscus, einzelne Erzeugnisse nicht zu hoch zu besteuern, um den Käufer nicht davon abwendig zu machen, wenn anders nur ein Interesse vorhanden ist, diese Industriezweige in ihrer Entwicklung zu befördern. Diese Zertheilungen sind noch viel zahlreicher, als man es mit Worten ausdrücken kann; denn das Brot ist erstlich mit der auf dem Boden haftenden Steuer belastet, trägt auch einen Theil derjenigen, die der Arbeiter für sein Kleid, die der Landmann für die Pflugschaar entrichtet; das Eisen, das zur Zusammensetzung der Pflugschaar dient, trägt einen Theil der Grundsteuer für den Eisenhammer, die Abgabe auf Kohlen und Maschinen, und endlich auch einen Theil aller Abgaben, die für Brot und Kleider erhoben worden sind. Das Kleidungsstück wiederum wird direkter oder indirekter Weise mit den so eben aufgeführten tausend und tausend zertheilten Steuersätzen belegt, und erleidet dadurch gleichfalls eine Erhöhung im Preise. Ja, jemehr ein Erzeugniß zusammengesetzter Beschaffenheit ist, je prächtiger es angefertigt wird, je mehr Vorarbeiten es bedurft hat, um es herzustellen, je theurer es endlich ist, desto mehr wird es nach und nach von jenen Vertheuerungen betroffen sein, die alle aus den verschiedenen Wirkungen der Abgabe entspringen. So wird z. B. ein Staatswagen, zu dessen Bau Holz, Eisen, Leder, Spiegelfenster, Seidenstoffe, Lack verwendet worden, bei welchem Arbeiter aller Gattung beschäftigt waren, weit mehr mit diesen Vertheuerungen belastet sein, die sich von den verschiedenen Beisteuern, welche von dem gesellschaftlichen Schutze erheischt werden, herschreiben.

Kurz, wäre es möglich, alles was dem Menschen zu seiner Nahrung, Kleidung, zu seinem Putze, zur Erholung für Körper und Geist dient, einer ebenso vollkommnen moralischen Analyse zu unterwerfen, als dies in chemischer Beziehung geschehen kann, dann würde man in dem käuflichen Werthe aller Gegenstände mehr oder minder beträchtliche Bestandtheile aller Abgaben finden, und zwar in unendlich viele kleine Theile zertheilt. Mit einem Worte: der Werth eines Dinges besteht in einer Mischung aller Arten von Arbeit, die zu seiner Anfertigung beigetragen haben; die Arbeit des gesellschaftlichen Schutzes wird durch die Steuer vertreten, sie muß also einen wesentlichen Bestandtheil jener Mischung ausmachen. Folglich, derjenige, der am meisten von allen diesen Gegenständen verbraucht, zahlt auch den größten Theil der Steuern, und so treffen wir hier denn auf eins der weisesten, beruhigendsten Ge-

setze, daß der Reiche im Grunde genommen immer am meisten Steuern entrichtet, wie es die Regierungen auch immer anfangen mögen, um es in Ausführung zu bringen. Berechtigt aber diese strengwahre Theorie zu dem Schlusse, daß alle Systeme von Abgaben gleichen Werth besitzen? Gott bewahre mich davor, eine solche Irrlehre aufstellen zu wollen. Es ist erstlich eine Gleichheit der Steuer unbedingt erforderlich, wenn nicht traurige Ereignisse aus dieser schreienden Ungerechtigkeit hervorgehen sollen. Gehen wir z. B. in jene Zeiten zurück, wo nicht jedes Landstück mit Steuern belegt war. Das Getraide des von Steuern befreiten kam den Besitzer natürlich billiger, dies hinderte ihn aber nicht, dasselbe ebenso theuer zu verkaufen, als das Getraide, welches auf den mit Steuern belasteten Landstücken gebaut wurde — dies war eine der ungerechtesten Begünstigungen. Nehmt einen Fabrikanten an, der das Geheimniß besitzt, ein Erzeugniß billiger zu liefern; dieser Mann wird einen größeren Gewinn ziehen, der gesetzmäßig ist, sobald er ihn der Frucht seines Genies verdankt, der ungesetzmäßig wird, sobald er auf eine Begünstigung begründet ist. So verhielt es sich mit dem Edelmanne, der Grundstücke besaß. Nehmt jetzt eine Ortschaft an, die weniger Abgaben zahlt als eine andere; die eine genießt das unverdiente Vorrecht, ihre Erzeugnisse billiger anbieten zu können als die andere, wobei die erstere immer noch die Aussicht hat, zu eben so hohem Preise zu verkaufen. Denkt Euch nun endlich einen Fabrikanten, dem es gelänge, sich den Rohstoff durch Schmuggelei und ohne Entrichtung des Zolles zu verschaffen; auch hier träte der Ausnahmsfall ein, sein Produkt billiger anfertigen und ebenso theuer als alle andern, die nicht desselben Vortheils genießen, verkaufen zu können. Das nothwendigste aller Gesetze ist daher Gleichheit der Steuer, Gleichheit der Bedingungen bei der Produktion für Alle.

Noch andere Betrachtungen bleiben zu erörtern übrig, Betrachtungen, die wohl zeigen werden, daß die Wahl in der Art der Auferlegung der Steuer ganz und gar nicht ohne Wichtigkeit sei. Wenn es auch wahr ist, daß die Abgabe dadurch, daß sie auf den Preis der Gegenstände geschlagen wird, nur als ein Vorschuß betrachtet werden kann, so bleibt sie nichts destoweniger für denjenigen, der diesen Vorschuß leistet, eine große Last, auf die man Rücksicht nehmen muß. Denn sehr häufig wird ihm dieser Vorschuß nicht rasch genug zurückerstattet, so kommt es, daß den Werthgegenständen eine falsche Richtung gegeben wird, welche auf den, der diesen Zustand ertragen muß, schwer drückt, bis denn endlich die Preise nach dem Tarife festgestellt sind. Dadurch eben, daß die Abgabe sich auf alle Gegenstände zertheilt, macht sie einige derselben ein wenig theurer, und auch in dieser Beziehung können traurige Folgen für die Produktion der übertheuerten Gegenstände hervorgehen. Die Abgabe kann endlich gar lästig werden und viele Ausgaben verursachen, je nach der Methode der Erhebung.

Alles dieses erfordert eine genaue Erwägung. Die genaue auf Thatsachen begründete Beobachtung hat nichts destoweniger folgendes Resultat ergeben: Für den Augenblick lastet die Abgabe, welche für ein Grundstück, ein Hammerwerk, als Grundsteuer, für den Eintritt der Rohstoffe als Zoll an den Grenzen, für den Eintritt der Eßwaaren in eine Stadt an den Thoren als Mauth entrichtet wird, für den Augenblick, sage ich, lastet diese Abgabe auf demjenigen, der sie erlegt. Gar bald wird sie ihm aber mit dem Preise seiner Waaren wieder erstattet, und sie wird in Wahrheit zuletzt von dem Käufer allein entrichtet, im Verhältnisse zu seinen Einkäufen. Ich kann diesen ganzen Prozeß nicht besser vergleichen, als mit jener wunderbaren Erscheinung des Lichtes, das zuerst in grader Linie auf die Gegenstände fällt, und dann das strahlende Licht benannt wird, das dann von einem Gegenstande auf den andern zurückgeworfen wird, die Atmosphäre gleichsam mit einem Fluidum anfüllt, und selbst Gegenstände trifft und beleuchtet, die durchaus nicht seinem direkten Strahle ausgesetzt sind, und in dieser unendlich vielfältigen Zertheilung, an dem jeder Gegenstand seinen Antheil hat, zertheiltes Licht genannt wird. Aus diesem Grunde habe ich auch dieses in ökonomischer Beziehung auftretende Phänomen zurückgeworfene Zertheilung der Steuer genannt.

Ich will auch ohne Verzug die entstehenden Folgen angeben: Man sagt: Die Besteuerung des Eigenthums trifft den Reichen, sie muß erhöht werden; die Abgabe für Verbrauchsgegenstände trifft den Armen, man muß sie erniedrigen. Das heißt mit andern Worten: Erhöhung der direkten Steuer, Verminderung der indirekten. Nun, lassen wir doch einmal den Umstand ganz außer Acht, daß das Grundbesitzthum in Frankreich in den Händen des Armen ist, da jeder Bauer einen kleinen Antheil hat; so möchte ich eine Antwort auf folgende Frage haben: Ist es wahr oder nicht; übt die Grundsteuer je nachdem sie höher oder niedriger ist, einen mehr oder minder großen Einfluß auf den Preis des Getraides oder Fleisches aus, und dies aus dem Grunde, weil der Pächter, der Getraide anbaut oder Vieh züchtet, die ihm entstandenen Kosten mit den Steuern vor allen Dingen decken muß? Nun wohlan! Die Grundsteuer erhöht das Brot und Fleisch für das Volk im Preise. Ist dies besser, als den Wein, den es im Wirthshause trinkt, theurer zu machen? Da wird man wohl einen Luxusgegenstand mit einer Steuer belegen wollen: Was ist die Folge davon? Die Produktion dieses Artikels nimmt alle die hierbei beschäftigt gewesenen Handwerker, ergreifen ein anderes Gewerbe, und drücken durch ihre Ueberhäufung den Arbeitslohn herab. Ist dies etwa auch einer von jenen vielen Auswegen, den ärmeren Klassen nützliche Dienste zu erweisen? Die Art und Weise, mit welcher man heut zu Tage bei Einrichtung der Abgaben und Werke zu gehen vorschlägt, und die unter allen am meisten Anhänger

findet, ist auf eine traurige Kurzsichtigkeit begründet, und bürgt Folgen, deren trüben Ausgang ich im folgenden Kapitel darthun werde.

Sechstes Kapitel.

Von den Vor- und Nachtheilen, die aus den Abgaben hervorgehen können. Die Veränderungen, die am Allerhäufigsten in dem Systeme der Abgaben im Interesse der Arbeiterklasse vorgeschlagen werden, sind nicht immer diejenigen, die am meisten zu wünschen wären.

Man sieht nunmehr deutlich, daß es nicht so leicht ist, als man meint, richtige Maßregeln zu treffen und Fehler zu vermeiden. Man erkennt jetzt ebenso die Wahrheit schon an, daß man durch Erhöhung der direkten und Verminderung der indirekten Steuern, ebenso wenig das Loos des Armen verbessert, als das des Reichen verschlimmert hat.

Ich kenne keine einzige Abgabe, seitdem die französische Revolution Gleichheit aller Bürger hervorgerufen, den Unterschied zwischen Ländereien, die dem Adel angehörten und denen, die Bürgerliche zu Besitzern hatten, aufgehoben, seitdem sie eine möglichst gleiche Steuervertheilung im ganzen Gebiete Frankreichs vorgenommen, verschiedene Arten von Steuererhebung abgeschafft, die Ausnahmen, den besonderen Vergünstigungen ein Ende gemacht hat: ich kenne keine einzige Abgabe, sage ich, die nicht begründet ist, und deren Abschaffung nicht eine für die Masse die Steuerpflichtigen äußerst drückende Erhöhung anderer Steuern nach sich ziehen würde.

Man beklagt sich über die indirekte Steuer, welche hauptsächlich auf den Einwohnern der Städte lastet, die man immer vor dem anderen Theile der Bevölkerung begünstigt. Man möchte gar gern diese Abgabe ganz unterdrücken oder doch wenigstens erniedrigen. Ist dies möglich, so bin ich ganz damit einverstanden. Wir haben aber schon vor 18 Jahren die Erfahrung gemacht, daß die Erniedrigung der Abgabe für Getränke eher den Weinwirthen als dem Volke zu Gute kam. Wie dem aber auch sein mag, ich will gerne einen nochmaligen Versuch zulassen, wenn man sosehr darauf hält. Ja, aber auf welche andere Steuer wird man denn die größere Last übertragen? Auf die Steuer, die der Reiche zahlt, antwortet man mir. Einverstanden, der Reiche wird sich hierzu bereitwillig erklären, wenn er sich damit die Gunst der mit Unrecht gegen ihn aufgeregten Arbeiterklassen wieder erwerben kann. Welches Auskunftsmittel werdet Ihr aber anwenden? Man könnte

nicht leicht eine Verminderung der Staatsausgaben annehmen; denn für den öffentlichen Unterricht nimmt man schon 70 oder 80 Millionen mehr als früher in Anspruch, man will die Wohlthätigkeitsanstalten vermehren, andere Völker unterstützen u. s. w. Man muß also andere Hilfsquellen an Stelle der verstopften auffinden. Wollte man eine Luxussteuer, z. B. auf Pferde schaffen? Ich bin es zufrieden. Die reiche Klasse Frankreichs ist aber in so geringem Grade wirklich reich, daß diese Luxussteuern, die in ganz England 30 Millionen abwerfen, in Frankreich kaum 10 Millionen betragen würden. Noch eins: Der Reichthum ist nicht bedeutend genug, um in dieser Beziehung allen Ansprüchen zu genügen, man sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Pferdezucht anzufeuern, und man giebt deßhalb für Gestüte zwei bis drei Millionen jährlich aus. Wäre es nun nicht ein sonderbarer Widerspruch, auf der einen Seite drei Millionen ausgeben zu müssen, um zur Verbesserung der Pferdezucht anzuspornen, und diesen Eifer auf der andern Seite zu hemmen, indem man dieselben Pferde mit ein oder zwei Millionen besteuert? Gut, ich will mich nicht in Streitigkeiten einlassen: Aber 5 oder 6 Millionen ersetzen doch nicht den Verlust von 100 oder 200 Millionen, um die sich die Einnahme des Staates durch Erniedrigung unserer Abgaben vermindern würde. Man schafft eine Einkommensteuer. Es sei. Ja wenn Ihr aber auch alle Reichen besteuert, von denen an gerechnet, die 10 oder 15,000 Franken Einkommen haben, bis zu denen die 100,000 Franken und darüber beziehen, so würde diese Abgabe höchstens nur 15 Millionen einbringen. Und wenn man ein wirklich der Beachtung werthes Resultat erzielen wollte, müßte man auch die große Menge, den mäßigsten Wohlstand, den Kleinhändler, ja selbst den Handwerker besteuern. Wie? Die Leiden aller derer, die ein Patent bezahlen müssen, die in dem Augenblicke unter der Last der Steuern zu erliegen drohen, so daß man gezwungen ist, sie von der Erhöhung von 45 Centimen zum Theil zu befreien, diese Leiden, sind sie Euch nicht ein schlagender Beweis, daß alle Welt sich in Verlegenheit befindet, daß die den Fähigkeiten gesteckten Grenzen überall erreicht sind, und man nur dadurch die Existenz des Steuerpflichtigen erträglich machen kann, daß man ihm nicht noch mehr Lasten aufbürdet, als er schon zu tragen hat? Das Volk leidet heute, wie wir es niemals haben leiden sehen. Ist dieser Zustand durch die Böswilligkeit der höheren Klassen herbeigeführt? Wollen diese es am Essen und Trinken hindern? Gewiß nicht. Es hat darin seinen Grund, daß der Reiche, in Schrecken gesetzt, seines Einkommens beraubt, dem Kaufmann nichts zu verdienen giebt, und dieser dann, ebenso sehr in Verlegenheit gesetzt, dem Volke keine Beschäftigung geben kann. Die hohen Klassen angreifen, heißt mit demselben Schlage die niedrigen treffen. Glaubt Ihr denn, daß ein Hieb auf den Kopf weniger schmerzt als einer auf den Arm oder den Fuß?

Kurz, werdet Ihr die abgeschafften Steuern dadurch ersetzen, daß Ihr das Eigenthum übermäßig belastet? Aber das Grundeigenthum ist in Frankreich schon unendlich zerstückelt. Bei 11 Mill. in dem Grundbuche eingetragenen Rechtstiteln auf Liegenschaften befinden sich nur 5 Millionen, die unter 5 Franken Steuer zahlen, 1751 tausend zahlen von 5 bis 10 Franken, 1,500,000 von 10 bis 20, nur 13,000 über 1000 Franken. Folglich ist das Land in Frankreich bei weitem mehr in den Händen des Armen als des Reichen, jedoch ist diese Bemerkung grade nicht von höchster Wichtigkeit, da die Steuer, genau genommen, mit der Zeit demjenigen, welcher sie gezahlt hat, zurückerstattet wird. Wenn man die Unkosten einer Produktion vermehrt, so bleibt sie immer hinter einer andern, bei welcher dieses nicht stattfand zurück, und wenn Ihr die Landwirthschaft höheren Steuern unterwerft, so schadet Ihr gewiß hierdurch ihrer Entwickelung. Man wird dies bei dem Baue des Getraides und bei der Viehzucht fühlen, denn Ihr werdet das Brod und das Fleisch vertheuert haben. Folglich wird Eure Steuer höchst wichtige Verzehrungsgegenstände treffen. Man hält sich so häufig und mit einiger Uebertreibung über den untergeordneten Zustand der französischen Landwirthschaft im Vergleiche mit der anderer Länder, namentlich Englands auf, und will die Ursache davon nicht einsehen. In England giebt es keine Grundsteuer. Pitt hat sie beiläufig mit 20 Millionen zurückgekauft. Auf dem französischen Ackerbau lasten 280 Millionen Abgaben, von denen der englische nichts weiß. Von dem besonderen Schutze, welchem dieser wichtige Zweig der Produktion eines Landes in England durch eine eigene Gesetzgebung, die erst vor Kurzem und vielleicht nur zufällig abgeschafft worden ist, will ich gar nicht reden. Aber man wirft uns immer die Unwissenheit unserer Landleute vor, die man stets verschwärzt. Glaubt man, er wisse es nicht, daß man auf einem Grundstück, das in diesem Jahre Korn trug, im nächsten Jahre nur dann wieder ernten kann, wenn man eine andere Frucht sät und viel Dünger verwendet? Nein, unser Landmann ist genug unterrichtet, um zu wissen, daß man alljährlich und aus jeder Erde ernten kann, wenn man in der Aussaat abwechselt und reichlich dünget, daß man, sage ich, in diesem Falle von gar keinen Brachjahren zu reden braucht. Das weiß er recht wohl, aber, da er viel Lasten zu tragen hat, so kann er sich nicht leichter Dünger, das ist Vieh, das ist Geld verschaffen. Uebrigens besteht auch die Verschiedenheit des Ertrages eines Grundstückes von einem andern bei weitem weniger in der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde als in den Capitalien. Ihr findet in Afrika und im Morgenlande herrliche Gegenden, die ganz unfruchtbar sind, während Ihr auf dem unfruchtbaren Sande zwischen Rotterdam und Antwerpen den herrlichsten Landbau der ganzen Welt sehet. Warum? Weil es in Holland Capitale, nicht aber im Orient und in Afrika giebt. Gehet in die Heiden der Landes, in die Heiden Preußens; trefft Ihr hie

und da auf ein großes Dorf, auf einen Marktflecken oder auf eine Stadt, so werdet Ihr ringsum die Erde nicht unfruchtbar sondern so reich als möglich finden. Wenn man die Erde zu stark belegt, so schadet man hierdurch nicht so sehr dem Ackerbauer als dem Aberbaue, indem man die Kosten des Letzteren vermehrt, obgleich auch die Verminderung seines Erwerbszweiges dem Landmann fühlbar wird.

Wollt Ihr vielleicht die Abgaben, welche Ihr zu unterdrücken beabsichtigt, aus andern Quellen schöpfen? Wo findet Ihr diese Quellen? Gewiß nicht, wenn Ihr die fremden Erzeugnisse zu hoch besteuert: welche bereits so hohe Eingangszölle ertragen, als es im Interesse der inländischen Industrie und des Handels für gut befunden wurde. Wollt Ihr daß ich Euch, hier angelangt, eine dringende Reform ans Herz lege? Eine neue Unternehmung, in welche man sich viel früher einlassen müßte, als in jene, die den zu großen Zudrang in den Wirthshäusern verhindern soll? Eure große Schifffahrt geht zu Grunde, es mangelt ihr an Fracht, d. h. an Gegenständen, die zur Uebersendung bestimmt sind.

Ihr habt seid 30 Jahren vielleicht ein Viertheil jener Schiffe verloren, die mit 4 bis 500 Tonnen nach den Antillen, nach Amerika und über die beiden Vorgebirge hinausfuhren; warum? weil der Zucker, unter andern Erzeugnissen, zum Theile von der Landwirthschaft des Mutterlandes geliefert wird und auf diese Weise eine Waare, welche so großen Raum einnimmt, Eurer Schifffahrt entgangen ist. Man könnte sich freilich andere Schiffsladungen verschaffen, wie z. B. Baumwolle und Steinkohlen, beides Stoffe, welche sehr viel Raum einnehmen, aber man müßte sich ihretwegen mit den Amerikanern und Engländern streiten und einen hartnäckigen Krieg mit den Tarifen der Amerikaner, die die Baumwolle, der Engländer, die die Steinkohlen frachten, beginnen. Würde man die Steuer auf den Zucker vermindern, so hätte dies für unsere Handelsverbindungen durchaus keine unangenehme Folgen, sie würden im Gegentheile nur noch ausgedehnter werden, die Verzehrung dieses nahrhaften Lebensmittels würde zunehmen, 2—300 Schiffe bekämen jährlich eine Frachtung. Und da man sonach 2—300 Schiffe wieder bauen müßte, um unsre Handelsmarine wieder auf die erwünschte, jetzt bedauerte verlorene Höhe wieder zu gewinnen, so würde es sich, um unsere Marine neu zu heben, nur darum handeln, den Entschluß zu fassen, 15—20 Millionen von der Steuer auf den Zucker zu verlieren, denn was man auch immer sagen möge, es ist doch nicht gewiß, daß die gesteigerte Verzehrung nächstens das dem Staate ersetzen würde, was er durch die Veränderung des Tarifes verloren hat.

Das ist der wahre Standpunkt, von welchem man die Steuer ansehen muß. Es ist nicht wahr, daß die einen mehr als die andern auf dem Armen lasten. Die Steuer vermengt sich bald mit dem Preise der Dinge und es ist zuletzt der Käufer, der die öffent-

lichen Lasten im Verhältnisse zu seiner Verzehrung trägt. Aber die Wahrheit ist die, daß man durch eine zu große Vorliebe für Dinge einer Gattung die Produktion derselben unverhältnißmäßig befördert und daß es sich darum frägt, ob die begünstigte Produktion zum Vortheile des Staates, der auch immer der Vortheil der armen in höherem Grade als der reichen Klassen ist, und auch wirklich nach Verdienst verhängt wird. Nun, ich muß da noch eine Frage aufstellen: Ist es dem allgemeinen Wohl zuträglicher, den Preis des Fleisches und des Brodes zu erhöhen, um die Trankſteuer zu vermindern? Ist es angemessener, die Lurusgegenstände hoch zu belegen, wenn die geringste Abnahme ihrer Produktion ein solches Elend herbeiführt, daß man augenblicklich gezwungen ist, den Seidenzeugen und der Kunsttischlerei Prämien zuzugestehen? Ist es klug, auf jene oder diese Reform zu verzichten, die dadurch, daß sie unsere Marine neu beleben, auch unsere Größe zur See herstellen würde, welche die nothwendige Bedingung zugesicherter Absatzplätze ist? Was mich anbelangt, ich zweifle sehr. Aber so viel ist leicht zu erkennen, daß das Fragen sind, in welchen sich die verschiedensten Interessen durchkreuzen, und daß das Heil nicht oft grade daliegt, wo es beim ersten Anblick zu liegen scheint. Ueberdies dringt sich mir auch noch eine Beobachtung auf. In diesem Falle, wie in allen andern berücksichtigt man immer ausschließlich die in großen Städten zusammenlebende Bevölkerung, man bemüht sich ihr zu schmeicheln, sie zu betrügen, indem man mit ihr schön thut, denn sie würden nicht durch die Verminderung der indirekten Abgaben alles das gewinnen, was man ihr verspricht, während man doch dieser Menge alle die verschiedenen Interessen, welche das Gesammtinteresse so bilden, wie ich es beschrieben habe, zum Opfer bringt. Ich meines Theils würde, wenn es die Umstände erlauben, bei weitem vorziehen, die Salzsteuer zu erniedrigen, die hauptsächlich auf der zahlreichsten, ärmsten und bedauernswürdigsten Klasse des Volkes, auf den Landleuten lastet. Und obgleich die verminderten Steuern nicht immer grade dem nützen, dem diese scheinbare Verminderung zu Gute kömmt, obgleich zwei Franken pro Kopf als Gewinnst den Landmann nicht reich machen, ihm nicht einmal so wohl thäten, als ihre Aufhebung dem Staate wehe thäte, und die Landleute selbst die Wirkung des geschwächten Staatseinkommens fühlen würden; so wäre ich dessen ungeachtet davon überzeugt, daß ich eine Familie von drei Personen durch die Verminderung der Salzsteuer ein Geschenk von 6 Franken jährlich gemacht hätte. Ich bin zwar nicht gewiß, ob ihnen dieser Gewinnst von 6 Franken bleibe, aber da in der Landwirthschaft nichts rasch geht, die Preise sich nur schwer wieder ins Gleichgewicht bringen, so würde ihnen diese Verminderung ihrer Ausgaben wenigstens während einer gewissen Zeit nützen. Und dennoch hätte auch für sie ein Jahr allgemeinen Wohlstandes ungleich höheren Werth, als eine solche Unterdrückung der Steuer. Denn was sind

6 Franken jährlich selbst für die ärmste Bauernfamilie, die mit der Arbeit des Vaters, der Mutter und eines Kindes nicht weniger als 4—500 Franken, oft sogar, in der Nähe von Paris, bis 700 Franken gewinnen kann; was ist, sage ich, diese kleine Summe von 6 Franken in Vergleich mit den Vortheilen eines allgemein günstigen Jahres? Setzet voraus, daß sich die Lebensmittel nicht verkaufen, daß die durch die Zeitverhältnisse beunruhigten oder verarmten Eigenthümer nicht arbeiten lassen, so wird diese Bauernfamilie, obgleich das Feiern in der Landwirthschaft nur selten eintritt, 20, 30 oder 40 Arbeitstage im Jahre verlieren, d. i. 30, 45 oder 60 Franken von einem Einkommen von 4 oder 500 Frk. Ich habe vergangenen Sommer das Stillestehen der Arbeit sich bis auf den Umkreis von mehreren Meilen von Paris verbreiten sehen, so daß die Tagelöhner, die unter gewöhnlichen Umständen stets am Felde beschäftigt waren, durch die Umstände zu einer Art von Feiern gezwungen waren, und was sind die Leiden dieses Letzteren im Vergleich mit jenen, welchen der Manufakturarbeiter ausgesetzt ist, dessen Arbeiten in dem Augenblicke aufhört, als eine Handelskrisis beginnt. Zwei, drei Monate gezwungene Unthätigkeit stoßen ihn in tiefes Elend, und unter solchen Umständen ist die Möglichkeit, den Wein beim Schenkwirth um 1 oder 2 Centimen weniger zu bezahlen, doch wahrhaft nicht von Bedeutung. Sobald man das Gleichgewicht der Finanzen des Staates zerstört, eine der unentbehrlichen Einkommensquellen unterdrückt, so hilft es zu nichts, durch Credit einen Augenblick das Fehlende im Staatsschatze, das Ihr dadurch hervorgerufen habt, zu ersetzen; eine finanzielle Crisis bricht ein, und zieht, wie dies einmal der Fall ist, eine Handelscrisis nach sich. Und wenn der Arbeiter, dem Ihr durch eine vorübergehende Nachgiebigkeit einige Franken nachläßt, in Folge dessen auch nur einen Arbeitsmonat eingebüßt hatte, so wäre ihm dadurch Uebel angethan worden, das hundertmal größer als die Wohlthat der unterdrückten Steuer ist. Sehen wir denn nicht heute bei uns die Folge der scheinbaren Vermehrung des Lohnes, die man dem Arbeiter versprach? Man bewilligte ihm zuerst 10 Arbeitsstunden statt 11, 4 Franken Lohn statt 3 und hat ihn jetzt dahingebracht, daß er es wie eine Wohlthat ansieht, wenn man in 4 Tagen ihn zweimal zu was für einen Preis man nur will, benützt. Ich vertheidige hier nicht die Angelegenheiten der Reichen, sondern die der Armen. Ich verlange ja nicht, daß die Armen mit freundlicher Zuvorkommenheit die Steuern der Reichen zahlen sollen, und daß dadurch Alles gut gehen wird. Ich stelle denselben Anspruch an die ganze Nation und will, indem ich ihre wichtigsten Interessen im Auge habe, das Mittel finden, allen öffentlichen Lasten zu genügen. Wenn der Reiche zahlen kann, so zahle er; aber, wenn die Lurussteuern nichts eintragen und dadurch gewisse Industrien, von denen der Arme lebt, leiden, wenn die Grundsteuer das Brod vertheuert und den gesammten Ackerbau drückt, wenn

der erhöhte Preis der Patente den kleinen Kaufmann, der zur Beschäftigung der Arbeiter unumgänglich nothwendig ist, zu Grunde richtet, wenn eine Steuer auf den Zucker unsere Marine, die bereits so schwach und ungenügend ist, übermäßig drückt, wenn alles das nur in einem solchen Gleichgewichte steht, daß man es nur mit der äußersten Behutsamkeit berühren darf, und die Verhältnisse auf der Welt so eingerichtet sind, daß eine einzige Klasse, die der Reichen, die Andern selbst nicht einen Monat ernähren könnte: so ist es von dem Augenblicke an bewiesen, daß die Steuer von Allen erhoben werden muß, daß es aber dabei darauf ankömmt, alle Arten der Produktion so viel als möglich zu schonen; denn streng genommen wirkt man durch die Steuer auf diese oder jene Produktion mehr ein, als auf diese oder jene Klasse von Steuerpflichtigen. Sind aber alle diese Behauptungen wahr, so ist es bewiesen, daß man nicht die Wahl zwischen den Reichen und Armen hat, daß die Regierungen nicht die öffentlichen Lasten nach Belieben von den Einen auf die Andern schieben könne, und daß die Betrachtungen des allgemeinen Wohles mehr beachtet werden müssen, als wie die Interessen gewisser Klassen, denn das allgemeine Interesse, ich kann dies gar nicht oft genug wiederholen, ist tausend und tausendmal mal mehr das des Armen, als das Interesse des Reichen. Es liegt offenbar am Tage, daß der Reiche, selbst wenn er im Augenblicke in seinen Ausgaben sehr beschränkt, oder durch außerordentliche Umstände zu Grunde gerichtet ist, doch noch genug zum Essen hat, während der Arme unter diesen Umständen sich nur mehr von dem geschenkten Stück Brode nährt. Die indirekten Steuern vermindern, um die direkten zu vermehren, ist folglich bei Weitem kein so sicheres Mittel, das Loos der armen Klassen auf Kosten der Reichen zu verbessern.

Dieses Resultat kann man nur in einem weisen Gleichgewicht finden, das mit Muth aufrecht erhalten werden muß. Hat man einmal die wahren Wirkungen der Steuern ergründet, so sieht man ein, daß sowohl die direkte als die indirekte Steuer sich zuletzt nur in einer Erhöhung des Preises der Dinge zeigt.

Aber die direkte Steuer ist die unbequemste von allen, denn sie sucht den Steuerpflichtigen auf, um von ihm an einem gewissen Tage, zu einer bestimmten Stunde eine Summe zu verlangen, die er nicht vorsichtig genug war, bei Seite zu legen, während die Zweite, die in den Preis aller gekauften Gegenstände hinein gerechnet ist, fast ohne daß man es merkt und im Verhältniß zu der Verzehrung abgetragen wird. Weil aber der Steuerpflichtige nicht einmal trinkt oder ißt oder ein Kleid trägt, ohne daß er dabei nicht gezwungen sei, einen Theil dieser Steuer abzutragen, so thut er dies, ohne es zu wollen, ja sogar ohne es zu wissen. Daher kommt es, daß die Völker, ihren eigenen Antrieben folgend, nie anstehen, sich darüber zu entscheiden, welche von den beiden Steuern den Vorzug verdiene. In fast allen großen Städten verlangt man

die Personal- und Vermögenssteuer in eine Stadtsteuer (Oktroi) zu verwandeln. In Paris namentlich behauptet man, daß 3 Mill. Franken, welche von jenen Gütern erhoben werden sollen, die im Grundbuche zum niedrigsten Satze angeschrieben sind, gradezu nicht erhoben werden können, und bezieht sie von dem Ertrage der Staatssteuer. So wird dieselbe Last, unerträglich als direkte Steuer, als indirekte fast unfühlbar. Die größten Städte Frankreichs folgen diesem Beispiele. Und das nicht erst seit heute. In der alten Zeit unter Ludwig XIV. war die Bannmeile von Rouen unter allen Finanzmännern als nachahmungswürdiges Muster der Wohlhabenheit empfohlen. Man hatte daselbst alle Steuern in Verzehrungssteuern verwandelt, und Vauban, der klügste aller Reformatoren, schlug die Einrichtung des Weichbildes von Rouen, Ludwig XIV. vor, weil sie das Schauspiel eines der Armuth der umliegenden Gegenden, wo die alte Steuer herrschte, entgegengesetzten Wohlstandes darbot.

Die indirekte Steuer ist über dies noch die Steuer aller Länder, welche in ihrer Entwickelung vorgeschritten sind, während die direkte Steuer in allen zurückgebliebenen noch vorzugsweise besteht. Das erste, was eine Regierung zu thun weiß, ist, von jedem Menschen, von jedem Grundstücke eine gewisse Summe zu verlangen. Die Türken verstehen sich, mit dem Stocke in der Hand, sehr wohl darauf, den Miri einzuheben. Aber die geschickten Regierungen in den blühenden Ländern wissen sich aus einer Abgabe auf den flüchtigen Reichthum bleibende Einnahmen zu verschaffen und während die Türkei vom Miri lebt, bestreitet England sein ganzes Budget durch die Excise und die Zölle, und hat die Grundsteuer ganz und gar abgeschafft. Der Miri ist eine Erpressung, die man zahlen muß, ob man es könne oder nicht. Die Excise und die englischen Zölle bilden einen Theil des Preises der Waaren, die man bezahlt, sobald man kauft, den man bezahlt, allerdings, das ist wahr, denn keine Kunst liefert die Mittel, aus Nichts die Unkosten eines großen Staates zu bestreiten, aber den man in einem beliebigen Augenblicke und wenn man kann bezahlt, so daß es den Käufern freisteht, die Höhe des Preises und somit auch des Theiles der Steuer zu seiner Verzehrung in Verhältniß zu setzen. Nur eine einzige Einwendung giebt es gegen die indirekte Steuer; weil sie gewissermaßen von dem Willen eines jeden Verzehrers abhängt, so tritt sie zurück, sobald sie durch ihre Höhe den Consumenten den Genuß verleidet; will sie dann der Staat in Folge eines dringenden Bedürfnisses plötzlich vermehren, so vermindert sie sich im Gegentheil. Die indirekte Steuer zieht sich so zurück wie ein freies Wesen, dem man Gewalt anthun will; während die direkte Steuer ein Sklave ist, dem man alles nehmen kann, was man will. Man kann in der That von der Erde und von den Menschen so viel Steuern verlangen als man will, bis man endlich an die Unmöglichkeit gelangt, sie zu erheben und entweder das Grundstück oder die Habe

des Individiums zu verkaufen. Aber die indirekte Steuer, die Steuer aller reichen und freien Länder hat noch einen bewundernswürdigen Bundesgenossen, den Credit. In den mächtigen Staaten, wo die indirekte Steuer gewöhnlich in dem höchsten Grade angewendet ist, spricht man die Zukunft um Hilfe für die Gegenwart an; das Anleihen befreit von der Nothwendigkeit, die Verzehrung unverhältnißmäßig zu belasten und sie grade dadurch unverhältnißmäßig zu verringern. Man nimmt das Geld von jenen, die es haben, gegen Zinsen, die ihnen für diesen Vorschuß geleistet werden, mit einem Worte: arme Länder, sklavische Länder und direkte Steuern, verdoppelt und verdreifacht bei außerordentlichen Gelegenheiten, das findet sich stets zusammen. Aber derselbe Zusammenhang stellt sich auch zwischen reichen und freien Ländern und den indirekten Steuern, die den Credit als außerordentliche, unbeschränkte Hilfsquelle haben, heraus.

Die Revolution theilte in ihrer anfänglichen Unerfahrenheit die Meinung, daß die indirekten Steuern abscheulich seien, daß man sie abschaffen müsse und daß man dies leicht könnte. Sie glaubte, daß der Staat mit einer etwas richtiger vertheilten Grundsteuer, mit einer zu der Pracht der Wohnungen im Verhältniß stehenden Personal- und Vermögenssteuer, mit der Steuer auf Thür und Fenster, mit den Einschreibegebühren in die öffentlichen Register, mit den Stempeln, mit den Zollämtern, die nur an der äußersten Grenze aufrecht erhalten wurden, mit den Posten, mit den Erträgen aus den Staatsdomänen genug haben könnte. Die Revolution glaubte dies, glaubte es unüberlegt und handelte noch unüberlegter. Sie hob die Trank- und Salzsteuer auf, verbrannte alle Mauthschranken und verfolgte, indem sie bald aus dem Zustande der unschuldigen Unerfahrenheit in den der Rachsucht überging, die Beamten der früheren Finanzämter, weil sie das Volk früher quälen mußten; Generalpächter bestiegen das Schaffot und unter ihnen der berühmte Lavoisier.

Aber alle aufrecht erhaltenen Steuern verschafften, selbst wenn man das vergossene Blut zu ihnen hinzurechnete, nicht das nothwendige Geld. Sie warfen in der allgemeinen Unordnung fast nichts ab. Glücklicherweise hatte man ein Mittel, das alles Nöthige entbehrlich machte: das Papiergeld, das auf weiten Grundlagen ruhte, die in dem Werthe von mehreren Milliarden herrliche Nationalgüter bestanden. Mit einem Dekrete vervielfältigte man die Auflagen dieses Papieres und hatte wieder einige Milliarden Aushilfe. Man gab sich gar nicht die Mühe, die Staatsausgaben fortzusetzen; wozu erst noch zählen, wenn man es, Dank der Kupferplatte der Asignaten nicht mehr nothwendig hatte. Aber bald mußte man für ein Pfund Brod 100 Franken in Papier geben und das Papier hatte den Werth der Kosten, es zu erzeugen, nemlich fast keinen.

Nachdem die Ordnung durch den Wiederhersteller der französischen Gesellschaft neu begründet worden, ebenso in den Finanzen, wie in allen übrigen Zweigen des Staatswesens, und das Geld auf das Papier gefolgt war, blieb die Noth noch immer groß. Die beibehaltenen Steuern, nemlich blos die direkten, die Einschreibungsgebühren, die Zollanstalten, die Posten, die Wälder, welche während des Umsturzes aller gesellschaftlichen Ordnung nichts getragen hatten, gaben nach der Wiederherstellung der Ruhe höchstens 500 Millionen, welche für die Ausgaben nicht hinreichend waren, weil sich dieselben schon im Jahre 1802 über 600 Millionen erhoben und 700 Millionen näherten. Der General Bonaparte war rathlos. Das Papiergeld war ebenso verachtet, als sein Kamerad, das Schaffot. Obgleich der General den Credit wieder in die Höhe gehoben hatte, denn er hatte die 5prozentigen bis auf 70 hinauf gebracht, auf jenen Cours, welchen dieses Papier heute hat, nur mit dem einzigen Unterschied, daß er es zu 12 übernommen, wir aber es zu 120 gefunden haben, trotzdem wäre er nicht im Stande gewesen, ein Staatsanleihen zu realisiren. Das war der Augenblick der Organisation der neuen Finanzverwaltung und der Gründung einer großen Anzahl von Aemtern in diesem Zweige. Er verlangte Cautionsleistung und verbrauchte deren jährlich 25—30 Millionen. Da man, wenigstens so lange er am Ruder bliebe, an die Sicherheit des Ankaufs von Nationalgütern glaubte, gelang es ihm, deren ebenfalls beiläufig um die Summe von 25—30 Mill. zu verkaufen. Aber, als der Friede von Amiens gebrochen worden war, befand sich der General Bonaparte ohne Geld. Wißt Ihr, wie er sich da half? Er verkaufte Louisiana an die Amerikaner um 80 Millionen! da diese verkauft waren, befand er sich wieder in großer Verlegenheit. Er, der so genau war, stellte seine Hoffnungen auf die Berechnungen der Zukunft und ließ sich in Geschäfte ein. Er verlor mit einer berüchtigten Gesellschaft 140 Millionen, die er nur schwer decken konnte, und am Tage der Schlacht von Austerlitz entlud sich in Paris eine ungeheure finanzielle Crisis, in Folge welcher die Bank ihre Zahlungen einstellte.

Austerlitz und die große Kriegssteuer, die er den Oestreichern auferlegte, bestritten das Nothwendigste, aber das Deficit bestand noch immer; er empfand eine gewisse Schaam, in einem solchen Zustande zu bleiben, da ihm doch die Mittel nahe lagen, ihn zu verlassen. Er frug alle Departements um Rath und alle erklärten, daß die direkten Steuern unerträglich seien. Die Einschreibungsgebühren in das große Buch lasteten bereits auf dem Eigenthum wie die Grundsteuer und konnten nicht erhöht werden. Ein Dekret konnte auch den Ertrag der Zölle, Wälder und Posten nicht vermehren; ein neues Anleihen, ein neues Papiergeld waren unmöglich. Da faßte Napoleon den Entschluß, die Trankſteuer theilweise wieder herzustellen; im Ganzen genommen auf einem niedrigen Fuße und unter der bescheidensten Form, aber die Finanzen fingen

doch bald darauf schon etwas zu blühen an. Es gab aber einen öffentlichen Dienst, der trotz allen Bemühungen noch immer sehr vernachläßigt war, das war der der Straßen. Da das Budget zu diesem Zwecke nicht ausreichen konnte, so enthob man dasselbe der Verpflichtung, diese Kosten zu tragen und lud dieselben auf den Wegezoll. Aber diese Steuer gab 14 Millionen statt 28, deren man bedurfte und schien unerträglich, weil sie neu war; denn was die Steuern anbelangt, so haben sie mit vielen andern Sachen, deren Bestimmung es ist, nicht zu gefallen, das gemein, daß die altherkömmlichen weniger mißfallen, als die neuen. Es gab einen Aufschlag, dessen Wiedereinführung alle Welt für sehr leicht hielt, wenn man ihn nur nicht so hoch machen würde, als er früher war, und mit weniger Plackereien verbinden könnte, nemlich den des Salzes. Man hielt diesen im Allgemeinen für ungleich vortheilhafter für den Ackerbau als das Wegegeld. Napoleon schwankte nicht lange. Freilich er liebte nicht die Freiheit, weil er an sie, wenigstens für Frankreich nicht glaubte. Aber er liebte das Volk und hielt viel darauf, von ihm geliebt zu werden. Er setzte also die Salz- nach der Trankſteuer wieder ein, die Straßen wurden in den besten Zustand gebracht und seine Finanzen kamen gänzlich ins Gleichgewicht.

Das ist die Geschichte der Aufhebung der indirekten Steuern in Frankreich: zuerst der Staatsbankrott, und dann die Nothwendigkeit sie wieder einzuführen.

Siebentes Kapitel.

Ueber das Böse in der Welt. Es giebt Uebelstände in der menschlichen Gesellschaft, deren Abschaffung im Hauptstreben der Regierungen sein muß, — es giebt deren andere, die dem menschlichen Wesen eingepflanzt sind, und deren Ausrottung selbst bei höchster Vollkommenheit der geselligen Einrichtungen unerreichbar ist.

Es giebt überall aufrichtig gesinnte Menschen, das erkenne ich an, und wenn auch unter den socialistischen Philosophen einige nur darnach gestrebt haben, sich beim Volke beliebt zu machen, um das gefährliche Instrument: die Menge, in ihre Hände zu bekommen: so sind doch auch andere darunter, die von der Verbreitung des Uebels in der menschlichen Gesellschaft lebhaft berührt sind, und die darnach getrachtet haben, diesen Uebeln Abhilfe zu bringen. Ist es ihnen aber gelungen?

Es giebt einige wenige Reiche, eine etwas größere, wenn auch noch immer nicht bedeutende Anzahl Wohlhabenden, es giebt

endlich eine zahllose Menge, die eben nur das Nothdürftige hat, gar viele, denen auch dieses fehlt. Das Volk auf dem Lande nährt sich, wie ich schon gesagt habe, von Roggen, Kartoffeln, Gemüse, Speck, ißt selten Fleisch, und arbeitet das ganze Jahr hindurch bei Regen, Sonnenschein und Frost. Die Bevölkerung der Städte befindet sich nicht beständig in Verlegenheit, gewinnt in manchen Zeiten das Doppelte ihres gewöhnlichen Gehaltes und lebt dann in einer Art von Ueberfluß: ja sogar manche Genüsse der Reichen werden ihr zu Theil, sie trägt einen Rock von schwarzem Tuche, weiße Wäsche, geht ins Schauspiel, und ißt fast immer Fleisch. Kaum aber ist der Augenblick eingetreten, wo die unvorsichtige Industrie, die sich eben noch die Hände der Arbeiter streitig machte und sie theuer bezahlte, das Uebermaß der Produktion bemerkt, und sofort stellt sie dieselbe ein, beschäftigt den Arbeiter nicht mehr, und er büßt in schrecklichem tiefen Elende, er büßt mit den Hungerqualen die wenigen glücklich verlebten Tage. — Hiervon ist der Landmann befreit. Der Fabrikant, der Kaufmann, die schon höher stehen als die Arbeiterklasse, sehen ebenfalls einen Stillstand in ihrem Handel, in ihrer Fabrikation eintreten, und die Tage des Gewinnstes verschwinden. Dem Reichen wird das Einziehen der Zinsen von seinen Capitalien unmöglich, und er leidet wie alle übrigen. Ja, auch selbst in den Tagen des allgemeinen Wohlstandes brechen tausend Catastrophen bald über diesen, bald über jenen herein: der Kaufmann, der Fabrikant sind, durch unklugen Ehrgeiz verleitet, gezwungen, unter furchtbaren Verhältnissen ihre Zahlungen einzustellen — sie begraben in ihrem Sturz sich selbst, ihre Familien, viele Diener, deren Loos an das ihrige geknüpft war, Gehülfen, Arbeiter, Unterhändler aller Art. Auch der Reiche, der seine Capitalien vorgestreckt hatte, ist mit hinabgezogen. Auch der Reiche fällt oft, selbst ohne Handelscatastrophen von dem Gipfel des Glücks: er folgt seinen Trieben, wird von dem Laster beherrscht, von falschen Freunden betrogen, und endet oft jämmerlich in der Verbannung, im Gefängnisse, im Elende, durch Selbstmord! Das ist die Welt mit ihrem Besitzthume, ihrer Familie und ihrer Freiheit!

Wollt Ihr dem abhelfen, wollt Ihr Verbesserungen treffen, die den einfachen Gesetzen der Natur angemessen sind, o, dann seid tausendmal willkommen, laßt Euern Geist leuchten, bringt Eure Erfindungen zu Tage: wir wollen erörtern, was Ihr sagen werdet. Wir sind vielleicht schon müde, oder es ist uns unser Leiden und das unserer Nächsten schon zur Gewohnheit geworden, denn dieser Gegenstand macht unser ganzes Denken aus. Kommt, kommt, Ihr habt vielleicht ein Heilmittel aufgefunden, Ihr die Ihr Euch vielleicht weniger der Nothwendigkeiten der Welt fügt, die Ihr dieselben vielleicht weniger hoch anschlägt, kommt, wir wollen uns freimüthig über dieses Heilmittel berathen. Aber wenn Ihr die wesentlichen Bedingungen auf dieser Erde ändern wollt, wollt Ihr,

damit der Mensch nicht reich noch arm sei, alles das unterdrücken, was ihn zur Arbeit anfeuert, wollt Ihr, damit er nicht leiden könne, seine Freiheit aufheben; damit er nicht die Lasten der Familie fühle, diese unterdrücken, so sagen wir Euch, wenn Ihr gute Absichten habt, daß Ihr die menschliche Natur nicht versteht; wenn Ihr aber blos Partheigänger seid, die unter jenen, welche ihre Armuth mit Ungeduld tragen, Soldaten werben, so sagen wir Euch, daß Ihr Verbrecher seid.

Eine erste Bemerkung muß Allen ins Auge fallen. Wenn man die kleine Zahl der Reichen, die weniger beschränkte, aber doch noch ungenügende Zahl der wohlhabenden Leute mit der ungeheuern Menge jener vergleicht, die nur das Nothwendige, oder noch weniger besitzen, so darf man sich gar nicht dem Gedanken hingeben, das Schicksal der Armen durch die Theilung der Güter der Reichen und Wohlhabenden zu verbessern. Kein Mensch hätte dann einen gewissen Wohlstand und man hätte den Eifer zu produziren, der die Gesellschaft aus dem Zustande des Mittelalters auf den gebracht hat, wo sie heute steht, in allen Herzen mit der Wurzel ausgerissen. Man kann es in der That nicht leugnen, daß sich das Loos des menschlichen Geschlechtes seit 2 oder 3 Jahrhunderten, sogar seit 50, 30 und 20 Jahren wirklich verbessert hat. Noch vor wenigen Jahrhunderten waren die Erzeugungsmittel des Ackerbaues noch so unzureichend, daß Hungersjahre oft Tausende von Menschen hinrafften; unglaubliche Mengen starben auf den öffentlichen Straßen und Plätzen den Hungertod. Auch wir haben ein unfruchtbares Jahr durchgemacht; vielerlei Leiden waren eine nothwendige Folge davon, aber das Brod hat denn doch den Bewohnern unseres Landes nirgends gefehlt. Werfen wir nun einen Blick auf den Handel, der den Ackerbau ersetzen muß, wenn dieser durch ungünstige Jahreszeiten in seiner Entwickelung aufgehalten ist, und auf die Bewohner der Städte, so stellt sich heraus, daß sie, Dank der verschiedenen Handelsverbindungen, der bereitwilligen Sorgfalt der Regierungen und der Wohlthätigkeit der vermögenden Klassen doch auch das Nothwendige haben. Der Handwerker konnte sich in diesem Jahre nicht neu kleiden, keine Vergnügungen verschaffen und der, welcher eine schwache Gesundheit nur durch einiges Wohlleben hätte aufrecht erhalten können, ist dem Tode früher, unvermeidlicher verfallen, als in günstigen Jahren. Aber läßt sich dieses Mißjahr mit andern vergleichen, welche ganze Generationen zerstört haben?

Das Leben ist folglich geschützt, handelt es sich um die Wohnungen? Sehet jene Häuser aus schlechtem Kalk, mit Schindeln bedeckt, in den alten Stadttheilen einiger unserer Städte. Sie liegen wie Ameisenhaufen auf einander, sind feucht, dunkel und der Luft beraubt und erinnern uns an jene mittelalterlichen Städte, deren Bild viele alte Gemälde aufbewahrt haben; deren Unordnung, Häßlichkeit und Elend aber von dem kunstreichen Glocken-

thurme einer gothischen Kirche überragt war, denn der Mensch scheint damals in seinem Elend nur an Gott gedacht zu haben; erinnert Euch, sage ich, an jene Häuser, von welchen man noch heute ganze Straßen in Rouen niederreißt, und vergleicht sie mit jenen, freilich auch kleinen Gebäuden aus Ziegeln, mit Schiefer gedeckt, die sie ersetzen. Ist das nicht eine auffallende, fühlbare Verbesserung?

Geht auf die Felder hinaus. Auch hier ersetzen Dachziegeln und Schiefersteine die Strohdächer. Die Häuser sind mit Steinen und nicht aus Lehm aufgeführt. Betrachtet die Kleider der Arbeiter; sie sind aus gewalktem Tuche und nicht aus grobem Leinenzeuge, die Schuhe aus Leder, nicht von Holz; und ein Tuch von Schaafwolle hat das von Baumwolle bei der Frau aus dem Volke verdrängt. Das kommt daher, wie ich es schon gesagt habe, weil die Arbeit auf dem Felde, die vor 40 Jahren mit 25, jetzt mit 40 Sous bezahlt wird, und weil der Fabrikarbeiter, der früher zwei Franken verdiente, jetzt 5 Franken erwirbt, und weil das Umhängetuch, das früher 50 Franken kostete, jetzt für 5 oder 6 zu haben ist. Leset endlich Vauban, leset die Schriftsteller des großen Jahrhunderts, betrachtet jene Gemälde der verlassenen Felder, der flüchtigen Bauern und sagt, ob Ihr heute, selbst nach den schrecklichsten Kriegen irgend so etwas seht. Glaubt ja nicht, daß ich behaupten wolle, das Elend sei verschwunden und bestehe nirgend mehr. Ich will Euch sogar beweisen, daß ein Theil desselben unvermeidlich immer fortbesteht und daß dieser Theil eben der ist, der am schwersten zu ertragen; glaubet ja nicht, ich bitte Euch darum, daß ich mein Gemälde deßhalb in ein so gutes Licht setze, um die Männer, die sich am Ruder des Staates befinden, aufzufordern, in ihrer Sorgfalt einzuhalten, nicht aufmerksam nach allen Seiten zu sehen und sich einzubilden, daß sie genug gethan haben. Nein, Gott behüte mich davor, ich will blos die Hoffnungslosigkeit beruhigen, die mir gut ist, und dann Euch beweisen, daß eine unabstreitbare Verbesserung in der Lage der Gesellschaft stattfindet, welche dem Gange der Zeit, und dem Eifer, mit dem alle Welt arbeitet, und hierdurch ebenso zu dem persönlichen als zu dem allgemeinen Wohlstande beiträgt, zuzuschreiben ist. Seit 60 Jahren kann man das Geld zu 4 statt zu 6 Prozenten haben, die Kleidung kostet die Hälfte und der Arbeitslohn ist auch um die Hälfte vermehrt. Warum? Weil man viel gearbeitet hat, weil es mehr Getreide, mehr Leinwand, mehr Tücher und mehr Materialien zu Baulichkeiten giebt. Entkräftet die Arbeit und alles steht still. Aber jene Reichthümer, die sich hie und da auf dem Gipfel der Gesellschaft angehäuft haben, um den Trieb zur Arbeit anzufeuern, weil sie sich dem Auge des Menschen in sichtbarer Gestalt vorstellen, den Ehrgeiz und die Lust zum Erwerbe in ihm rege machen, haben ihn dazu gebracht, alles das zu erzeugen, was er heute besitzt. Vertheilt Ihr hingegen diese Reichthümer unter Alle, so werden sie auch nicht eine Krumme

zu dem Brode des Armen hinzufügen. Sie können dann nicht mehr die Thätigkeit des Menschen vergelten und aufstacheln, er wird entmuthigt und unthätig bleiben und aller jener Aufwand von Kräften, der uns aus dem schrecklichen Elend des Mittelalters das Erträgliche unserer Tage gemacht hat, wird verloschen sein. Ihr begeht sonach einen Fehler in den Mitteln, die Ihr vorschlagt. Ihr könnt keine Erfolge dadurch erreichen, daß Ihr das zertheilt, was die menschliche Thätigkeit anfeuert, Ihr müßt sie vielmehr in einer Vermehrung jener Thätigkeit suchen, die dann auch ihre Erzeugnisse vermehrt. Verschaffen wir dem Ackerbau und dem Handel bessere Gesetze, vertheilen wir, wenn es angeht, die gesellschaftlichen Lasten anders, begründen wir die öffentliche Wohlthätigkeit in den Gesetzen, rufen wir die der einzelnen hervor, tragen wir alle nach unseren Kräften an allen diesen Dingen bei und wir werden ein Gesetz unserer Natur erfüllen, nemlich jenes, das uns immer nach höherer Vollkommenheit streben heißt. Der Stillstand ist der Tod, die Gesellschaft muß wie der ewige Jude immer und ewig einem unbekannten Gute entgegenwandeln. Ja, laßt uns weiter gehen, aber auch Abgründe vermeiden und dem Ziele, das wir erreichen sollen, nicht den Rücken kehren. Vorzüglich aber bestreben wir uns, der Gesellschaft nicht den Muth zu ihrem Wege zu nehmen, indem wir sie in die Verzweiflung stoßen.

Herrscht das Uebel denn nicht schon in den gegenwärtigen Umständen bedeutend genug vor, um an dem Herzen aller rechtschaffenen Menschen zu nagen? Ja, gewiß. Nun denn, giebt es unter all diesen neu ersonnenen Systemen eines, ein einziges, das jene Uebel heilen und zum Guten führen könnte?

Ist es der Communismus vielleicht, der abgesehen von seiner praktischen Unmöglichkeit, denn das menschliche Geschlecht wäre nie dazu geneigt, sich ausrauben und in ein Phalanstère versetzen zu lassen, ist es der Communismus, der, indem er alle Beweggründe, die den Menschen zur Arbeit antreiben, unterdrückt, die Summe der Menschenarbeit um die Hälfte oder um drei Viertheile vermindert? Ist es die Association des Luxemburgs, die für eine von 36 Millionen erfunden worden ist, ihr die Mittel geben würde, mit dem Gelde der 36 Millionen Geschäfte zu machen? Nein, denn sie würde wie der Communismus die menschliche Thätigkeit erschlaffen, die Industrie in einen anarchischen Zustand versetzen, und selbst wenn sie ausführbar wäre, nichts anderes hervorbringen, als ein Monopol für gewisse Klassen von Handwerkern und einen zweifach hohen Preis für alle Verzehrungsgegenstände. Ist es vielleicht gar diese absonderliche Wechselseitigkeit, die den Preis der Dinge durch ein Dekret bestimmt, und sich anmaßt, an die Stelle des Goldes und Silbers, die sich nur gegen wahre Werthe tauschen lassen, ein Papiergeld zu setzen, das sich wahrscheinlich jeder verschaffen könnte, der es haben wollte, und das eben so viel Werth wäre, wie alle Dinge, die umsonst zu haben sind? Oder ist es das

Recht zur Arbeit, das aus dem Staate am Ende nichts mehr als einen Spinner, Weber, Meubelfabrikanten oder Modehändler macht, oder uns vorschlägt, jenen, welche Revolutionen machen, übermachen und nochmals übermachen, auf Unkosten aller Steuerpflichtigen 40 Sous täglich zu geben? Oder sollen alle Leiden der Gesellschaft dadurch geheilt werden, daß man die Steuern zu unterst und oberst kehrt, die Finanzen zu Grunde richtet und den Preis des Brodes erhöht, um den des Weines und Branntweines zu erniedrigen? Acht Monate Elend haben auf alle diese eitlen Theorien geantwortet. Sie alle haben die Unmöglichkeit ihrer Ausführung und ein Geheimniß gemein, das den Irrlehrern kaum der Verheimlichung werth zu sein scheint, nemlich das Geheimniß, einem kleinen Theile des Volkes zum Nachtheile der ganzen Nation zu schmeicheln. Es giebt 24 Millionen Bauern, die ein Leben von Enthaltsamkeit leben, 5 oder 6 Millionen Arbeiter, Handwerker, deren Dasein, weniger traurig, sich von Zeit zu Zeit sogar eines flüchtigen Wohlstandes erfreut, aber auch den traurigen Folgen der Unterbrechung der Arbeit ausgesetzt ist. Dann finden wir noch auf allen Stufen der Gesellschaft Menschen, die das Glück verstoßen und Söhne der mittleren Klassen die sich, manchmal reich begabt, manchmal auch ganz und gar talentlos, zu den Eingängen zu allen angesehenen Beschäftigungen drängen. Und diesem Allem wollt Ihr abhelfen, indem Ihr uns vorschlagt, auf die überspannten Forderungen einer Million von Handwerkern einzugehen, um ihnen bald das Kapital zu liefern, bald zu ihren Gunsten ein Monopol zu verschaffen, oder ihnen täglich so und so viel auszahlen zu lassen? Und diese wohlthätige Sorgfalt erstreckt sich gar nicht so weit, den Miethleuten, Pächtern, Schuldnern zu sagen, daß sie nicht zahlen sollen, was sie schulden! Dies nennt man das Volk begünstigen, das Loos der Massen verbessern, eine sociale Revolution vollenden!

Und wer hat denn in der Mitte aller dieser neuen Erfindungen, die sich so breit machen, das Mittel erfunden, daß der Bauer Roggenbrod statt Kastanien, Weizen- statt Roggenbrod und Fleisch statt Speck ißt, daß der Handwerker in den Städten unter gewöhnlichen Umständen nicht zur Einstellung seiner Arbeit genöthigt wird! Daß die Söhne bürgerlicher Familien Aemter und Beschäftigungen finden, die ihren Talenten entsprechen. Wer hat das Mittel erfunden, den Tageslohn zu verdoppeln? Niemand, denn dieses Geheimniß liegt in den Händen Gottes, der bisher das Glück, das man nun auf so absonderlichen Wegen erreichen will, über jene gut verwalteten Länder verbreitet hat, die die Gesetze der Natur und der Vernunft achten.

Wir haben gesehen, wie sich mit der Zeit die Uebel der Gesellschaft vermindern, wie überall gute Einrichtungen die schlechten verdrängen und dieser Wechsel erfüllt sich seit 50 Jahren noch schneller, weil der Frieden seine Wohlthaten mit denen vereinigt

hat, welche die Erklärung der bürgerlichen Gleichheit durch die französische Revolution über unsere Nation und über die Welt gebracht hat. Wir haben gesehen, wie die Arbeit immer mehr von lästigen Fesseln befreit und durch die Wissenschaft erleuchtet, thätiger, fruchtbarer wurde, die Capitalszinsen von 6 auf 4 sanken, der Preis der Verzehrungsgegenstände ab-, der Tageslohn der Arbeiter zunahm und in ihm den Geschmack an Sparsamkeit erweckte. Ist der Weg, der zum Guten führt, damit noch nicht vorgezeichnet? Und welcher ist dieser Weg? Das Heil liegt in einer Vermehrung der Thätigkeit, in ihrer Anwendung auf Ackerbau, Fabrikation und Handel; sie führt zum allgemeinen Wohlstand, der nur durch die Klugheit der Regierung, durch die Ordnung im Staate und durch den Frieden in allen Klassen der Gesellschaft erzeugt werden kann. Hat man aber bisher bereits alle guten Mittel aufgefunden, keines vernachläßigt und könnte man zu den vorgenommenen Verbesserungen keine andern mehr hinzufügen? Es bleibt gewiß noch so manches zu thun übrig. Giebt es kein Mittel gegen das unglückliche Feiern, diese wahre Wunde der Industrie? Ja, ich glaube, es giebt deren welche. Man braucht den Staat nicht zum Geschmeide- oder Spitzenhändler zu machen, und kann dennoch durch kluge Sparsamkeit Geld genug haben, um in dem Augenblicke einer industriellen Crisis öffentliche Arbeiten unternehmen, den unbeschäftigten Händen Brod verschaffen zu können.

Endlich kann man auch für das Alter des untauglich gewordenen oder kranken Arbeiters Sorge tragen. Versuchen wir, derlei Aenderungen einzuführen. Selbst, wenn sie nicht vollständig gelängen, wird dieser Versuch uns Ehre bringen. Aber alles dies zieht keinen gewaltigen Umsturz in den ewigen Gesetzen der menschlichen Gesellschaft nach sich, ebenso wenig als die Socialisten auf alles dieses gedacht haben. Endlich der Landmann, den man bisher so sehr vernachläßigt hat, weil er das Werkzeug keiner Partei ist, soll man für ihn Nichts machen? Allerdings, aber wie für ihn wirken? Dadurch, daß man die Grundsteuer vermindert, statt die Trankſteuer herabzusetzen.

Wollte man mit uns diesen Weg einschlagen, so würden wir Alle einig sein. Aber selbst, wenn wir Alles nach unsern besten Kräften gemacht hätten, der Erfolg unsere Bestrebungen krönen würde, bliebe noch immer viel zu thun übrig. So kommt man uns jetzt, nach all den wohlthätigen Errungenschaften der französischen Revolution, nach 40 Jahren voll von gewissen, unbestreitbaren Verbesserungen, mit einem Fluchgeschrei entgegen und erklärt uns, daß die Menschheit leidet, vor Leiden verschmachtet, daß sie gegen uns aufstehen wird, wenn wir ihr Schicksal nicht augenblicklich erleichtern. Und so könnten wir auch in 50 Jahren durch rechtmäßige Mittel den Lohn verdoppeln, den Preis der nothwendigen Gegenstände vermindern, dem Landmann Waizen und Fleisch verschaffen, das Feiern in den Städten aufhören machen, wie wir

den Mißjahren fast schon ganz und gar ihre traurigen Einwirkungen auf den Ackerbau genommen; es würde dennoch immer genug Uebelstände geben, um den Ruhestörern den Vorwand zu lassen, alles das zu wiederholen, was sie schon heute sagen, denn obgleich der Wohlstand jetzt dem vor 1789 wenigstens um die Hälfte überlegen ist, klagt man die Gesellschaft jetzt noch viel heftiger als damals an. Das kömmt daher, weil sich in der menschlichen Gesellschaft immer eine gewisse Summe von Leiden vorfindet, auf die man Rücksicht nehmen muß, wenn man nicht den Menschen zur Verzweiflung, die Gesellschaft zum Selbstmord bringen will.

Wißt Ihr, worin das wesentlichste Unglück unserer Zeit besteht? Darin, daß man das Volk über die Natur der Leiden, die es empfindet, getäuscht hat. Man lügt ihm vor, daß alles das, was er fühlt, alles, was der Reiche eben so gut, wie er empfindet, und oft noch häufiger, die Ermüdung, die Krankheit, die Entbehrung, vereitelte Wünsche und die Enttäuschung nach der Stillung des Verlangens, das Alter, den Tod, daß er alle diese Leiden, sagt man ihm, nicht zu ertragen brauchte, daß er von ihnen verschont bleiben könnte. Aber man geht noch weiter. Man sagt den Arbeitern vor, daß der Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft an dem Allen Schuld ist, obgleich er für die Reichen ebenso gut gemacht ist, als für die Armen, man versichert ihn, daß es nur in der bösen Absicht geschieht, für sich einen größeren Theil des Glückes zurückzuhalten, dessen er sich erfreuen könnte und das man ihm verweigert. Dann gesellt sich der Zorn zu seinen Leiden, er tödtet, wird getödtet und vermehrt hundertfältig die Uebel der Welt. Jene Reichen, die ihm nichts zu Leide thun wollen, die im Gegentheile bereit waren, ihn zu verwenden, ergreifen die Flucht, verbergen sich, verstecken ihre Schätze, lassen ihn nichts verdienen, und er stirbt an den Thoren jener traurigen, einsamen Palläste vor Hunger und Wuth, welche, wie er meint, der Sitz des Glückes sind, während darin keine anderen Gefühle, als die der Traurigkeit, des Schreckens und der Verzweiflung walten; denn in Gegenwart des Armen, der sich unterdrückt glaubt, fühlt sich der Reiche selbst unterdrückt, denkt darauf, sich zu vertheidigen, und ist, da die Erziehung den Muth nicht vermindert, sondern vermehrt, bereit, den zu tödten, der in seiner Wohnung morden will. Das ist eine schreckliche Verwirrung, jener ähnlich, wenn Soldaten, von der Nacht und einem hinterlistigen Feinde überrascht, sich gegen einander stürzen und obgleich sie zu einer und derselben Armee gehören, wüthend niedermetzeln. Die Nacht, das sind Euere Irrlehren, der hinterlistige Feind, das seid Ihr, Ihr alle, die Ihr die gesellschaftliche Ordnung angreift, ohne sie zu verstehen.

Es gibt gewiß noch viele Mißstände auf der Welt, deren Summe vermindert werden muß. Man muß das schwarze in weißes Brod, die mit wenig Fett bereiteten Gemüße in Fleisch, die schlechten Hadern in gute Kleider, diese übelriechende Stroh-

hütte in ein gut gebautes Haus, diese rohe Unkenntniß in eine verständige Einsicht, diesen dummen Neid in eine aufrichtige Brüderlichkeit verwandeln, aber dazu gehört Zeit, und man braucht die neuen Mittel nicht auszuschließen, wenn man vorerst die schon bekannten anwenden will. Dessen ungeachtet muß man dem Volke nicht glauben machen, daß selbst nach Einführung aller dieser Veränderungen sein Herz von allen oft so unerträglichen Leiden befreit sein würde. Ist das Leben jetzt nicht viel besser, als im Mittelalter, in den Zeiten der Aussätze, der ansteckenden Krankheiten, der Hungersnoth, nicht hundert Mal besser, als unter Ludwig XIV., Ludwig XVI. und unter Napoleon. Nun denn! Hört diesen Schmerzensschrei, hört ihn! Und wenn Ihr ihn selbst für den Augenblick unterdrückt, so wird er als dauerndes Wehklagen noch lange hinhalten. Aber was ist dieses für ein Weheruf? Das ist die Stimme des menschlichen Herzens! Gehet in die verflossenen Jahrhunderte zurück unter die Lehenszeiten des römischen Reiches und haltet Euch da bei dem glücklichen Zeitalter des Antoninus und der langen Ruhe des Augustus auf, ziehet nach Griechenland, besucht die reichen, glänzenden Städte Athen und Corinth, durchwandert beide Halbkugeln bis zu dem unempfindlichen Indianer, bis zu dem arbeitsamen Chinesen, der sich von einer Hand voll Reis nährt, besucht andere Völker, durchschifft das große Weltmeer, durchzieht die beiden Amerika, die sich wie zwei große Inseln ins Weltmeer hineinstrecken, von einem Pole zum andern, folgt den Wilden auf ihren Wanderungen, die in ihren Savanen von der Hoffnung leben, das Bisamthier zu erlegen und sein Fleisch zu essen, die ihr Vaterland in den Knochen ihrer Ahnen verehren, die sie in Fellen mit sich tragen, kommt auf den Schiffen Amerika's oder Englands wieder zurück, bewundert den Reichthum an den Ufern der Themse oder des Zuyder-Sees, steigt endlich noch zu den Alpenhirten hinauf, kurz beobachtet das gesammte menschliche Geschlecht unter allen Breiten, horcht auf alle Herzensschläge und antwortet mir. Tragen nicht alle ein gemeinschaftliches Leiden? Wer aus all diesen verschiedenen Menschen hat das, was er wünscht? Wer lebt ohne Bedauern, ohne Furcht, wer hat nicht schon in seinen besten Jahren seinen Vater, seine Mutter, sein Weib oder sein Kind verloren? Wer hat nicht die Mühen eines beginnenden Lebens voll Thätigkeit, voll Schwierigkeiten vor sich, das noch keinen Erfolg errungen, oder weiß nicht von den Lasten des Lebens zu erzählen, das sich dem Tode zuneigt, wie die Sonne dem Untergange, und von verlöschenden Wünschen, zu welchen sich die Ahnungen des Todes gesellen? Das sind schmerzliche Gefühle für das beschränkte Wesen, blos traurige für den erhabenen Geist, den noch größere Kümmernisse drücken.

Wollt Ihr Euch davon überzeugen, so geht bei dem vor Kälte zitternden Armen, der Hunger und Durst leidet, vorüber zu dem Reichen, der sich sättigt, auf Seide ruht und auf buntfarbigen Woll-

teppichen wandelt. Für ihn gibt es keine Kälte, keinen Hunger, keinen Durst, das ist wahr, er hat alles im Ueberflusse — aber seht doch seine sorgenvolle Stirne; wißt Ihr, was er thut? Er wünscht, verlangt und strebt heißer als der, der nichts zu essen hat, und was wünscht er denn, fragt Ihr höhnisch, mit solchen Schmerzen? Nicht Brod, nicht schmackhafte Speisen, nicht fruchtbare Felder, an all diesem hat er Ueberfluß, seine Mahlzeiten schmecken ihm nicht, und seine Ernten liegen ihm nur wenig am Herzen, aber er trachtet nach neuen Schätzen, nach neuer Macht, die ihm bestritten wird, vielleicht nach der Ehre, die ihm eine Beleidigung geraubt hat. Oder er ist nahe daran, Alles zu verlieren, was er errungen hat. Ein Windstoß hat sein ganzes Vermögen in den Grund des Meeres geschleudert, eine falsche Berechnung auf der Börse hat ihn vernichtet; die öffentliche Gunst zieht sich von ihm zurück — solche Kümmernisse, sagt Ihr, verdienen wenig Theilnahme. Aber sie lasten doch immer auf der Seele. Da habt Ihr andere, die Euerer Theilnahme noch in einem höheren Grade würdig sind. Er hat ein theueres Kind, eine geliebte Frau verloren — glaubt Ihr, daß er weniger liebt, weil er reich ist? Die Beobachtung der menschlichen Natur beweist, daß er tiefer leidet, denn seine Seele wird weniger von den physischen Leiden angezogen, sein inneres Leben ist reicher und je ungestörter er sich seinen Gefühlen hingeben kann, desto kräftiger wirken ihre Leiden auf ihn. Je weniger der Körper leidet, desto leichter gibt sich das Herz allen Empfindungen hin.

Ihr wollt nicht jenem scheinbar Glücklichen Theilnahme zeigen, weil er nach Geld oder Macht strebt, oder den Verlust von beiden beklagt? Ich bin damit einverstanden. Aber seht ihn einmal an der Spitze der Armeen das edle Handwerk des Krieges ausüben, er stirbt wie Epaminondas zu Mantinaea, nachdem er den Sieg von Leuctra errungen, er fällt wie Gustav Adolph zu Lützen, nachdem er bei Leipzig gesiegt, oder der Tod trifft ihn wie Gaston de Foix, gleich beim Beginn seiner glorreichen Laufbahn, der ein Ravenna in der Mitte seiner schönsten Triumphe verscheidet. Glücklicher Krieger, du stirbst, du stirbst jung und bist glücklich zu sterben, denn du bist auf verfochtenen Fahnen gebettet. Aber dieser arme Karl der fünfte, dem so vieles geglückt ist, der Franz den ersten besiegt hat, sagt mir, warum er abdankt und das Ende seines Lebens in Trauer erwartet? Hannibal, der den Gott des Sieges durch zwanzig Jahre hindurch seinen Fahnen vorauszuschreiten zwang, wird bei Zama besiegt, und von wem? von einem jungen Manne. Und dieser junge Mann, dieser Scipio, der im Anfange seines Lebens den großen, unsterblichen, nie erreichten Ruhm gehabt hat, einen Hannibal zu besiegen, dieser junge Mann bringt den Rest seines Lebens damit zu, von Neid verfolgt zu werden, einen mißrathenen Sohn zu bedauern, und, sein Vaterland verfluchend, sich von Rom entfernt zu halten. Und von jenen Glücklichen, welche die Geschichte Ludwig XIV. und Napoleon nennt,

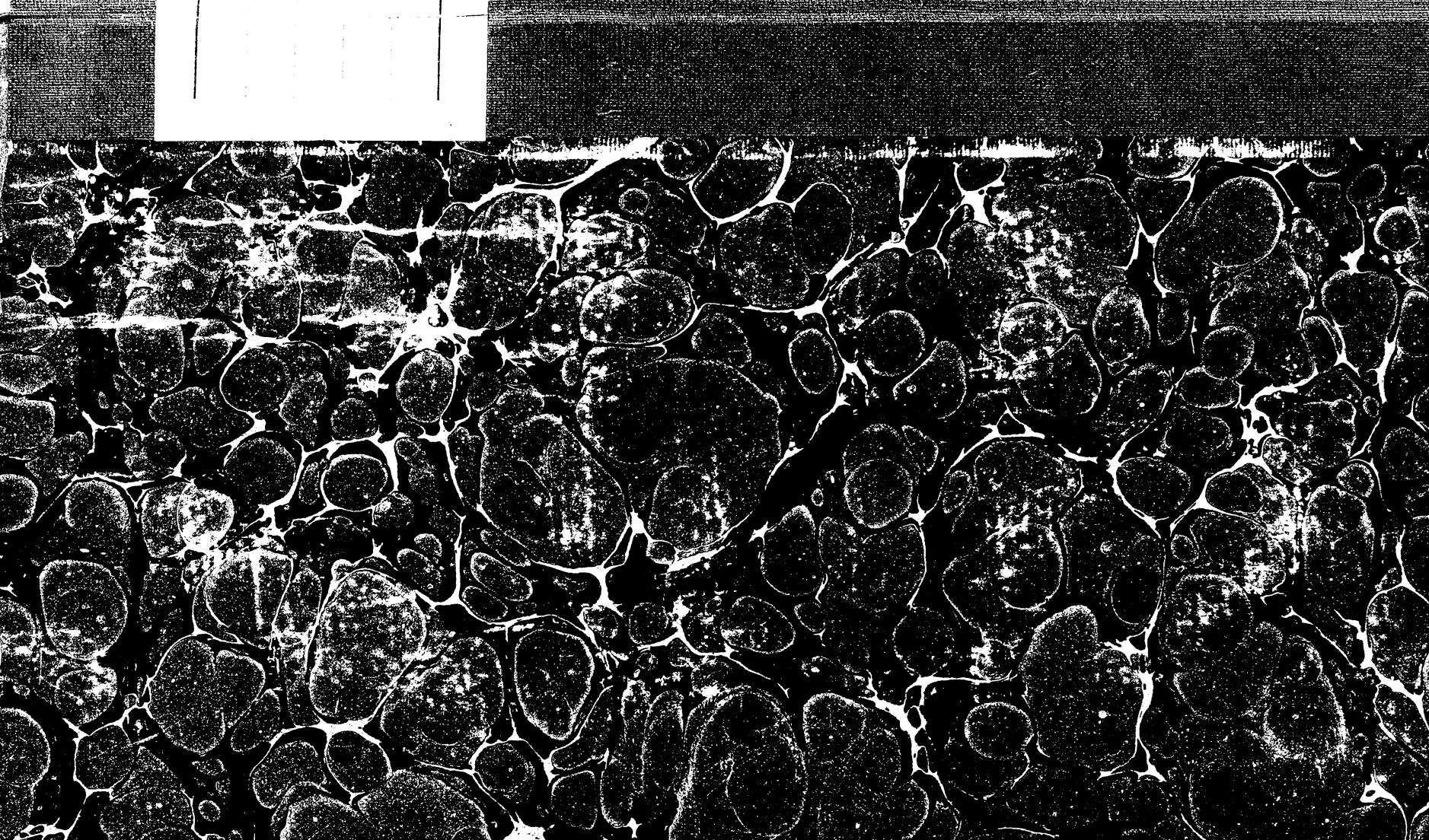
die das Weltall zwangen, sie zu bewundern, der eine während 50, der andere während 20 Jahren; von jenen Beiden muß sich der Erste als alter Mann für die Zärtlichkeit der La Vallière, durch die traurige Beherrschung der Frau von Maintenon abfinden lassen, statt Rocroy, sich mit Malplaquet begnügen, und statt Turenne und Condé, sich glücklich schätzen, Villeroy zu haben, zu dem er eines Tages sagte: Herr Marschall, mit unsern Jahren ist man nicht mehr glücklich! Der Andere findet nach den Siegen von Rivoli, Marengo, Austerlitz und Friedland die Niederlagen von Leipzig und Waterloo, und kömmt aus den Tuilerien, dem Escurial, den Palläſten von Schönbrunn und Potsdam, dem Kreml in das schlichte Haus auf jenem versengten Felsen. Er stirbt allein, fern von Frau und Kind, ein gefesselter Prometheus am Felsen! Und Ihr, die Ihr Karl X. und Ludwig Philipp fallen gesehen, Zweig auf Zweig brechen, Thron auf Thron stürzen, glaubt Ihr nicht, daß es in der Höhe ebenso große Schmerzen gibt, als in der Tiefe, ja noch größere? Das sind unnütze Abschweifungen auf dem Felde der gemeinschaftlichen Schmerzen, ruft Ihr mir zu. Wir sprechen von dem Leiden unter dem Leinenkittel, Ihr antwortet uns mit dem unter dem Purpur. O, Ihr seid sehr kurzsichtig, wenn Ihr nicht seht, daß dieser Purpur und dieses grobe Leinen nur ein nichtssagender Schleier sind, der die menschliche Seele bedeckt, und daß es unter dem betäubenden Glanze des Ersteren und unter der trüben Farbe des Anderen eine fürchterliche Gleichheit der Leiden herrscht. Gott versah die Seele Aller mit denselben Eigenschaften, sie widersteht den Eindrücken der Welt, gibt nach, erhebt sich wieder, duldet nochmals in Demuth, klagt unaufhörlich unter diesen verschiedenen gewaltthätigen Bewegungen, aber bewegt sich immer und unterwirft die Menschheit einer sichtbaren Prüfung, um sie einem unsichtbaren Ziele zuzuführen. Das mag sein, wird man mir sagen, aber der Urheber von allem dem ist ein Tyrann und das Verfahren, das wir Alle ertragen müssen, ist die Gleichheit der Tyrannei.

Ein Tyrann, wenn man will, aber die Tyrannei ist in allen Fällen gleich, und wir sollen, statt uns unter dieser unvermeidlichen Herrschaft zu entzweien, uns im Gegentheile vereinigen, um sie leichter zu ertragen. Diese Tyrannei, wenn man von einer Tyrannei sprechen kann (verzeiht mir diese Versündigung) thut sich in der äußeren Natur kund, die man bekämpfen, besiegen, unseren Bedürfnissen unterordnen, unserer Behaglichkeit anpassen muß. Laßt uns denn zusammen den Kampf gegen sie bestehen, anstatt uns an ihrem Busen untereinander hinzumorden! Laßt uns jene Ernten und ihren Besitzer gemeinschaftlich vertheidigen und beschützen, anstatt sie zum Gegenstande des Streites unter uns zu machen. Laßt uns von ihm den Antheil der dem Armen zukommt, fordern, anstatt ihm denselben zu entreißen.

Anstatt Ihr habt vielleicht den Schöpfer aller Dinge, diesen angeblichen Tyrannen, nicht vollkommen begriffen. Die Leiden, die

er uns Allen auferlegt, sind vielleicht nur Prüfungen, nothwendige, unvermeidliche Prüfungen, die jenseits genügend vergolten werden. Fassen wir ihn einen Augenblick fest ins Auge und es dürfte geschehen, daß wir ihn gerechter beurtheilen, so wie wir auch die gesellschaftliche Ordnung besser beurtheilen, je näher wir sie geprüft, je mehr wir sie verstanden haben.

Ein Dreieck muß drei Winkel haben, so wie es unvermeidlich ist, daß der Raum eine Ausdehnung besitzen muß. Weil Gott diese Bedingungen der Natur der Dinge gegründet oder zugelassen hat, ist er, scheint mir, weder unmächtig noch böswillig. Ist er deshalb weniger mächtig, weniger gut, wenn 2 und 2 auch für ihn 4 machen? Nun denn, wäre es nicht möglich, daß die Leiden für die menschliche Seele eine Bedingung ihrer Natur bilden? Was nennt man in der That fühlen? Heißt es, ein gleichgültiges Gefühl empfinden, wie den Eindruck einer Farbe, die auf eine andere folgt, und das Auge, das sie betrachtet, weder angenehm noch unangenehm berührt? Aber dann würde ich mich gar nicht rühren und unthätig bleiben. Ich fange erst dann zu fühlen an, wenn ich einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck empfinde, dann stellt sich ein Vergnügen oder ein Leiden heraus, dann macht sich mit diesen Eindrücken eine Bewegung geltend, entweder um den Leiden zu entfliehen, oder um das Angenehme zu erreichen. Dann erst kann man von Thätigkeit, von Leben reden. Sagt mir, daß es besser wäre, gar nicht oder weniger zu sein und von dem reichfühlenden Menschen zur Biene herabzusteigen, die nur im Verhältniß der geringen Thätigkeit ihres Lebens fühlt, oder von der Biene zum Polypen, zur Pflanze, zum Steine, zum Nichts. Ich gebe es zu, aber das ist Selbstmord. Oder werdet Ihr mir sagen, daß man statt hinab- hinaufsteigen und sich bis dahin erheben soll, wo man kein Uebel mehr fühlt und im Schooße Gottes ruht. Auch das gebe ich zu. Nur muß ich Euch bemerken, daß es zu früh ist. Die Religion geht weiter als die Philosophie, sie entwickelt in den Bedürfnissen der menschlichen Seele ein erhabenes Gefühl, das für den, der nicht völlig glaubt, eine Sehnsucht, für den, der mit ganzer Seele glaubt, eine Gewißheit ist. Die Religion sagt Euch: leidet, leidet in Demuth, Geduld, Hoffnung, in dem Hinblicke auf Gott, der Euch erwartet und Euch lohnen wird. So macht sie aus all den verschiedenen Schmerzen einen einzigen, der uns auf der langen, mühevollen Bahn begleitet, die uns zur letzten Glückseligkeit führen muß. Und dann ist der Schmerz nichts mehr, als eine von den Mühseligkeiten dieser unvermeidlichen Reise, und wenn er dem Herzen wehe thut, so steht ihm auch immer der unmittelbare Trost der Hoffnung nahe. Deshalb übt jene mächtige Religion, die man das Christenthum nennt, eine ununterbrochene Herrschaft über die Welt aus, und sie verdankt dies unter andern Gründen einem Geheimniß, das sie unter allen Religionen allein besitzt. Und wißt Ihr, worin dieses Geheimniß besteht? Darin, daß das Christenthum den tiefen Sinn der Leiden begriffen hat. Der menschliche

Geist hat sich mehrmals über seine Lehrsätze gestritten, niemals aber die Moral angegriffen, d. h. die Art und Weise, wie das Christenthum das menschliche Herz versteht. Das Heidenthum hat nicht einen ernsten Blick des Socrates oder Cicero aushalten können, denn es bestand blos in fabelhaften Mythen und war mehr Poesie als Religion, diese Geschichte von Leidenschaften, Liebe, Vergnügungen und dem Zorne der Götter war nicht mehr, als die der Könige in den Himmel verlegt. Für den Verstand ist das Heidenthum nichts mehr, als eine falsche Chronik, für das Gemüth ein Skandal. Aber jene Religion, welche da kam, welche da sagte: Es gibt nur einen Gott, er selbst hat gelitten, und für Euch gelitten, die sich auf dem Kreuze zeigte, unterwarf die Menschheit, indem sie zu ihrer Vernunft durch die Lehre von der Einheit Gottes sprach und ihr Herz durch Vergöttlichung des Schmerzes rührte. Und merkwürdig, dieser leidende Gott, den das Kreuz in allen Schauern des Todes vorstellt, ist von den Menschen tausendmal mehr angebetet worden, als jener heitere, majestätisch schöne Jupiter des Phidias. Die romantische Kunst wußte ihn zu verklären, noch ganz anders zu verherrlichen, als die klassische Kunst den Jupiter, und darin liegt das ganze Geheimniß des Unterschiedes zwischen der alten und neuen Kunst. Die erste steht durch die Gestalt höher, die zweite durch das Gefühl, die erste besitzt nur einen Körper, die zweite auch eine Seele. Deshalb konnte der christliche Glaube, während das Heidenthum durch einen hellen Blick des menschlichen Auges vernichtet wurde, fortbestehen, selbst nachdem Descartes die Grundlagen des menschlichen Wissens angegeben, nachdem Gallilai die Bewegung der Erde bewiesen, Newton die Anziehungskraft der Körper dargethan, nachdem Voltaire und Rousseau Throne gestürzt hatten. Und alle klugen Staatsmänner wünschen, ohne über die Lehren der Kirche zu urtheilen, die nur einen Richter haben, dem Christenthume eine ewige Dauer.

Sprecht doch zu dem Volke, wie die Religion! Sagt ihm, ohne in ihm das gerechte Gefühl seiner Rechte zu schwächen, ohne der Unthätigkeit oder dem bösen Vorhaben derer zu schmeicheln, die es beherrschen; sagt ihm, daß es für Alle eine unvermeidliche Zahl von Leiden gibt, die in dem Wesen der menschlichen Seele liegt, daß dieses Leiden ihm aber nicht von den Reichen aufgebürdet wird, daß es Gott als jene Kraft in unsere Seele legt, um sie der Unthätigkeit zu entreißen, sie in das Leben, in die Thätigkeit zu stürzen. Sagt ihm das, wenn Ihr nicht seinen Schmerz verdoppeln und in eine gottlose Wuth, die sich gegen Euch selbst wenden könnte, verkehren wollt, wie eine Waffe in unkluger Hand denen Verderben bringt, die sie trifft, und zugleich auch dem, der sich ihrer bedient. Ich fordere nicht auf zur Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Volkes, ich wünsche blos eine gerechte Würdigung derselben, eine einsichtige Beurtheilung und die Anwendung der wahren Heilmittel.